Rautenberg's Leben.

Lebensbilder

aus der

Geschichte der inneren Mission.

XV.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben und Wirken

des

Johann Wilhelm Rautenberg,

Pastoren zu St. Georg in Hamburg.

Hamburg.
Agentur des Rauhen Hauses.

Denkwürdigkeiten

aus dem

Leben und Wirken

des

Johann Wilhelm Rautenberg,

Pastoren zu St. Georg in Hamburg.

Zusammengestellt aus seinen hinterlassenen Papieren
und anderen Nachrichten
von
F. A. Löwe, Th. Lic.

Hamburg.
Agentur des Rauhen Hauses.

Druckerei des Rauhen Hauses in Hamburg. 1866.

Vorwort.

Es ist dem Unterzeichneten eine hohe Ehre, zum Lebensbeschreiber eines so gesegneten Gottesmannes, Volkslehrers und Seelenhirten, wie Rautenberg es 45 Jahre hindurch für die Gemeinde St. Georg und für Hamburgs Bevölkerung überhaupt gewesen ist, durch das Vertrauen der Seinigen bezeichnet worden zu sein. „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.“ Das ist bei dieser Ehre seine Hoffnung gewesen. Denn freilich war und ist er sich recht lebhaft der Schwierigkeiten, der inneren und äußeren, des übertragenen Werkes bewußt. Seine weite Entfernung von der Vaterstadt erhöhete dieselben noch.

Dieses Leben ist ein viel zu reiches gewesen und greift zu tief in's Ganze der neueren Reichs- und Kirchengeschichte ein, zunächst der hamburgisch-niedersächsischen, als daß es sich mit flüchtigen Umrissen in irgend genügender Art darstellen ließe. „Hätte dieser rechte Pastor

sein Leben und Wirken selber beschrieben, so sagt das Beiblatt des Rauhen Hauses von ihm, er hätte zugleich die stille Geschichte des Reiches Gottes, wie sie seit 50 Jahren in Hamburg sich hervorgebildet, aufbewahrt.“ Das läßt sich freilich nicht mehr ersetzen. Ohne überhaupt die Erwartungen in Bezug auf das, was den Lesern geboten wird, im Mindesten hoch zu spannen, mußte doch die Anforderung im Auge behalten werden, die ein künftiger kirchlicher Geschichtsschreiber dieser Zeiten auch an solche Denkwürdigkeiten wie die vorliegenden zu erheben berechtigt sein wird. Jedenfalls aber müssen die Leser sämmtlich erwarten dürfen, daß sie etwas mehr, etwas Vollständigeres und tiefer Begründetes erfahren, als was sie ohnehin schon wissen.

Hoffentlich wird das sehr bescheidene Büchlein, so viel es zu wünschen übrig läßt, wenigstens den Eindruck machen, daß mit einiger Vollständigkeit aus den augenblicklich zu erlangenden, allerdings unzureichenden Materialien und Nachrichten zu zeigen versucht ist, zuerst, wie unser Rautenberg das geworden sei, als was wir ihn gekannt haben, und sodann, worin seine Eigenthümlichkeit und Größe bestanden hat.

Er, der mit so seltener Kraft und Treue in die Gestaltung des Reiches Christi unter uns eingegriffen hat, hat selbst erst von der Hand des himmlischen Bildners seine Gestalt empfangen müssen unter vielen Schmerzen. Er ist nur durch die zusammenwirkende Bildungskraft fast aller der gährenden Triebe, die in jener gewaltigen Zeit vor 50 Jahren die Menschen unseres deutschen Vaterlandes innerlich und äußerlich bewegt haben, und nur im schweren Kampfe mit dem herrschenden Zeitgeiste, unter Gottes gnadenvoller Führung zu seiner Vollreife zubereitet worden. Auch sein Leben ist von Anfang an ein kleines Spiegelbild des großen vaterländischen und des engeren aber unendlich reichen vaterstädtischen Lebens gewesen, wie Dr. Wichern dies von Amalie Sieveking nachgewiesen hat. Nur gilt das von Rautenberg in höherem Maße. Schon aus seinem ersten Werden, aus seinem jugendlichen, oft stürmischen Ringen und Streben können wir das Leben und Streben dieses unseres Zeitalters, unserer nächsten Vorfahren und unser eigenes gründlicher verstehen lernen als bisher.

Was dem Leben und Wirken unseres Rautenberg überhaupt eine hohe und eigen-

thümliche Bedeutung giebt, wie nicht Viele eine solche in Anspruch nehmen dürfen, das sei hier noch hervorgehoben, da es als der leitende Gesichtspunkt dieser Denkwürdigkeiten zu betrachten ist.

Für Christum und sein himmlisches Reich mit aller Kraft des Geistes und Leibes einzustehen und zu wirken, ein geistlicher Vater und Hirte vieler Seelen zu werden, das ist zumal in einer großen Weltstadt wie Hamburg und durch fast 50 Jahre hindurch fortgeführt, vollends mit einer so außerordentlichen Begabung und unerschöpflichen Begeisterung wie die seinige, immer etwas Großes und Herrliches zu nennen. Und wer will nach allem dem Segen, welchen Rautenberg's Wirken im Leben nicht nur, sondern auch im Sterben an den Tag gebracht hat, ihm diesen seinen hohen Ruhm schmälern? Er begehrt und bedarf schon insofern durchaus keines Lobredners und ein solcher zu werden erklärt sich der Unterzeichnete gänzlich unfähig. Ein Leben dieser Art ist durchaus nur dann würdig darzustellen, wenn man Gott und dem Heilande allein die ganze Ehre giebt, die mancherlei Schwächen und sündlichen Gebrechen des Werkzeuges in

keiner Weise verhehlt oder übertüncht. Aber es kommt noch etwas hinzu, was diesem Leben eine eigenthümlich historische Bedeutung giebt für das Reich Christi in der Welt. Rautenberg war einer der Wenigen und einer der Letzten unter uns, welche die neue Morgenröthe eines lebendigen Christenthums, nach einer langen und trüben Dämmerung, am Anfange dieses Jahrhunderts selbstständig mit heraufzuführen berufen waren und schwerlich hat ein Anderer diesen wichtigen Beruf für Hamburg, die dritte Stadt Deutschlands, in dem Maße und so volksthümlich erfüllt wie er, so bedeutende Kräfte ihm auch zur Seite standen und gefolgt sind. Er hat nicht etwa bloß Vergangenes hergestellt. Er hat dem Evangelium neue Bahn in's Volksleben zu brechen geholfen. „Er stammte noch" — wir erlauben uns dies aus einer schriftlichen Aeußerung Dr. Wichern's als des Mannes anzuführen, der ihn am Besten zu würdigen im Stande ist — „er stammte noch aus der ersten Zeit der wiedererwachenden Glaubensliebe und hatte mit aus der Quelle getrunken, von deren Wasser nur weiß, wie frisch und erquickend es ist, wer es selbst genoß. Er hatte ein Christen-

leben, in welchem nichts Angelerntes, bloß Ueberkommenes war. Er gehörte zu denen, die innerlich frei sind, dabei aber auch anerkennen, was bei Andern, wenn auch in mannigfaltiger Gestalt, von Gott ist. Das war sein Kern, den man immer wieder durchschmeckte." Rautenberg hatte, und das war seines Gottes gnadenreiche Absicht mit ihm, das Kleinod des Glaubens mit eigener Mühe finden und sich zueignen müssen als ein neues und Alles neu machendes. Auch was kirchlich und konfessionell an ihm war, trug nicht das Gepräge bloßer Ueberlieferung, war aus der selbsterfahrenen Kraft Christi von Innen heraus neu geboren und weckte daher neues Leben. Luther redete durch seinen Mund, weil Christus durch ihn redete; in der Weise und nach dem Bedürfniß des 19. Jahrhunderts. Von Nachahmung war keine Rede. Hierin glich er Claus Harms, mit dem er am Meisten in Wesens- und Wirkensverwandtschaft stand. Er hat auch Schleiermacher, seinen verehrten Lehrer, niemals unter die Todten geworfen, wie Viele es jetzt thun, so frei er auch ihm gegenüber stand durch Christum. Er ward je länger je mehr, wie es ihm ein schlichtes Zeugniß schon nachgerufen

hat, bei allem Eliaseifer ein herzlich demüthiges Kind seines Gottes. Er hat sich müde gewartet an seinen Kindern und müde gekämpft für die Wahrheit. Wir haben einen Vater an ihm verloren und die Kirche hat einen ritterlichen Helden verloren. Hamburgs und seiner Gemeinden geistliches Gedeihen ist nicht mehr zu trennen von dem Namen und Gedächtniß Rautenberg's. Möge er Nachfolger finden, welche die Wege beharrlich gehen, die er ging, die Wege der ewigen Wahrheit durch den Glauben an Jesum Christum, die da spricht: Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.

Schließlich sagt der Verfasser herzlichen Dank denen, welche ihm mit großer Bereitwilligkeit das nöthige Material, so weit es in ihren Kräften stand, zu Gebote gestellt und ihn sonst unterstützt haben, vor Allem der verehrten Frau Wittwe, welcher dieses Büchlein jedenfalls das Meiste und Beste verdankt, was es bringt, und die keine Mühe und Anstrengung dafür sich hat verdrießen lassen, den trefflichen Töchtern, dem werthen Herrn W. Duncker, dem Schwager und treuen, herzlich geliebten Freunde des Verewigten, Herrn Pastor Sengelmann, Herrn Dr. Rothenburg, den Herren Lehrern in St. Georg,

Herrn Stadtmissionar Irwahn und Anderen. Am wenigsten genügend wird die Schilderung der staunenswerthen Wirksamkeit unseres Rautenberg — zumal denen erscheinen, die ihm näher gestanden haben. Da ist noch eine reiche Nachlese übrig gelassen. Aber zur Entschuldigung dienen — außer dem: ultra posse nemo obligatur — auch die streng gemessenen Bedingungen des Raumes und der Zeit! Gottes Segen sei mit dem Büchlein.

Zürich im Februar 1866.

Der Verfasser.

Druckfehler.

Seite 16, Zeile 9 v. u. lies Brotteig statt: teich.
" 87, " 5 " o. " ihn statt: ihm.
" 104, " 6 " u. " ihrem Geiste statt: Gihrem eiste.
" 264, " 15 " o. " letzten Schlaf statt: ewigen Schlaf.

Erster Abschnitt.

Familienverhältnisse, Kindheit und Jugendleben bis 1813.

Zu allen Zeiten hat Gott der Herr sich vorzugsweise seine Zeugen und Werkzeuge erwählt aus dem Dunkel und der Niedrigkeit. In diesen Tagen, da Er auch ein großes und mannigfaltiges Werk zu verrichten hat, sind auch in deutschen Landen wieder eine Reihe von Söhnen des Volks, des edlen Bauernstandes und Handwerkerstandes, zur Arbeit in seinem Weinberge berufen worden. Je künstlicher das Leben wird, desto mehr bedürfen wir der frischen Naturkraft, geheiligt vom Geiste des Herrn, wenn uns geholfen werden soll. Man denke an Jung-Stilling, E. M. Arndt, Fichte, Scharnhorst, Claus Harms und viele Andere. Auch aus unseres Rautenberg's Stammes- und Jugendleben weht es uns kräftig und lieblich an, wie den blinden Isaak von den Kleidern seines Sohnes. Es ist „der Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat."

1730 d. 10. December wurde der Vater, Christian Friedrich Rautenberg zu Werben in der Altmark im Brandenburgischen von christlichen Eltern des Bauernstandes geboren und in Gottesfurcht auferzogen. Da er groß und schlank war von Statur, so wäre er dem Soldatendienst unter den Garderegimentern des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen schwerlich entgangen. Diese Furcht noch mehr als der Handwerksbrauch trieb ihn, als Bäckergeselle zu wandern. Ein gewitzter Geselle rieth ihm, sich hinkend zu stellen, da sie einem Städtchen sich näherten, wo preußisches Militär lag. Er muß sich mit Geschicklichkeit des Raths bedient haben, denn an der Hauptwache hörten sie einen Soldaten zum anderen sprechen: „Seht doch den langen hinkenden Kerl, wie Schade, das gäbe einen herrlichen Flügelsmann.“ Es mag sich dies wiederholt haben. Nach einer Tradition war Friedrich Rautenberg mit einem lustigen Schornsteinfegergesellen und zwei anderen Gefährten schon beim Hoopt oberhalb Hamburgs über die Elbe gegangen, als sie preußische Werber erblickten. „Hinke, hinke,“ habe ihm der Spaßvogel zugeraunt und so oft er's vergessen, ihm eins in die Rippen versetzt. Uebrigens nahm der ernsthafte Friedrich großes Aergerniß an dem leichtfertigen Menschen und hätte ihn gern wacker durchgebläut. Indessen trennte man sich. Es war eine sichtbare Fügung, daß er zuerst in dem Backhaus der

Vorstadt St. Georg Arbeit erhielt, dicht bei der Kirche, in welcher sein Sohn über 40 Jahre das Brot des Lebens ausgetheilt hat. Als Curiosum sei hier noch erwähnt, daß ein Mitgeselle damals schlafwandelnd vom Kirchendache ein Vogelnest mit jungen Vögeln herabholte und es glücklich in die Schlafkammer hinaufbrachte, sich — immer im Schlafe — ruhig wieder zu Bette legte und das Nest in einen Zipfel seines Betttuches einwickelte. Auch in Altona und darauf in Blankenese am Elbufer arbeitete Rautenberg auf seinem Handwerk, als er eines Tages im Leiterwagen über den Marktplatz in Altona fahrend zwei Soldaten auf sich zukommen sah. Siehe da, es waren jene beiden Gesellen, die mit ihm über die Elbe gewandert. Sie eröffneten ihm mit Wehklagen, er könne dem losen Schornsteinfeger wohl Dank sagen für seinen Rath, sie seien beide angeworben mit List und Gewalt. Da hat der wackere Bäckergesell auf seinem Wagen die Hände gefaltet und laut seinem Gott gedankt. Schon hatte er gehört, es werde im Dorfe Moorfleth am Elbdeich ein tüchtiger Bäckergesell gesucht, der den verstorbenen Meister Meldau vertreten solle. Nach etwas anderen Berichten trat er noch bei dessen Lebzeiten „fechtend“ in's Backhaus und wurde vom Meister zur Rede gestellt, warum ein so frischer junger Kerl bettele und habe ihm Arbeit angeboten. So viel steht fest, Friedrich Rautenberg führte das Geschäft

und heirathete nach einigen Jahren die Wittwe, die ihm 1771 durch den Tod geraubt ward. Noch in demselben Jahre ließ er sich trauen mit Gesa Heitmann aus Curslack in den gesegneten „Vierlanden.“ So kam niederländische Art und Abstammung mit preußisch-brandenburgischem Blut zusammen. Solche Stammesmischungen pflegen edle Frucht zu tragen. Ein junges, schlichtes, frommes, aber munteres Bauernkind war sie, die ihr Leben lang die Tracht der dortigen Bäuerinnen getragen hat, auch damals noch, als ihr Sohn auf der Kanzel der Vorstadt St. Georg stand und einer der populärsten Prediger und einflußreichsten christlichen Volksmänner der großen Weltstadt geworden war.

Noch recht jung war Gesa, als der langgewachsene vierzigjährige ehrbare Bäckermeister um sie ansprach. Sie scheute innerlich zurück vor dem ernsten Schritt, hatte überall noch keine Heirathsgedanken und nun gar solch' ungleiche Verbindung! Grade damals war durch einen großen Deichbruch alles Land unter Wasser gesetzt. Sie frohlockte, als sie es gewahr ward. Nun habe sie doch nicht nöthig, den „alten Bäcker von der Sandwisch“ zu heirathen. Aber siehe, noch war das Wasser nicht verlaufen, wer kam auf hohem Roß einhergetrabt? Der Bäcker von der Sandwisch (Wisch-Wiese). Sie willigte ein und die Ehe war trotz des anscheinenden Mißverhältnisses eine im Himmel ge-

schlossene. Der Segen von Oben ruhte auf ihr. Elf Kinder hat sie ihrem Manne geboren, die meistens früh starben, von denen jetzt nur noch der älteste Bruder unseres Rautenberg hochbejahrt aber fröhlich im Glauben lebt. Das jüngste von allen kam der Mutter fast ungelegen, ein Spätling und Benjamin nach 10 anderen, da der Vater schon ein Sechziger war. Auch litt sie viel um ihn. Sie hat später oft bekannt, sie habe es Gott abgebeten, da es ein Segenskind geworden und sie sich versündigt habe an demselben. Eben dieser gesegnete Spätling und dieses Schmerzenskind war unser Johann Wilhelm Rautenberg, geboren zu Moorfleth im Backhaus an der Sandwisch den 1. März 1791.

Der Vater unseres Johann Wilhelm war ein schlichter, ernsthafter, tief frommer Mann, von einem Kern und einer Gediegenheit, daß er ungesucht geistig wie körperlich über seines Gleichen hervorragte, bei seiner geringen Schulbildung mit hellem Geiste und festem Willen begabt, in der heiligen Schrift und in Luthers Schriften bewandert. Auch sonst las er gern z. B. über Sternkunde, die ihm von seines Gottes Allmacht Zeugniß gab. Er kannte keine Menschenfurcht, nur Gottesfurcht. Mit gradem, offenem Sinn vertrat er, was er für recht und wahr hielt, gegen Jedermann, hoch oder niedrig. Oft wohnte er der Kinderlehre in der Kirche am Sonntagnachmittage bei.

Einmal sagte der Pastor, von Gottes Allmacht redend: Gott kann Alles thun, auch was über die Vernunft geht, nur nicht, was wider die Vernunft ist. Der Ansicht war der alte Rautenberg nicht und als der Pastor nach einigen Tagen zu ihm kam, sagte er ihm, mit dem in der Kinderlehre Gehörten könne er nicht übereinstimmen. Dabei nahm er seine Hauspostille vom Bort und schlug eine Stelle auf, worin Luther sagt, Gott könne Alles thun, auch was wider menschliche Vernunft sei. Das sei auch seine Ansicht. Etwas beleidigt erwiderte der Pastor: Mein lieber Rautenberg, Luther war auch ein Mensch — und wandte sich von ihm ab. Von dieser Natur des alten Stammes, Gott mehr Ehre zu geben als den Menschen, ist der jüngste Zweig, Johann Wilhelm, nicht abgewichen. Sie lebte und zeugte mächtig in ihm fort. Selten kam unser Bäckermeister aus seiner Gemüthsruhe. Doch erwachte auch wohl einmal etwas in ihm von der Petrusnatur. Als er einst wie gewöhnlich das Tischgebet halten wollte und dabei, wie er nie unterließ, sein Käppchen abnahm, forderte er einen zufällig im Familienzimmer anwesenden Juden auf, ein Gleiches zu thun. Als dieser sich weigerte — die Juden beten bekanntlich mit bedecktem Haupte, oder er wollte an des Christen Gebet keinen Theil nehmen — stand der alte Rautenberg auf und schlug ihm die Mütze vom Kopfe herunter.

In seinem Glauben ließ er sich durch Nichts und Niemand irren. Als im Jahre 1787 ein neues Hamburgisches Gesangbuch von aufgeklärter Art erschien, welches ihm durchaus nicht zusagte, ließ er sein altes Gesangbuch mit in das neue hineinbinden. Wurde nun in der Kirche ein Lied gesungen, das ihm zu lau und flau war, so sang er eins der alten Kernlieder, welches dieselbe Melodie hatte. Wie wenig er aber die Finsterniß liebte, wie sehr es ihm daran lag, in allen Dingen klar zu sehen, ein rechter Protestant im besten Sinne, erhellt aus Folgendem. In dem Gellertschen Liede: „Gedanke, der uns Leben giebt" (Hamb. Gesangb. Nr. 117.) konnte der alte Rautenberg sich nicht in die zweite Strophe hineinfinden. Da er meinte, er verstünde wohl die Worte nicht, da ihm auch wohl sein Pastor kein Genüge gab, so begab er sich eines Tages mit seinem Gesangbuche zu dem damaligen Senior des geistlichen Ministeriums Pastor Gerling und bat denselben, ihm den Vers doch zu erklären, den er vielleicht mißverstehe. Denn nach seiner Meinung gebe es in dem christlichen Glauben keine Finsterniß und dieser Ausdruck: „umringt mit heil'gen Finsternissen" sei ganz unpassend in einem christlichen Lande. Gerling vertheidigte den Dichter, aber der alte Rautenberg kehrte doch unbefriedigt nach Hause zurück. Wir sind der Ansicht, daß er nicht ganz Unrecht hatte. Das Bild erinnert mehr an den Berg Sinai, als

an den Berg Zion und das neue Jerusalem (Hebr. 12, 18 ff).

Mit seinem energischen Charakter, seiner Gottesfurcht und Klugheit, galt der alte Bäckermeister im ganzen Lande als Factotum. Der Bäcker in der Sandwisch hat es gesagt, dann muß es wahr sein, oder dann wird es wahr — so hieß es im Volksmunde. Mit seinem Gesetzbuche unter dem Arme ging er eines Tages bis zum Bürgermeister in Hamburg, der ihm verboten hatte, seine Kühe auf dem Deiche weiden zu lassen, und bewies ihm sein Recht so klar, daß es ihm zurückgegeben werden mußte.

Was neben solchem ernsten, willensfesten Vater die so viel jüngere Mutter unserem Johann Wilhelm sein mußte, wie viel er mit seiner reichen, vielbegabten, sprühenden Natur der ihrigen verdankte, ihrer lebhaften, gemüthsinnigen, die Ihrigen mit aller Inbrunst umfassenden Herzensnatur, die nicht minder als die väterliche von tiefer Gottseligkeit getragen und zusammengehalten wurde, das werden wir noch aus seinem eigenen Munde vernehmen. So wuchs der Knabe heran im stillen Moorfleth und ein liebliches Kind muß er gewesen sein. Eine Dame, die ihn auf der Schwelle sitzen sah, als sie vorüberfuhr, ließ halten und bot eine bedeutende Summe, wenn sie ihn als ihr eigenes Kind behalten dürfe.

Am Billwärder-Elbdeich, in einer von jenen überaus fruchtbaren im Frühjahr in aller Pracht der blühenden Obstbäume prangenden Niederungen einer ächtniederländischen Dorfnatur, durch welche die Elbe vielarmig sich hindurchschlängelt, liegt dem von Hamburg Kommenden zur Linken die oft genannte Sandwisch mit der Moorflether Kirche, zu welcher vom hohen Deiche der Weg hinabführt. Dort unten lag auch das alte Backhaus mit seinem Obstgarten, der vorn eine undurchdringliche Lindenlaube hatte und hinten an die Felder und Wiesen stieß, die nach Billwärder führen. Vor dem Hause lag, nur durch den Fahrweg getrennt, ein großer Teich, das Brack genannt, mit Weiden bepflanzt, an welchen ein schönes Bauerngehöft anstieß mit himmelhohen Bäumen. Dieses Wasserbecken mit seinem dunkelschattenden Laubholz, mit dem Kahn, der darauf lag, ward für den Knaben ein erstes Paradies der Kindheit. Auch dem Manne blieben diese Stätten, später sehr verändert, eine liebe Heimath, zumal ein Birnbaum, in welchen er oft hinaufgeklettert war. Jedesmal verklärte sich sein Angesicht und das Herz floß über, wenn er von seinen Jugenderinnerungen Kunde gab. Die wahrhaft herzinnige Freude an Gottes großer Schöpfung und das tiefe geistvolle Verständniß auch des Kleinsten, die in ihm wohnten und bis in sein hohes Alter sich eher steigerten als abschwächten, hat er in jener Stille der heimathlichen

Dorfnatur frühzeitig geschöpft. Er selbst fühlte sich als einen lebendigen Theil dieses lieblichen Ganzen, nicht als einen Fremden ihr gegenüber, und eben darum war seine Freude fern von der Sentimentalität eines gebildeten Städters, der auf dem Lande sich als Sonntagskind gebärdet. Zwischen ihm und der Natur war eine tiefe und ernste Freundschaft, die der Freude an den Menschen keinen Eintrag that, vielmehr seinem Verständniß des Volks und aller äußeren und inneren Zustände desselben zur Grundlage diente und seinem ganzen Wesen eine Kindlichkeit einhauchte, deren letzter Grund in dem seligen Kindesverhältniß zum Schöpfer aller Dinge lag.

Schon als kleiner Knabe wollte Johann Wilhelm Pfarrer werden. Der tiefe innere Trieb konnte sich nicht verleugnen, ohnehin geweckt von des Vaters ächter Frömmigkeit, seinem evangelischen Geist, seinen regelmäßigen Hausandachten. Die einige Jahre ältere Schwester Maria, an Geist und Gemüth ihm ebenbürtig, mußte den Küster vorstellen und ihn zur Kanzel begleiten. Weil sie aber ihren Dienst nicht ordentlich versah, so schlug er sie und wies ihr die Thür; denn ihm war es ganzer Ernst damit. Er predigte von nun an den Stühlen, die allein seine Zuhörer waren. Es existirt noch eine Anzahl von Zettelchen, z. B. vom Jahre 1802, alle mit dem Eingange: „Die Worte der heiligen Schrift, welche wir unserer Betrachtung zum Grunde legen wollen, finden wir auf=

gezeichnet" — folgt der Text und alsdann das Thema, auch die Nummern der zu singenden Lieder, z. B. Matth. 5, 9 und Röm. 12, 18: „Der Apostel ermuntert hier zur christlichen Friedfertigkeit und Jesus verheißt uns die Belohnung dieser Tugend, nämlich daß wir selig werden sollen und Gottes Kinder heißen. Ihr, meine Zuhörer, werdet euch gewiß dieser Tugend befleißigen, indem ihr des Apostels Ermahnung befolgt. Auch ich werde euch so viele gute Ermahnungen geben als mir möglich ist." — Oder über Luc. 21, 34 und Gal. 5, 21: „Wir wollen uns jetzt mit den bösen Folgen der Unmäßigkeit beschäftigen." — Auch über „zu nützliche (!) und unnütze Reden" wird gepredigt. — Ohne Zweifel liegen hier wirklich gehörte Predigten zu Grunde, die er in seiner Weise wiederholte oder frei variirte. Das jüngste Söhnlein unseres Rautenberg, sein Hänschen, frühzeitig im 7. Jahre den Eltern genommen, ein überaus lieblicher blonder und blauäugiger Knabe von wunderbarem Geist, wiederholte frühzeitig jenes ernste Spiel des Vaters und dieser erkannte sich selber in ihm wieder, auch mit seiner leidenschaftlichen und sprühenden Lebendigkeit. Damals sollte sein ältester Bruder Hermann, zugleich der treueste Freund und Beistand durch's ganze Leben, ihn lesen lehren. Aber dazu zeigte der ungeduldige Knabe nicht die allergeringste Lust. Er, der später nicht von den Büchern zu bringen war, lief eiligst

davon, sobald er etwas davon merkte. Er hatte eben noch keine Ahnung, was ihm aus diesen todten Buchstaben für lebendige Bäche der Erkenntniß fließen sollten. Am wenigsten aber mutheten ihn die häuslichen Arbeiten an, zu denen man ihn frühzeitig herbeiziehen wollte. Wenn seine älteste Schwester Anna, die als 20jährige schon den Neugebornen zärtlich und verständig gehandhabt hatte, so daß seine erwachende Seele anfangs die Mutter nicht unterschied und beide „Mama“ titulirte, von dem 8—9jährigen Knaben verlangte, er solle die sogenannte „Mangel“ oder Walze für die Wäsche ziehen helfen, so war ihm das so gründlich zuwider, daß er wohl seine eigene Wäsche heraussuchte und erklärte, er möge sie lieber „ungemangelt“ tragen. Nur liebte er es, in der frühesten Morgenstunde von der Küche aus im Winter die Wohnstube zu heizen. Denn dabei kam seine zärtliche Liebe zur Mutter mit in's Spiel. Niemand wachte dann als sie und er. Sie zählte den Brotverkäufern das Brot zu, indessen der Knabe den Ofen heizte. Die Stube ward indessen warm, der Kaffee war fertig, Mutter und Sohn tranken ihn gemeinsam bei Licht und wenn sie getrunken hatten, öffnete der Knabe die Fensterladen. An diese stillen Morgenstunden dachte er oft mit tiefer Freude zurück, wie E. M. Arndt an die Nachtstunden, wo er mit seiner frommen Mutter die Bibel durchlas. Aus diesem Herzensumgang mit seiner lieben gottseligen Mutter,

die eine „Stille im Lande“ war, schöpfte der Knabe unsäglichen Gewinn. Das war das stillste und innerste Heiligthum seines Jugendlebens, aus welchem ihm zuerst die Wasser des ewigen Lebens flossen, die ihn endlich zum Segensquell für viele Tausende gemacht.

Als Gegengewicht gegen dieses früh sich entfaltende Gemüthsleben diente vor Allem das Umhertummeln auf den Wiesen und dem Wasser des Brack oder der großen Elbe, im Winter auf dem Eise. An Wildheit und Verwegenheit fehlte es dem heranwachsenden Knaben nicht. Maria, fast noch verwegner, war stets die Anführende dabei. Bei dem Glitschen oder Schlittschuhlaufen einzubrechen, galt eher für ein Vergnügen als eine Gefahr. Freilich geschah das meist nur auf den übergefrornen Wiesen, wo es im schlimmsten Falle nasse Füße und Beine gab. „Eenputhen“ nannte er das und ergötzte sich noch als Greis daran, wenn es einem seiner Enkel ähnlich erging. Auch diese Freundschaft mit dem kalten Elbwasser begleitete unseren Rautenberg durch's Leben hindurch. Wie er in späteren Jahren in der offenen Elbe badete und schwamm, bis es Eis gab, zuweilen bis in den December hinein, und zwar in früher Morgenstunde, das ist Allen bekannt, die von seinem Privatleben wissen. Das hat er fortgesetzt bis in sein hohes Greisenalter. Auch in ihm lebte etwas von der nordischen Eisennatur eines Arndt oder Fichte. Man sieht, und darum

heben wir dies hervor, aus bloßem Gefühlsschwärmen und müßigen, wenn auch frommen Phantasieen ist auch dieses Mannes Leben nicht erwachsen. So üppig auch frommes Gefühl und Einbildungskraft von Anfang in ihm lebten, so war es doch ein ganzes, volles, nach allen Seiten sich kräftig und thätig entfaltendes Menschenleben, das so reiche Frucht des höheren Lebens trug. Die junge Menschennatur will ihren vollen Spielraum haben, unter der Zucht eines frommen häuslichen Sinnes, und dieser Raum darf ihr nicht verkümmert werden.

Als er anfing die Schule des Dorfs zu besuchen, war es eine Versuchung für ihn, zumal in der Wonne des Frühjahrs, sich unter dem dichten Versteck der grünen Weiden am Teich und auf demselben in seinen Träumen zu verlieren und zuweilen wurde freilich dann die Schule — geschwänzt. Die Frühlingsblumen und die Vögel hatten es ihm angethan, die dort alle versammelt waren. Sollte er sie im Stiche lassen, die um seinetwillen schienen gekommen zu sein? Vom Vater bekam er dann strenge Worte zu hören und oft hieß es: „Wat will ut di noch waren?" (was will aus dir noch werden?) Bei Tische betete er einmal: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast; weil er aber an seine nur lose gefalteten Hände dachte, die lauter Löcher bildeten, so sagte er zum Schluß „Löcher" — statt Amen, und bekam dafür seines Vaters Mütze an

den Kopf. Ein ander Mal, den Pudding auf dem Tisch ansehend: „Sünd da ook Rosinen in?“ statt: Amen. Der Erfolg war eine Ohrfeige. Später aber ward ihm die Schule sein liebster Aufenthalt und sein braver Lehrer, der Küster und Organist Jürgen Hinrich Wolters brauchte den ungewöhnlich fähigen Schüler mit zum Unterrichten der Uebrigen. Bald entdeckte er in ihm auch ein musikalisches Talent ungewöhnlicher Art und fing an, ihn auf der Orgel zu unterrichten. Schon nach 8 Unterrichtsstunden soll der Knabe im Stande gewesen sein, die Gemeinde beim Gesange zu leiten, wie er es später in verschiedenen Kirchen that. In allen den Stücken, die einen Prediger, Priester und Seelsorger, einen ganzen und vollen Pastoren ausmachen, hat unser Rautenberg „von der Pike auf“ gedient. Die kirchliche Musik aber und zumal die Orgel ward ihm früh so lieb und so vertraut, wie eine liebe Braut. „Meine liebe Orgel“ — das ward einer der Grundtöne seines Herzens und Lebens. Diese seine erste Liebe füllte wohl damals sein junges Herz noch aus, so weit es Raum hatte für eine „ideale“ Liebe. Das befestigte in dem Knaben mehr und mehr den Gedanken, Schullehrer, vielleicht Organist zu werden. Denn der Pastor stand ihm so hoch über den gewöhnlichen Menschenkindern, wie der Himmel über der Erde. Er konnte es nicht glauben, daß die Pastoren menschliche Bedürfnisse hätten.

Der Vater indessen war der Meinung, sein Johann Wilhelm habe zu hohe Gedanken und faul sei er obendrein. Das Hinträumen im Kahn unter den Weiden gefiel demselben nur schlecht. Er hielt also den Knaben zur Bäckerei an, so viel dieser irgend zu brauchen war, und ließ ihn im Garten arbeiten. Beides gefiel wiederum dem Sohne nur schlecht. Allenfalls ließ er sich das Füttern der Hühner gefallen, das ihm allein übertragen war. Wenn er aber in den Nächten auf der Backstube vor übergroßer Müdigkeit einschlief und sein älterer Bruder ihn mit dem Länghol z weckte, so beklagte er sich bitter. Noch in späteren Jahren behauptete er, es sei der Mangel an Schlaf in der Jugend der Grund gewesen, weßhalb er nicht wie sein Vater ein großgewachsener Mann geworden sei; es sei Alles in ihm darauf angelegt gewesen. Oft noch, wenn er als Hausvater bei Tische lebhaft ward oder disputirte, spannen seine Finger unwillkührlich Kringel aus Brotteich, die er alsdann den Seinen lächelnd hinreichte und die durchaus kunstgerecht waren. So ging es frühzeitig mit ihm durch allerlei innere und äußere Noth hindurch, in welcher sein treuer himmlischer Erzieher die junge heiße Natur auch durch Hitze und Drangsal von Außen bändigte und formte.

Ernste Welt- und Familienereignisse wirkten damals auf das junge Gemüth ein und stimmten es

gleichfalls zum Ernste. Von der französischen Umwälzung berührten die äußersten Wellen auch das stille Dorf am Elbdeich. Eine Anzahl von emigrirten Trappistenmönchen unter ihrem Abt oder Guardian hatte sich dort niedergelassen. Der Abt allein durfte sprechen. Das scheint auf den Knaben einen tiefen Eindruck gemacht und seine rege Phantasie beschäftigt zu haben. Etwa in seinem 12. Jahre ward seine Lieblingsschwester Maria die Braut eines ausgezeichneten jungen Mannes. Diese junge heiße Liebe beschäftigte auch des Knaben Gedanken sehr. Maria war 17 Jahre alt, der Bräutigam etwa 20 und die dichte schöne Lindenlaube spielte eine Hauptrolle bei dieser Gelegenheit. Leider war dies Glück ein kurzes. Im 28. Jahre starb der junge Mann an der Schwindsucht mit Hinterlassung von 3 Kindern. Dies Geschick seiner Schwester hat der Bruder mit dem tiefsten Antheil an ihrem schweren Leid wie zuvor an ihrem Liebesglücke innerlich miterlebt und es ihr tragen helfen. Auch in einer zweiten Heirath mit einem braven Manne blieb ihr doch der kurze glückliche Traum ihrer Jugend der bleibende Grundgedanke, bis spätere Zeiten nicht ohne Antheil des Bruders ihr eine Liebe brachten, vor welcher jede irdische erbleicht. Beider Verhältniß blieb ein tief inniges unter allem Wechsel des äußeren Lebens. — Ernster noch und schwerer gestaltete sich das Loos der ältesten Schwester Anna.

Sie muß schön gewesen sein. Ein hannoverscher Adliger heirathete sie und machte sie elend, brachte das Ihrige durch und sie kehrte nach kurzer Zeit zu ihrem Vater zurück. Später als Wittwe ward sie die Frau eines Bäckers in Hamburg in der Steinstraße, aber ihre Verhältnisse blieben gedrückt und sie starb in bedrängter Lage, überlebt von einem Sohne.

Fünfzehn Jahre war Johann Wilhelm geworden, und empfing den Konfirmationsunterricht von dem damaligen Pastor Lütkens, der ihm wohl wollte und in dessen Hause er viel aus- und einging, als auch an ihn die ernste Frage herantrat, was aus ihm werden sollte. Sein reger Geist konnte sich nicht in die engen Schranken einer Backstube einspinnen. So gern der Vater ihn dabei behalten hätte, er mußte ihn eines Tages fragen, was er eigentlich werden wolle? In der Angst seines Herzens, da er mit dem Wunsch, Lehrer zu werden, nicht herausrücken mochte, antwortete er, um nur etwas zu sagen: „Ja Vater, dann wollte ich wohl — Weinhändler werden.“ Der Vater fand es gut, daß er doch etwas werden wolle. Indessen kam doch bald der wahre Wunsch seiner Seele an den Tag und man bemühte sich für ihn um eine Stelle. Er trat in das Grüning'sche Institut auf dem Hamburger Berge bei Altona als Gehülfe ein. Zuvor aber wurde er am 31. März 1806 noch vor den übrigen Katechumenen privatim eingesegnet. Der Vater entließ

ihn mit ziemlich harten Worten, da er überzeugt war, es fehle ihm an Lust zur Arbeit, und erklärte ihm, er werde ihn zum Hause hinaustreiben, wenn er etwa seine Stelle verlassen und wiederkehren würde. In dem sehr ehrgeizigen Jüngling befestigte dies den Entschluß, unter keinerlei Umständen, wie es ihm auch ergehen möge, wieder in sein väterliches Haus zurückzukehren. Wirklich ward dieser Entschluß bald auf eine harte Probe gesetzt. Arbeit gab es vollauf. Für eine Menge von Pensionären mußten z. B. unaufhörlich Federn geschnitten werden, worin Rautenberg eine große Virtuosität erlangte. Er schrieb bis an sein Ende mit selbstgeschnittenen Posen, die Stahlfedern blieben ihm fremd. Auch seine schöne Handschrift erwarb er dort, auf die er einigermaßen stolz war. Desto mißlicher stand es mit der Beköstigung. Der junge Unterlehrer mußte bei Tische warten, bis die Kostgänger sich versorgt hatten und bekam oft seinen Teller mit der wenig tröstlichen Botschaft zurück: Muschö Rautenberg, es wird morgen wieder gekocht werden. Die Behandlung war dem entsprechend. Nach kurzer Zeit führte das gegenseitige Mißverhältniß zur Kündigung. Der junge noch nicht 16jährige Mensch stand da ohne Versorgung und Brot. Aber lieber verhungern, als bei den Eltern anklopfen! Das stand in ihm fest. Da hört er, daß in Altona in einer Pensionsanstalt ein Lehrer gesucht wird. Sofort meldet er sich und

findet in dem Vorsteher, Herrn Bettac, einen überaus freundlichen und feingebildeten Mann, dem auch der junge Bewerber zu gefallen scheint. Auf die Frage, wie alt er sei, wagt er seine Jugend nicht zu gestehen, da es sich um den Unterricht junger Leute bis zu 17, ja 19 Jahren handelte. Die Bedrängniß treibt ihn zur bedenklichen Nothlüge, er sei 23 Jahre. Er findet Glauben, denn sein ganzes Wesen und Benehmen zeugt von geistiger Kraft und Sicherheit, der Bartwuchs und die vom Fasten hageren Züge unterstützten diesen Eindruck. Unter annehmlichen Bedingungen tritt er ein. Auch daß er hier, wo fast nur französisch gesprochen wird, sich diese Sprache des damals weltbeherrschenden Volks vollends zu eigen machen kann, erscheint als ein günstiger Umstand. Jetzt erst betritt er wieder das Elternhaus. Der Vater läßt sich seine Schicksale erzählen. Er ist augenscheinlich zufriedengestellt, fühlt auch wohl, daß er dem Sohne Unrecht gethan hat und zieht sofort seine Uhr aus der Tasche, die er jenem in die Hand giebt. Das war eine große Genugthuung.

Ein neuer wichtiger Lebensabschnitt begann für den Jüngling. Schon muß er, da die Meisten noch Schüler und Lehrlinge sind, selbstständig wirken lernen. Das war die zweite frühzeitige Prüfungsschule nach der Bedrängniß der Kindheit, in die der so reich Begabte aber auch vieler Versuchung Ausgesetzte hinein=

geführt ward. Wie Jung-Stilling muß er schulmeistern, da er kaum noch die erste Schule hinter sich hat. Er hat aber nicht ungeschickte kleine Dorfabcschützen vor sich, sondern große Knaben und Jünglinge des Auslandes, meistens älter als er. Wunderbar beweist er sich als gebornen Erzieher und Lehrer von Gottes Gnaden. Man unterwirft sich ihm willig, man ehrt und liebt ihn. Herz und Gewissen treiben ihn eines Tages, dem Vorsteher die Lüge in Bezug auf sein Alter zu gestehen, die ihm jetzt bereitwillig verziehen wird. Von vielen Seiten her eröffnete sich ihm jetzt die Welt und der junge ungegohrne Most der Jünglingsseele, die im stillen Dorfleben und unter der strengen Zucht des Vaterhauses kaum im Guten wie im Bösen ihrer selbst bewußt geworden, aber in der Tiefe keusch und unvergiftet geblieben war, ging nun in brausende Gährung über. Das uns Allen eingeborne Verderben drang heftig genug auf seinen bessern Willen ein, von Außen her genährt und entzündet. Das Christenthum, das Vater und Mutter in ihn gepflanzt, war nur ein schwacher Keim geblieben, der im Drang der Noth und Lust sich nicht sofort entfalten konnte. Seine Frömmigkeit war noch von unbestimmter Art, ein Suchen und Sehnen nach dem fernen Gott und Herrn, seine Sittlichkeit ein Ringen in eigener Kraft mit dem Fleische und dessen Lüsten, ein Nachjagen nach selbstgeschaffenen Tugendidealen. Nicht

sowohl ein ausgeklügeltes System eigner Weisheit machte ihm zu schaffen. Dazu war er viel zu sehr ein Mensch des Gemüths, der Phantasie und des praktischen Lebens. Die rationalistisch-sentimentale Zeitstimmung, durch Jean Paul's und verwandter Geister Schriften mächtig genährt, beherrschte ihn. Aber unsichtbar leitete ihn wie so viele im Dunkeln ringende und kämpfende Seelen aller Orte und Zeiten, die der Vater zum Sohne zieht, ohne daß sie es selbst gewahr werden, die Hand der Gnade mit sicherer Führung hart an manchem verschlungenen Irrwege vorbei zum Hafen des Friedens im Glauben an das für uns vergossene Versöhnungsblut. Leicht ist es unserem Rautenberg wahrlich nicht geworden. Dazu war in ihm ein zu starker und mächtiger „alter Adam.“ Dazu waren die Zeiten nicht angethan, da die ganze Menschenwelt in wildester Gährung stand. Dazu war ihm auch ein zu wichtiger Beruf zugedacht. Seine Jugend ist wunderbar behütet worden wie all sein Leben. Sein Lebensgang ist aber immerdar voll Kampf und Kampfeswunden geblieben nach Innen und Außen. Ein „Stiller im Lande“ zu sein und zu bleiben, war nicht sein Loos. Mitten im Getümmel der Welt war sein Platz. Da sollte er mit aller Kraft der Seele und des Leibes Zeuge werden von dem, was allein zum ewigen Heil und Frieden dient, was damals Millionen völlig verborgen lag und von denen, die es

fanden, neu zu entdecken war. Die köstliche Perle des Evangeliums war, menschlich betrachtet, so gut wie verloren. Sie lag auf dem Grunde des großen Völkermeers und es gehörten wackere Taucher dazu, sie heraufzuholen an's helle Tageslicht, daß aller Augen wieder von ihrem Glanze angezogen würden. So mußte er auch frühzeitig hineinschauen in die Tiefen und Untiefen der Menschenbrust, der eigenen und fremden.

Ein Schauplatz vieler schöner und vieler trüber Stunden ward ihm das Haus einer Engländerin T., die sich in Altona niedergelassen hatte. Der Mann, ein durch Trunk und Spiel und eingefleischten Leichtsinn heruntergekommener reicher, anscheinend hochgeborner Mann, war mit dem letzten Rest seiner Habe nach Hamburg gegangen, worauf ihm bald die noch schöne Frau mit zwei Kindern aus England nachfolgte und ihn im Kreise der rohsten Gesellen wiederfand, wo er sich und Alles, was ihm oblag, in Rausch und Völlerei vergessen hatte. Bald gelang es der anziehenden Frau, deren traurige Lage viel Mitgefühl erregte, in Altona eine Schule zu eröffnen, um sich wenigstens das tägliche Brot zu sichern. In dieses Haus kam der junge vielversprechende Lehrer, und übernahm einigen Unterricht in der Musik und im Deutschen. Bald fühlte er sich mächtig angezogen durch den geistreichen Sinn, noch mehr durch die Herzens-

wärme, die sittliche Reinheit und das unglückliche Geschick der Frau T., die er anfing seine zweite Mutter zu nennen, während sie von seinem lebendigen, überaus gemüthvollen, phantastischen Wesen, trotz der Ungleichheit der Jahre, Trost und neuen Lebensreiz empfing, da sie schon der Verzweiflung nahe gewesen. Fast jeder Sonntag wurde dort zugebracht und manche freie Stunde in der Woche. Hier erwarb Rautenberg zu vielem Anderen, was bildend für ihn war, die bedeutende Fertigkeit im Englischen und die entschiedene Vorliebe für diese Sprache und Literatur, die ihn auch durch sein Leben hindurch begleitet hat. Für seinen inwendigen Menschen und das Verhältniß zu seinem Gott gab es hier freilich mehr Gefahr als Förderung. Eine heranwachsende Tochter, die er unterrichtete, war ihm von der Frau T. zugedacht, um durch ihn das Glück zu finden, das ihr selbst versagt worden war. Allein hier fehlte von beiden Seiten die Neigung und was hätte auch aus so frühzeitigen Banden Heilsames entspringen sollen? Das gab nur Mißstimmungen und dunkle Stunden für alle Betheiligten, je länger, je mehr, unter denen der Jüngling oft schwer rang und seufzte und keinen Ausweg sah. Weibliche Anmuth übte auf ihn zu allen Zeiten eine Macht, über die er nur allmählich und mit schmerzlichsten Anstrengungen Herr ward. So ging auch von ihm frühzeitig Macht aus über weibliche Gemüther in ganz unge=

wöhnlichem Maß. Welche Klippen nach allen Seiten! Indessen diente zum heilsamen Gegengewicht, außer der Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit seines innern Menschen, wovon auch seine damaligen Tagebücher sprechendes Zeugniß geben, bei allem Sturm und Drang, der in ihm wogte, eine beginnende Herzensfreundschaft mit dem etwas älteren Candidaten Petersen, späterem Nachmittagsprediger in Ottensen bei Altona und langjährigem gesegneten Domprediger zu Schleswig, damals Rautenberg's Hausgenosse und Mitlehrer am Bettac'schen Institut. Diese Freundschaft ist eine für's ganze Leben dauernde geworden. Und wie reich war unseres Rautenberg's Leben an Freundschaftsverhältnissen, den allerinnigsten und treuesten, mit Männern und Frauen der verschiedensten Art! Das Herz, welches sich einmal mit dem seinigen gefunden hatte, das konnte nicht leicht wieder von ihm lassen, sondern ward ganz sein eigen, wie er mit großer Hingebung und Treue seine Geliebten umfaßte.

Petersen war es wohl hauptsächlich, der des Jünglings Gedanken wiederum die bestimmte Richtung auf das theologische Studium gab, welches er beinahe aus den Augen verloren hatte. Der Einfluß des klareren und gereifteren Freundes war groß und wahrhaft fördernd, so sehr auch ihn noch die herrschende Zeitrichtung erfüllte. Nach einem Spaziergange mit Petersen im August 1811 heißt es: „Ich kann mich nie von

ihm losreißen. Seine Rede fesselt mich so gewaltig. Seine Worte sind mir beständig Lehre und sie dringen so zu meinem Herzen, als wenn sie aus ihm gekommen wären. Er ist so ganz mein Ideal. Die Richtung, die sein Geist nahm, halte ich für die schönste und wünsche sie auch dem meinigen zu geben. So wie er zu denken über Göttliches und Menschliches, das möchte ich wahrlich können. Das ist das Ziel meines gegenwärtigen Strebens. So wie er erkennt das Edlere und Bessere im Menschen und dessen Bestimmung, so möchte auch ich es erkennen, so auch ich darüber fühlen. Vielleicht gewährt mir meinen Wunsch die Gottheit."

Es war im Jahre 1810 um Weihnacht, in Rautenberg's 20. Jahre, als der schwere Entschluß in ihm zur Reife kam und auch die Einwilligung seiner damals schon verwittweten Mutter erhielt, Herrn Bettac's Haus zu verlassen und sich unter die jungen Knaben in der Quarta des Hamburgischen Johanneums zu setzen, um alles noch Fehlende, zumal die Kenntniß der klassischen Sprachen, durch angestrengtes Studium nachzuholen. Vom ersten Augenblicke nahm sich Gurlitt, der treffliche Mann, ebenso human als gelehrt, unseres Rautenberg mit wahrhaft väterlicher Zuneigung und Fürsorge an. Der Jüngling hatte ihm wie so Vielen das Herz abgewonnen. Er versprach sich Großes von ihm und hat sich nicht getäuscht. Nur sind Gottes Wege nicht unsere Wege,

das erwies sich auch hier. Er verschaffte dem jungen Manne eine Stelle als Freischüler des Johanneums und rieth ihm, gegen alle seine Bekannten nichts Anderes von seinen Absichten zu äußern, als daß er sich noch in verschiedenen Wissenschaften vervollkommnen wolle. Alsdann stehe ihm nachher noch jeder Weg offen. Denn zum Studiren war wenig Aussicht vorhanden. Eine Stube bezog er bei seiner Schwester Anna, gedachte sich durch Unterrichtsstunden weiter zu helfen und behielt auch den Musikunterricht im Hause der Frau T. in Altona bei. „Der Allmächtige und Weise," so schreibt er damals seiner geliebten Mutter, „der Alles lenkt, der auch mir Muth gab, ein schweres Werk zu beginnen, wird auch mich führen zu dem Ziele, welches er mir bestimmt hat. Mögen die Wege rauh oder eben, dornig oder mit Rosen bestreut sein, welche mich dahin leiten, ich werde es am Ende doch erreichen und bekennen müssen: Der Herr hat Alles wohl gemacht. — Leben Sie wohl, geliebte Mutter, und denken Sie nur nicht mit zu vieler Sorge an Ihren Sie innig liebenden Wilhelm." — Das war eine gute und segenverheißende Gemüthsfassung für den Anfang des wichtigen Werkes.

So saß denn der Jüngling mit der Seele voll Gluth und Empfindung, der schon so tiefe Blicke in's Menschenleben gethan, auf der harten Schulbank unter Kindern, um die Elemente der klassischen Bildung in

sich aufzunehmen. Genauere Berichte fehlen. Wir wissen nur, daß er mit wenigen raschen Schritten die Laufbahn durcheilte, die sonst eine Reihe von Jahren ausfüllt. Schon im Sommer 1811 begann er auch das Hebräische, muß also wohl in der Secunda damals gesessen haben. Das heidnische Alterthum betrachtete er mit gemischten Empfindungen. „Auf Verstand, Gedächtniß und äußere Schönheit ist bei den Alten Alles berechnet. Herz und inneres höheres Leben kennen sie selten und dafür haben sie selten Nahrung.“ Viel Rohes und Sinnliches sei den philologischen Studien beigemischt, das dem Jüngling Gefahr bringe. Er sucht sich durch Lektüre anderer Art, z. B. durch Ehrenberg's Euphranor gegen diese Gefahren zu schützen. „Wie gut, ja wie nothwendig ist es, daß dann und wann der Jüngling Worte eines Mannes vernehme, der mit himmlischer Liebe aus seinem Herzen und in das Jünglingsherz spricht, der ihm in Ausdrücken heiliger Begeisterung verkündigt sein göttliches Wesen, seine Abkunft und erhabene Bestimmung, ihm als ein Wegweiser aus höheren Regionen herabgesendet, die schönste Bahn zeige, dahin zu gelangen. O großes Wesen, möchte doch auch ich von jetzt an, der ich es bisher so wenig that, einem dieser bessern Geister als höherem Muster folgen, möchten mir seine Fußtapfen nimmer aus dem Auge kommen und möchte ich einst so wie sie, näher mit dir zu höherer Seligkeit vereinigt

werden." Ihn entzückte der hohe Schwung in Virgil's Aeneide, mit Wehmuth erfüllten ihn die zarten, rein menschliches Gefühl athmenden Stellen; trotz alles Trockenen und Kleinlichen dieser Studien gewähren ihm die Alten einen hohen Genuß. Dennoch ist er der Ansicht, daß ein gründliches Studium der großen deutschen Schriftsteller auch weit größere deutsche Redner, Philosophen, „Theologen für's Leben," Dichter u. s. w. hervorrufen würde, als nur das Verschlingen der Alten allein. „Ist es nicht unverzeihliche Zeitverschwendung, eine Stunde lang über einem einzigen Gedanken eines Livius u. s. w. zu schwitzen, der doch am Ende entweder etwas ganz Gewöhnliches oder wohl gar etwas Falsches enthält? Wäre doch die Zeit erst da, daß man Deutsche Deutsch studiren ließe, wie weit besser würde es um unsere Kanzeln und unsere Schulen und endlich um unsere Deutschheit selbst stehen?" — Seine Fortschritte werden „lobenswerth" genannt, aber er weiß, daß noch manche Höhe zu ersteigen sein wird, „im Vertrauen auf eigene Kraft und Kraft von oben," um an's Ziel zu gelangen.

Auch die Sache des Vaterlandes ließ ihn nicht gleichgültig und der gewaltige Mann beschäftigte häufig seine Gedanken, der auch die Elbmündungen seinem Reiche einverleibt hatte. Am 15. August 1811 heißt es im Tagebuche: „Man begeht hier heute die Feier des Geburtstages unseres Kaisers. Den ganzen Welt-

theil fast kann doch ein einziger Mann in Bewegung setzen. Beinahe ganz Europa feiert seine Geburt. Aber wie mag vielleicht sein Herz arm sein bei seinem unermeßlichem Ruhme und der ungeheuren Ausdehnung seiner Reiche. Ach es schlägt vielleicht kein anderes Herz warm und wahrer Liebe voll an seinem Busen. Unglücklicher Kaiser! Den größten Reichthum des Lebens besitzt vielleicht dein ärmster Unterthan und du mußt ihn bei aller Größe entbehren. Jenem fällt vielleicht eine Thräne inniger Liebe und der reinsten Sympathie in den Schoß, wenn er mit dankbarem sich zum Himmel erhebenden Herzen den Tag segnet, der ihn in's Leben rief, während dich, dem alle Feuerschlünde zu Ehren donnern, alle Thürme mit lautem Glockengetön die Luft erfüllen, dem alle Städte feierlich schimmern, von dessen Lobe alle Kirchen und Tempel wiederhallen, dessen unzählbare Heere in Schlachtordnung einherziehen — während heute Millionen deiner Unterthanen dich verfluchen und den Tag, der dich Ungeheuer gebar, während tausend deiner Höflinge und Untergebenen öffentlich dir Weihrauch streuen und im Geheimen dich hassen wie die Nacht und Pläne schmieden, dich zu vertilgen, während dich deine Gattin umarmt und vielleicht im Innern als ihren Tyrannen dich verdammt und hinabwünscht zu den Schatten des Erebus. Nein, beklagenswürdiger Kaiser, ich möchte nicht du sein!" Man spürt schon den gebornen Red=

ner, aber auch das rechtschaffne deutsche Herz und den unbestochnen Wahrheitssinn mit Freuden.

Viel und oft dachte er nach über die Vorzüge des Predigerstandes „für Jeden, den die höheren Angelegenheiten des Lebens, das Heilige im Menschen, am Meisten zum tieferen Forschen über diese Dinge anfeuern, dem es am Meisten daran liegt, die Menschen weiser und besser zu machen.“ Damals befriedigten ihn sehr die Predigten Klefeker's in der St. Jakobikirche. „Wie redet er mit ganzem vollem Herzen, wie so schön, so reichhaltig ist sein Thema, wie angemessen dem Gegenstande selbst und wie logisch richtig die Ausführung, wie rein und reich seine Sprache, wie erhaben seine Diktion, welche allenthalben hervortretende Tendenz eines schönen Gemüths, eines für's rein Göttliche gestimmten Herzens, frei von allem Vorurtheil und allem steif-systematisch-Dogmatischen. Ja, so ein Herold der Wahrheit, als er es ist, möchte ich es auch einst sein können! Wie muß ein solches Leben den göttlichen Sinn erhöhen, das Herz stärken und der Vollkommenheit, die uns vorschwebt, näher bringen.“ — Ueber Alles aber scheint ihm damals Jean Paul zu gehen. „Es war eine recht Jean-Paul'sche Nacht, der Mond zog seinen Heiligenschein um die Welt,“ so schreibt er einmal in seinem Moorfleth, „und oh! wie gern hätte ich mit dem heiligen Genie die stillen Dörfer und Haine und Hügel unter

den lebenden Schatten (?) durchirrt und aus seinem Munde Worte des göttlichen Zaubers gehascht. Wem sollte nicht so ein Geist brennende Begierde und hohen Muth einflößen, ihm auf seiner Sternenbahn zu folgen?" — Oder: „Bis Mittag gelesen im J. Paul. Welch ein hoher Geist ist doch er! Wie geht er doch so seinen eigenen Sternenweg über Sonnen und Welten und Jahrtausende! Ist das Staunen, womit wir hineinschauen in eine solche Riesenkraft, wohl zu verwundern?" —

Mancherlei dunkle Wolken zogen damals an seinem Horizont herauf und bereiteten ihm schwarze Stunden. Der Komet von 1811 schien auch ihm wie der Welt neue Stürme zu verkünden und seine entzündete Phantasie war voll finstrer Bilder. Einerseits war es Mißtrauen in seine eigenen Fähigkeiten und Unzufriedenheit mit sich selbst, aus tiefem Ehrgeiz entsprungen, was ihm zu schaffen machte. „Ich glaube dann, daß ich nie im Stande sein werde, zu leisten, was die Menschen von mir fordern, ich sehe mich dann gleichsam von Allen verachtet, verlacht, verspottet, allein und ohne Freund, zu den niedrigsten Menschen herabgesetzt, von Allen verlassen und so kann mich der Verfolg dieser Gedankenreihe selbst der Verzweiflung nahe bringen. Bis jetzt hatte ich Unrecht, so zu klagen, ob ich's aber immer haben werde? — Das weiß ich nicht, das weiß nur der Ewige. Geschähe es auch so, wenn nur

dann nicht mich verläßt der Geist der Tugend und der Religion, wenn nur dann alle göttlichen Wahrheiten, die ich schon jetzt erkannt habe, mich lebendig durchdringen, dann bin ich gegen alles irdische Uebel hinlänglich gewappnet. Dieser Geist ist's allein, der uns führt durch die grauenvollsten Thäler der Erde und des Grabes zum lichten Jenseits, zu den seligen Höhen der Gottheit." — Dazu kam die politische Weltlage und der Wunsch, je eher je lieber seiner zärtlich geliebten Mutter und seinen Schwestern eine Stütze sein zu können, während das Studium nur immer neue Mittel in Anspruch nahm. Der Gedanke Organist zu werden auf dem Lande, war ihm schon öfter nahe getreten, auch bestimmte Vorschläge waren ihm gemacht worden in Bezug auf eine Stelle in den Vierlanden, die er ausgeschlagen hatte. Endlich drohte auch ihm die französische Conskription, von Allem, was damals Schweres auf deutschen Landen und Herzen lastete, die schwerste und unheilvollste Last. Sein Blut darzubringen für die Zwecke des fremden Zwingherrn, welch ein fluchvolles Geschick und in welchen Strömen ist damals junges deutsches Blut für ihn hingeopfert worden, den man jetzt wieder als Messias der Völker anzupreisen sich erdreistet! „Ach! immer schwärzer," schreibt Rautenberg schon im März 1811 seiner lieben Schwester Maria, „zieht sich das Ungewitter über uns zusammen. Schon sind alle schwedischen Briefe konfiscirt

und der Krieg mit Rußland ist das allgemeine Gespräch. Unsere Stadtsoldaten sind alle schon fortgetrieben wie die Schaafe zur Schlachtbank. Alles dies scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß auch bald die übrigen Conskriptionsfähigen sich stellen müssen. Unser nnarhT (Tyrann) N— gebraucht der Schlachtopfer zu viele. Doch vor dem Monat Juli ist nichts zu fürchten. Höre meine Maßregeln. Meine geliebte M. T. hat nach S . . . . . . (Schweden?) geschrieben meinetwegen. Es findet sich ohne Zweifel ein sicheres Auskommen dort und ich wäre dann sicher gerettet.— Doch wie Ihr dann, die Ihr mir einen so schönen Platz in Eurem Herzen vergönnt, die Ihr mich liebt mit solcher Engelliebe, wie Ihr dann, wenn Zeit und Umstände Entscheidung fordern, entscheiden werdet, so soll es sein. Euer Wort, Geliebte, soll mir Ruf und Wink der Gottheit sein. Dann werde ich nichts vom ewigen Allvater der Menschen erbitten als Kraft und Muth, alle seine Schickungen zu ertragen, Kraft und Muth, wenn es sein muß — o Gott! — mich von Euch zu trennen. — Beruhige doch ja recht oft unsre gute Mutter. Nicht trauern müsse sie meinetwegen, nicht weinen — mein Herz ist rein und mein Geist vertraut mit seinem Gotte. Wenn wir uns hier auf dem Erdenrunde nicht mehr lange sehen — bald oh sehr bald werden wir uns dann vor dem Throne des Ewigen wiederfinden."

Das Loos des Vaters, dem Dienst der Trommel durch Auswanderung zu entgehen, schien also auch dem Sohne zu drohen, nur in weit schlimmerem Maße. Seinen 20jährigen Geburtstag, wie ihm die Schwester schreibt, feierte die Mutter „voll Sorge und banger Ahnung, Dich in Deinem blühendsten Alter von ihr lassen zu müssen, Dich, um den sie einst so unaussprechlich viel litt.“ — Er sollte eben frühzeitig die großen Völkergeschicke, ebensowohl wie die Trübsale des einzelnen Menschenherzens mittragen lernen, aber auch die Hülfe des Allerhöchsten erfahren. „Was auch aus mir werde, laß mich nur bewahren mein besseres inneres Leben, das tausend Napoleone nicht verletzen können. Dann muß jedes Unglück doch dienen zu meinem Heile.“ Der drohende Blitzstrahl schlug diesmal unschädlich nieder. Er wurde einstweilen in die Reserve zurückgestellt, da er sich als Theologie-Studirender gemeldet hatte.

An Vorübungen zur künftigen Seelsorge fehlte es schon damals nicht. Bald hatte er seine mütterliche Freundin in Altona zu trösten und aufzurichten, da sie in ihrem schweren Geschick nicht zur Ergebung in Gottes Willen durchdringen konnte, bald die Schwester, bei der er wohnte, die unter sehr ähnlichen Verhältnissen unsäglich litt. Den allein genügenden Trost kannte er selbst noch nicht, aber ein Herz voll überströmenden Mitgefühls brachte er den Leidenden ent-

gegen und eine aufrichtige wenn auch unklare Gottesfurcht. Eines Tages kommt die Schwester schluchzend zu ihm in's Zimmer: „Die längste Zeit, geliebter Bruder, gab ich Dir wohl zu essen.“ Die Thränen ersticken ihre Stimme. Ihre Vermögensverhältnisse sind ohne ihre Schuld zerrüttet, ihr hartes Schicksal überwältigt sie, schon zum zweiten Male ist sie, hauptsächlich durch des Vaters allzu eisernen Willen, an ein schweres Joch gekettet. „Mit ihren flossen meine Thränen, zu tief bewegt vermochte ich schwachen Trost nur ihr zu geben. Nur hinweisen konnte ich sie auf den ewigen Regierer aller Welten, den weisen Leiter aller Schicksale, auf die baldige Vertauschung dieses Lebens voller Leiden mit dem besseren in dem Jenseits.“ — Das hatte jene Zeit trotz ihrer Oede vor der unsern voraus. Der lebendige, persönliche Gott, seine Weltregierung und das ewige Jenseits standen noch unangetastet fest, und die Gebote wagte vollends Niemand anzuzweifeln. Das waren die Sterne in der Nacht, für das deutsche Volk zumal, die zu einem neuen Sonnenaufgang leuchteten. Heute sind durch die Schuld einer wüsten Naturvergötterung für die größere Zahl der Menschen auch diese ewigen Sterne verdunkelt. Das ist unser tiefes Elend. — Noch einmal gab es im Sommer 1812 einen sehr dunklen Moment in des Jünglings Leben, über den sein Tagebuch also berichtet: „Der Mann, in dessen Hand mein einst-

weiliges Schicksal ganz liegt, der durch ein Wort mich verderben aber auch beglücken kann — den ich lieben — sollte! wie außer meiner Mutter Keinen — der Mann beschämt mich heute vor meinen Commilitonen auf's Kränkendste. Ein aus Furchtsamkeit oder Uebereilung begangener Fehler im Exponiren (Auslegen) bringt ihn so auf, daß er sein Buch hinwirft und mir droht, mich nie mehr exponiren zu lassen. Wie ein Gift fährt mir's durch die Glieder. Ich erglühe vor bitterem Schamgefühl, ich wage kein Auge zu erheben gegen meine Freunde, mein Herz pocht laut, ich zittre in allen Gliedern. — Ich komme auf mein Zimmer. Hier durchrollen tausend finstere Gemälde, tausend verzweiflungsvolle Entschlüsse meine Phantasie in einem Nu, verschwinden und kehren wieder. Jener Mann, der mir große Wohlthaten erweist und größere erweisen will, ist fortwährend bitter gegen mich, den geringsten Fehler rügt er mit kränkender Härte — scheint mir ankündigen zu wollen, ich sei seiner Güte nicht werth, als gereue ihn sein Versprechen — und nur anderweitige Rücksichten verhinderten ihn, mich davon zu jagen. — O ich kann nicht weiter malen, es wirft mich ganz zu Boden, es lähmt alle meine Kräfte." — Er will diesen Schimpf nicht ertragen, er will fliehen, denn überall ist Meer und Erde und Grab. Er verwünscht seine Neigung zur Wissenschaft, die er nicht auf einmal fassen konnte. — Da fällt ihm seine Mutter

ein. Sie würde der Gram schnell tödten. „O Gott, nein! Das ist genug! Nein, ich werde Schimpf und Schmach ertragen, wenn ich nur Dir nicht Quell des Kummers werde.“ Auch Bruder und Schwester sollen nicht um ihn weinen. „Nein, den Schmerz verletzter Ehre werde ich doch besiegen können, wenn ich nicht Schuld war. Sei denn noch einmal so finster und mürrisch, harter Mann, ich werde Dich ertragen.“

So stürmte es in ihm. So konnten Worte, Blicke eines im Grunde so wohlwollenden, nur in der Form ein wenig stachligen Mannes wie Gurlitt war, ihn außer Fassung bringen. Dennoch hingen schon viele Herzen an ihm und seines Gottes Treue ließ ihn keinen Augenblick unbehütet. Gustav Sieveking, Amalia's früh entschlafner Bruder, Rothenburg, später Arzt, Lappenberg, der Archivar und Geschichtsforscher, Pauli, später Prediger in Bremen, Petersen und Andere hatten schon damals den Herzensbund mit ihm geschlossen. Die gewaltige Zeit griff unsanft in seine Studien ein und beschleunigte seinen Abgang von der Schule. 1813 im Frühjahr stand auch der junge Rautenberg unter Mettlerkamp's Führung bei der Bürgergarde, schanzte und half mit der rostigen Muskete auf dem Elbdeich schildernd den Feind abwehren von dem befreiten aber schwer bedrängten Hamburg. Die Russen unter Tettenborn zogen bekanntlich den 29. Mai ab, die Franzosen rückten wieder ein und,

so wie es einem Perthes und den Besten überhaupt erging, auch der Jüngling mußte fliehen, um ihnen nicht in die Hände zu fallen. Krank an Leib und Seele kam er nach Altona, wo ihn ein trefflicher Bürger heimlich bei sich verbarg. Ein Nervenfieber hatte ihn ergriffen. Mit Gefahr der eigenen Sicherheit pflegte man ihn, bis der Arzt versicherte, er könne weiter reisen. Ein Kaufmann Fink unternahm es, ihn durch die ringsum hausenden Franzosen auf Schleichwegen bis auf den Weg nach Kiel zu bringen. Der kaum vom Krankenbett Erstandene wußte nicht, ob er den Marsch aushalten werde. Indessen der Arzt machte ihm frischen Muth und mit einem Fläschchen Branntwein — Besseres war wohl nicht zu haben — und einem dicken Butterbrod ausgerüstet, trat man die Reise an. Es ging besser, als er selbst erwartet hatte, und in einem Dorfe, wo man einkehrte, entwickelte sich sogar ein entschiedener Appetit. Auf halbem Wege trennte sich der brave Kaufmann von ihm und mit Hülfe einiger Fahrgelegenheit erreichte er Ende Juli 1813 das schöne Kiel und damit das erste Stadium seiner akademischen Laufbahn. Aber unter welchen Aussichten! Die Universität war geschlossen. Briefe und Gelder von Hamburg blieben aus. Die Vaterstadt litt schwerer als jemals von dem wieder eingedrungenen Feinde. Abermals stand der Jüngling —

jetzt schon im Beginn des 23. Jahres — angewiesen auf sich selbst, vielmehr auf seinen Gott allein.

Im Osterprogramm des Jahres 1814 schreibt Gurlitt über ihn Folgendes: „J. W. Rautenberg kam zu Weihnacht 1810 zu uns, um besonders die alten Sprachen gründlich zu erlernen, da er in anderen Schulwissenschaften schon ziemlich wohl vorbereitet war, und ging zu Pfingsten (1813) beim Einrücken der Franzosen nach Kiel, um dort Philologie und Theologie zu studiren. Er war ein Jahr Primaner. Ihm besonders that es leid, die Schule früher als er wünschte, verlassen zu müssen, da Gründlichkeit in den philologischen und theologischen Studien sein Ziel ist. Er ging auf die Akademie nach Kiel, wo sich Herr Professor Heinrich, einer der gründlichsten Philologen Deutschlands, mein Freund, mit besonderem Wohlwollen seiner annimmt, was er in aller Absicht verdient."

Zweiter Abschnitt.

Akademisches Leben in Kiel und Berlin und Freundschaftsverhältnisse, bis zum Amtsantritt 1820.

Kiel, damals von den Schweden besetzt und voll von Flüchtlingen aus Hamburg, war im Anfange kein lieblicher Aufenthalt für unsern, so unsanft in die Welt hinausgestoßenen Freund. Nicht einmal ein Logis war sogleich zu erhalten. Er schlief bei diesem oder jenem Freunde auf dem Sopha und lebte manchen Tag von Brot allein. Seine Freunde Pauli und Cornelius Müller befanden sich dort und er bezog eine Wohnung in demselben Hause. Senator Abendroth gab ihm zuweilen Einiges abzuschreiben, doch dauerte dieser Verdienst nicht lange. Indessen wurden ihm von den Männern, an welche Freund Petersen ihn empfohlen hatte, mehrere Stellen außerhalb Kiels angetragen. Während der Unterhandlungen darüber trug ihm Professor Heinrich, der noch nichts von ihm

wußte, als daß er Gurlitt's Schüler sei, die Hauslehrerstelle bei dem Justizrath und Polizeimeister C. in Kiel selbst an, die es ihm möglich machen werde, seine Studien fortzusetzen. Am 1. September zog er in das Haus, in einer reizenden Lage am Meerbusen, mit dem Blick in die offene hohe See. Anscheinend hatte er eine beneidenswerthe Stellung, Mutter und Töchter waren liebenswürdig, Zeit blieb ihm zu studiren, da er täglich nur drei Unterrichtsstunden zu geben und die Arbeiten der Kinder zu beaufsichtigen hatte. Aber einem seiner näheren Freunde, dem jungen Kaufmann Mohr, damals in Helgoland, offenbarte er seine wahre Lage. Die Erziehung war auf den Grundsatz basirt, daß die Kinder nicht anders wie Erwachsene müßten behandelt werden, was sehr bald dahin führte, daß der Hauslehrer sich seinerseits sollte wie ein völlig Untergebener behandeln lassen von Großen und Kleinen. Er litt unter dieser Behandlung, glaubte aber ausharren zu müssen bis auf Weiteres. Die liebe Mutter ermahnte zur Geduld: „Die Geduld überwindet Alles. Es geht uns nicht immer nach unserem Willen in der Welt. Wer einst zu Ehren kommen will, muß lernen vor und leiden viel. Denke doch, in was für trauriger Zeit wir jetzt leben. Drum thue, was Du kannst und dann befehle Deine Sachen Gott und bitte Ihn täglich um seinen guten Geist, daß der in allem Thun Dir Kraft und

Beistand leist! — Andere Leute und ich selbst haben zuweilen Tag und Nacht arbeiten müssen, ohne Arbeit kriegen wir nichts.“ So gebe es auch jetzt in Moorfleth Schrecken und Angst genug, aber bisher seien sie durch Gottes Gnade noch alle verschont geblieben.

Gurlitt hatte ihn indessen nicht vergessen. „Es thut mir freilich leid,“ schrieb er ihm, „mein lieber Rautenberg, daß Sie durch Umstände und besonders durch Ihr trauerndes Gemüth gezwungen wurden, die Schulstudien früher zu verlassen, als unser beiderseitiger Plan war. Indessen beruhige ich mich leicht darüber in Betracht Ihres guten Talents und Ihres rastlosen Strebens. Beides wird Sie dahin führen, wohin ich Sie gern gelangen sähe, zu einer höheren Ausbildung, wenn auch nicht, was nicht immer in des edleren Menschen Gewalt ist, zu einem höheren Staatsamt. — Lassen Sie keinen Tag vorbeigehen, ohne wenigstens eine halbe Stunde in einem der großen Alten zu lesen. Auch hohe Gesinnung und Charakter erwirbt man dadurch, was das Bleibende für die Ewigkeit ist.“ — Zum Averhoff'schen Stipendium habe er ihn schon längst empfohlen, er möge sich deßhalb nur bei dem Bürgermeister Amsinck melden. „Briefe an mich frankiren Sie nie. Sie haben's nicht und ich kann's entbehren. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Gott, an den ich fest glaube und dessen Weltregierung ich still im Staube verehre, wird auch Sie führen, wie

es Ihnen am Besten ist. So hat er auch mich wunderbar geführt. Gurlitt.“ —

Sehr ehrenvoll bestand Rautenberg, der sich jetzt als Student hatte einschreiben lassen, das Examen am sogenannten Convict, mit welchem mancherlei Vortheile verbunden sind. Petersen schrieb aus Altona: „Ich habe mich wie ein Kind gefreut über Ihre Nachrichten. Der zweite Grad im Convict ist für Sie ehrenvoll genug; wirklich, Sie haben meine Erwartungen übertroffen. Es ist mir lieb, daß Sie mir Ihren Entschluß, vor'm „menschlichen Tage“ zu erscheinen, nicht mitgetheilt haben, bis Sie mir das errungene Kleinod anzeigen. Ich, der für Sie so zärtlich sorgt und so unruhig, würde mich bis zur Entscheidung sehr gequält haben. Weiß ich doch, daß Sie im Punkte der Ehre ebenso reizbar sind, als ich es bin. Ja Freund, nun werden Sie doch wohl dem ehrwürdigen Stande bleiben, dem Sie sich aus Neigung widmeten und einem Stande, dem es in unsern Zeiten weniger an verständigen als gemüthvollen, weniger an geschickten als berufenen, d. h. für das Heilige im Herzen tief Ergriffenen fehlt.“ Man fühlt, der Mann war auf dem rechten Wege und obendrein ein treuer Herzensfreund. — Auch Gurlitt war, wie Cornelius Müller — noch lebender Professor am Johanneum und hochverdienter Lehrer der hamburgischen studirenden Jugend — aus Hamburg an Rautenberg schreibt, sehr froh

über die Nachricht. „Er sagte, er habe dies kaum gehofft und Du habest geleistet, was man nur immer hätte verlangen können, vorzüglich da Du doch Deine Studien hier auf dem Johanneo nicht ganz vollendet und ein ὀψιμαθης (Spätling im Studiren) seiest. Dies finde ich auch und Deine Besorgniß, nicht genug geleistet zu haben, ist sicher übertrieben, rührt aber von Deinem ut ita dicam (so zu sagen) unersättlichen Ehrgeize her.“ — Freilich ward diese Freude sehr getrübt durch die noch immer fortdauernde Bedrängniß der Vaterstadt. Die Bank war geplündert, die Kirchen zum Theil zu Pferdeställen gemacht und noch keine Aussicht auf Befreiung trotz der deutschen Siege. In griechischen Lettern fügte der Freund hinzu: „Gott muß bald helfen.“

Gegen den Schluß des Jahres 1813 hatte Rautenberg das Haus des Justizraths, wie es scheint, schon wieder verlassen und war in neuer Bedrängniß hinsichtlich der Existenzmittel. Aber schwerer noch drückte ihn die Oede seines überaus liebebedürftigen Herzens und, wie wir sehen werden, der Schreckenszustand in der Heimath, der übrigens auch auf Kiel zurückwirkte. In dieser schweren Zeit eröffnete sich ihm ein Haus, das ihm zur zweiten Heimath ward. Das ist ihm durch Gottes Führung und die wunderbare Anziehungskraft, die von ihm ausging, an jedem Orte seines Aufenthalts so ergangen. Er hatte bald Mutter, Vater,

Brüder und Schwestern sich erworben, da, wo er so eben noch ein völlig Fremder gewesen war. In Kiel war es das Haus und die Familie des Konsistorialrath Fock, Predigers an der St. Nicolaikirche, des späteren Kollegen, wenn auch nicht Geistesverwandten von Cl. Harms, dessen sämmtliche Glieder, zumal die kränkelnde aber ausgezeichnete Tochter Marie, mit wahrhaft zärtlicher Liebe an Rautenberg hingen, wie er ihnen eine stete treue Zuneigung und Dankbarkeit bewahrt hat. Die Mutter, eine feingebildete Frau mit hellem Verstand und großer Herzenswärme, ward ihm eine wirkliche Mutter. Mit der zartesten Schonung fragte sie bei dem Jüngling an, ob sie ihm auch mit Geld helfen dürfe. Er war damals schon im Begriff, sich als Sekretär oder zu irgend einer anderen Stelle bei dem Hauptquartiere der Schweden zu verdingen, als ihn eines Tages der Sohn des trefflichen originellen Grafen Adam Moltke, des Freundes Niebuhr's und Jakoby's, besuchte und ihm in seines Vaters Auftrage zurief: „Wollen Sie ein Franzosendiener werden?“ — wohl in Bezug auf Bernadotte's, des damaligen Kronprinzen von Schweden, französische Abkunft — „gehen Sie auf meines Vaters Gut nach Nütschau und ordnen Sie seine Bibliothek, bis die Zeiten anders werden.“ Graf Adam schreibt ihm dann selber: „Ich bin in meinem sonst weitläufigen Hause allein — ein Gesellschafter, ein denkender gar und empfindender, der

mit mir die wissenschaftliche Tendenz theilte, durch seine Jugend meinen trockenen Stamm anfrischte, der zugleich meine Bibliothek, meine Sammlungen, meine Manuskripte ordnete, der ein Freund meines Hauses würde — sehen Sie da die Hauptgründe für mein Anerbieten und meine Wünsche! Und Sie wollen es glauben, daß dieser Wunsch mich mehr und bei Weitem mehr angetrieben, Ihnen das Anerbieten zu machen, als Ihre Lage. Denn Sie haben ganz Recht, was Geist, Sinn und Muth hat, schafft sich in jeder Lage und bei allen Umständen einen Platz in der Welt und bedarf keineswegs die Erwartung und Bestimmung desselben von einer fremden Hand. So weit wären wir also in Richtigkeit. Ihre Delikatesse wäre befriedigt und ich dürfte erwarten, daß Sie gern ein Mitbewohner meines Hauses würden." — Man sieht, der junge Mann war keineswegs gesonnen, jede Unterstützung anzunehmen oder sich der selbstständigen Bestimmung über sein Schicksal zu begeben. Aus der Sache ward dennoch nichts*), denn des Grafen Schloß war von Russen völlig angefüllt und kein Plätzchen vorhanden für den Augenblick.

Einen Einblick in sein bedrängtes Gemüth gewährt ein damaliger Brief an seine Schwester Maria.

---

*) Hiernach ist zu berichtigen, was darüber Herr P. Sengelmann in seiner trefflichen Gedächtnißschrift S. 16 sagt.

„Ruhe und ein bestimmter Wirkungskreis für's Leben sind Güter, wonach ich mich jetzt mehr als jemals sehne. Aber in Eurer Nähe diesen Wirkungskreis zu finden, in Eurer Nähe diese Ruhe zu genießen, in den geweihten vaterländischen Gefilden die Wonne Eurer Umgebung zu empfinden, in Euren Armen jede Freude verdoppelt zu fühlen, an Euren Herzen für jeden Schmerz die schönste Linderung zu finden, o dies, meine geliebte Schwester, dies ist ein Glück, um welches ich gern noch Jahre lang dulden, gern noch Jahre lang den schweren Kampf mit feindlichen Schicksalsmächten fortführen will. O wenn doch des Himmels Güte einen freundlichen Genius sendete, mir so eine selige Zukunft zu verkünden! Mein Wunsch, mein heißestes Herzenssehnen ist ja so rein menschlich, mein Streben hängt ja mit dem was meinem Herzen Menschenwohl heißt, so innig zusammen, meine Brust schlägt ja so frei und froh und füllt sich mit so seligen Ahnungen, wenn ich mit meiner ganzen Seele hintrete vor Gott den Heiligen, wenn ich meine Entwürfe für's Leben zusammenhalte mit seinen großen Anstalten für Menschenseligkeit. Warum sollte er mir alles Gelingen versagen?" — Trotz manchen finsteren Schwermuthsstunden sei seine herrschende Stimmung doch „heitere Ruhe, gegründet auf unerschütterliches Gottvertrauen, auf das Gefühl einer näheren Gemeinschaft des Heiligen, auf den Felsen eines reinen Gewissens." —

„Dann erscheint Ihr alle um mich, ihr Geliebten meines Herzens, die Ihr nicht nur durch die Geburt sondern auch durch höhere Geistesverbindung mir fest an's Herz gekettet seid.“ — Abermals hatte sich ihm um jene Zeit eine anscheinend recht günstige Stellung dargeboten, um diese Wünsche seines Herzens zu befriedigen. Die Organistenstelle zu Neuengamm in Vierlanden war erledigt, wie ihm sein Bruder Friedrich, der die Bäckerei des Vaters führte, schon im October 1813 gemeldet hatte, doch mit dem Zusatze, die Mutter sehe lieber, wenn er seine Studien fortsetze, vor Allem um des herrlichen Zieles willen, sodann, weil er nur so „dem andern ihm so verhaßten Stande“ (dem Militärdienste) für immer entgehen werde. Auch hoffe sie ihn, wenn ihr nicht zu viel geraubt würde, bei seinem Vorhaben unterstützen zu können. — An Exekutionen, Requisitionen, Contributionen fehlte es auch in Moorfleth nicht. „Aber,“ schrieb die fromme Frau, „wenn es nur nicht all zu Trümmern geht, so rathen wir wohl dazu. Darum bitte Gott inbrünstig, daß er Dir in Sinn giebt, was Dir nützlich und selig ist und ich bitte Gott auch täglich, daß er Dir möge beistehen und Dir seinen guten Geist schenken. — Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“ Man spürt so deutlich, daß dies mütterliche Gebet und diese treue Mahnungs=

stimme die eigentliche Quelle des Segens ist und bleibt, wie von Anfang so auch in dem ganzen bisherigen Leben des von Innen und Außen so unaufhörlich in Unruhe und Drangsal umhergetriebenen Jünglings. Hier war der unsichtbare magnetische Zug, der seinen inneren Menschen zum Centrum hinzog und ihn nicht im Umkreis sich verirren ließ. Hier flossen für ihn die Wasser Siloah's, „die da stille gehen“, wenn um ihn und in ihm die starken Ströme brausten, in denen so viele Seelen untergehen.

Der strenge Winter 1813 auf 1814 erhöhete die Schrecknisse des Belagerungszustandes für Hamburg und sein Gebiet bis auf die Spitze. Ein „Gräuel der Verwüstung“ wurde hier zum Schluß der Schreckenszeit an Hunderten von Kranken, Wehrlosen, Irrsinnigen, an Frauen und Kindern vom Feinde angerichtet, der es allen Deutschen im unauslöschlichen Gedächtniß erhalten sollte, daß hier noch einmal die losgelassenen Kräfte der Finsterniß und des Abgrundes, die aus dem Krater der französischen Revolution hervorgebrochen waren, frei schalten durften auf deutschem Boden und daß es ein heiliger Krieg sei, im Namen Gottes gegen die unsichtbaren Engel des Verderbens geführt, durch welchen Deutschland und Europa frei geworden sind. Auch das stille Moorfleth erlebte seine unvergeßlichen Schreckenstage. Ende December und im Januar wurden von den Franzosen viele

Häuser, am 16. Januar die ganze „Sandwisch“ bis zur Küsterbrücke abgebrannt, nur die Kirche blieb verschont. So sank denn auch Rautenberg's väterliches Haus in Asche. Erst Ende Februar 1814 erfuhr Rautenberg in Kiel die näheren Umstände. Der Bruder sucht es ihm von der günstigsten Seite darzustellen. „Es ist uns zwar Vieles verbrannt, aber auch Vieles haben wir gerettet, ich unter Anderm all mein Geld und Silberzeug. Bis jetzt leiden wir noch keinen Mangel, es ist hier auch gar nicht sehr theuer, z. B. ein Spintbrod 13 ß. Mein Backofen nebst Mutter ihrem Stübchen waren vom Feuer nur so wenig beschädigt, daß dieses noch zu heizen war und meine Leute noch einige Nächte darin geschlafen haben. Sobald Ruhe eingetreten wäre, hätte ich sogleich wieder grob Brot backen können, wenn nicht getreue Nachbarn und dergleichen meinen Backofen des Eisens und Kupfers beraubt und die russischen Soldaten die Stube des trockenen Holzes wegen ruinirt hätten.“ Zuerst war man theils zum Pastoren in's Haus, theils zu guten Freunden geflüchtet. „Ich bin, Gott sei es gedankt, sehr ruhig und gefaßt gewesen und bin es auch noch, indem ich mit festem Vertrauen auf die Alles wohl machende Vaterhand Gottes in die zwar noch dunkle Zukunft blicke. — Nur beim ersten Eintritt der Mordbrenner in mein Haus verlor ich einen Augenblick meine Fassung. Ich erhielt aber bald wieder Muth

und Kräfte, um meine Sachen mit zu retten und sahe, als nichts mehr zu retten war, sogar mit Kaltblütigkeit mein Haus brennen. — Soeben trägt man unsern alten braven Pastor Lütkens zu Grabe. Sanft ruhe die Asche dieses Guten! — Wir sehen nun der baldigen Einnahme Hamburgs entgegen. Die Stadt ist von 60—70,000 Mann umringt; in der Stadt sind wohl kaum 20,000 Franzosen mehr.“ Die Mutter, welche bei dem Allen wohl an 10,000 ℔ Einbuße litt, ließ dem Sohn sagen, daß die Organistenstelle in Neuengamm, wo sie sich damals bei der Familie Heitmann aufhielt, noch vakant sei. Vielleicht habe er Lust dazu, da sich die ganze Lage der Dinge leider so verändert habe. Die Aussicht auf Schadenersatz war in der That unsicher genug.

Rautenberg antwortet seiner Mutter am 24. Februar. Er habe die Trauerbriefe nicht unvorbereitet empfangen; Manches war ihm schon durch Frau T. aus Altona zu Ohren gekommen. „Ich ahnte schon das Schreckensloos der Meinigen und suchte Fassung für das Furchtbarste im Thränenblick und Seufzer zum Unendlichen.“ Der junge Predigersohn Siegmund Lütkens — nachheriger Schulvorsteher in Hamburg — hatte zuerst die Nachricht von der Einäscherung Moorfleths in Kiel erhalten. „Gott, welch ein Jammer, des Elendes höchste Stufe. Wo ist Hülfe? Wo Trost? O wohl uns, wir haben den einzigen, den höchsten

Trost: ein frommes Herz. Mögen die Wüthriche unsere Länder frohlockend verheeren, mögen Mordbrenner mit Teufelslust an der Flamme unserer Habe sich wärmen, mögen Höllenstürmer, wenn sie können, selbst den Erdball sprengen — uns rauben sie nicht unser Herz, unsere Liebe, unseren Glauben, unseren Gott! Nicht wenig beruhigt es mich, daß die mächtige Trosteskraft der Religion an allen Unsrigen sich so herrlich jetzt offenbart. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobet sei sein heiliger Name, so spricht, wie mir unsere Maria schreibt, voll kindlich frommer Ergebung selbst unser Heinrich (der Schwager), dem ich am wenigsten Seelenstärke zugetraut hätte. Durchglüht vom festen Glauben an Tugend, Gott, Unsterblichkeit, lächeln wir selbst dem Höllenaufruhr entgegen." — Zwar lodern in ihm wohl einmal die Racheflammen auf. „Doch der Tag der Rache ist ja schon da. Schrecklich hält der Allmächtige Gericht; denn sein ist die Rache, er will vergelten."

Ueber ihn und seinen Gesundheitszustand, der etwas schwankte, solle die Mutter sich nicht beunruhigen. Auch das mögliche Aufgeben seines Lieblingsplans, Theologie zu studiren, könne nicht in Betracht kommen gegen das große und allgemeine Unglück. Noch habe er, was er nothwendig bedürfe, gebe einige Stunden, freilich nur zu 10—12 ß, schreibe für Sen. Abendroth und vermeide so die Schulden. „So lange meine

Kleidung nicht abreißt, bedarf ich nicht viel.“ Ein altes Uebel, Ohnmachtszufälle, wie es scheint, setzte ihm heftig zu, bei übrigens gesundem Zustande. Er wünschte wohl einmal, es möchte dem Himmel gefallen, ihn in einem solchen Anfall „von der Erde aus dem Weltgetöse hinwegzunehmen; jedoch sein Wille, nicht der meinige, geschehe.“ Nur die äußerste Nothwendigkeit habe ihn getrieben, jene Hauslehrerstelle wieder aufzugeben in einer Zeit so voll Bedrängniß jeder Art. „Ja, hätte ich auch keinen Sechsling in der Tasche, kein Kleid auf dem Leibe und keinen Freund unter allen 20,000 damals hier lebenden Menschen gehabt, hätte ich sogleich das Schwert umgürten müssen, ich wäre nicht in der Lage geblieben. Doch so arg war es noch nicht, ich hatte noch acht Louisdors, noch drei Röcke und was mehr als Alles war, noch Freunde.“ Am 25. Februar empfängt er den erwähnten freundschaftlichen Brief vom Grafen M., durch welchen jene Aussicht sich in die Länge zog. Jetzt aber, schreibt er dann, habe er eine andere Stelle angenommen, auf den 1. April, nämlich die Stelle eines Hofmeisters bei Herrn Schleiden auf dem Gute Ascheberg am Plöner See. Er erhalte 150 Thlr. Gehalt und Alles frei. Da könne er eher etwas zurücklegen für die Mutter und Schwester Anna, als bei der Organistenstelle. Er erbietet sich übrigens jetzt schon den Seinigen zu helfen, die das zum Glück nicht bedurften.

So war er denn bald, durch Prof. Dahlmann's Empfehlung, zu einer in mancher Hinsicht sehr erwünschten Stellung gelangt. „Hätte mir vor einem Jahre," schreibt er an Rothenburg, „als ich mit meiner verrosteten Muskete ohne Stein und mit einer Patrontasche ohne Patronen auf dem Elbdeiche zur Vertheidigung meiner Vaterstadt kühn und keck dem Feinde gegenüberstand, eine Zigeunerin gewahrsagt, ich solle Dir heute als Hofmeister von A. aus schreiben, fürwahr ich hätte sie für eben so wahnsinnig gehalten als Herr Bonaparte gewiß den Engel Gabriel, wenn dieser ihm in Moskau seine flinken Purzelbäume von dort nach Paris und vom Pariser Thron nach der Insel Elba verkündigt hätte. — Doch je weniger hoch wir standen, desto weniger fern und tief kann uns der Sturm auch schleudern. Daher das kleine spitze Winkelchen, in dem ich fortgerückt bin. — Aber ich beneide dem Herrn Napoleon seinen Flaumfederflug nicht, möchte auch nicht mein Ascheberg-Exil gegen seine Elbaverbannung vertauschen." In der lieblichsten Natur des gesegneten Holsteinischen Landes, bei einer durchaus liebenswürdigen und gebildeten Familie, der Hausherr jovial, humoristisch, wohlwollend, Freund der Geselligkeit und Musik und gastfrei über Alles, die Hausfrau schön, von zarter, feiner Anmuth, höchstgebildet, sentimental und von tiefem Gemüth, die beiden Kinder lieblich — dem ältesten, Emil, einem gefühlvollen

Knaben, den Rautenberg strenge nahm und der ihn doch unbeschreiblich lieb hatte, war ein Milchbruder zugegeben, der die Erziehung mitgenoß. — Hier lebte unser Rautenberg aus langer, schwerer Bedrängniß auf und genoß in den Mußestunden, die ihm der mit Liebe und sorgfältig gegebene Unterricht und das eigne Studium übrig ließen, in Wald und Feld, am Klavier, in Umgang und Lektüre mit den Damen des Hauses und der Umgegend herrliche Stunden, die ihm für's Leben unvergeßlich blieben. Wir möchten uns am liebsten von ihm selbst mit seinem Feuer und seiner Farbenfülle, seiner scharfen Beobachtung und treffenden Laune dieses ungewöhnlich reiche Idyll schildern lassen. Es fehlen uns leider die hinreichenden Mittel dazu. Da gab es Spuk- und Schauergeschichten, ernste und eingebildete, zarte Beziehungen und geistige Verhältnisse, zumal zwischen den Frauen und dem melancholisch-sentimentalen, oft kränkelnden jungen Manne, närrische und bäurische Statisten und Nebenpersonen, Musikabende, hochadligen Umgang mit den Baudissins, Ranzaus, Reventlovs, leider mit dem geheimen Weh unzureichender Mittel verbunden, die durch allzugroße Gutmüthigkeit gegen die Pachter nicht verbessert wurden, romantische Streifereien u. s. w. Alle Abende seufzte es in einem der Zimmer zwischen 11—12 Uhr so vernehmlich, daß man endlich Wände und Fußboden aufreißen ließ und doch nichts entdeckte. Das Stöhnen

endigte erst mit dem Tode des vorigen Besitzers, eines Herrn von Ahlefeld. — Abends, als Rekonvalescent noch am Fieber leidend, las Rautenberg Hofmann's Schauergeschichten. Mitternacht war vorüber; da richtet er sich auf und sieht sein Spiegelbild, bleich und entstellt, die Haare gesträubt, vor sich. Er wähnte, eine Erscheinung à la Hofmann vor sich zu haben und wäre fast auf's Neue vor Entsetzen erkrankt. Ein seltsames Treiben war es.

Man darf ohnehin nicht meinen, daß Vergangenheit und Zukunft nicht auch hier dunkle Schatten in des Jünglings Gemüth geworfen hätten. Es fehlte ihm bis jetzt noch der gründliche Friede. Die abermals unterbrochenen Studien waren ihm um so mehr eine tiefe Betrübniß, als die erledigte Predigerstelle in seinem Heimathsdorfe ihn daran erinnerte, was er jetzt im 24. Lebensjahre unter anderen Bedingungen möglicher Weise hätte werden können. Stand doch sein Herz noch immer nach jenem stillen, jetzt traurig verheerten, heimischen Fleckchen Erde, nach den Lieben dort und in Altona. Ein Besuch daselbst und in Hamburg, wo er auch Gurlitt sprach, im Frühjahr 1814, hatte sich nicht auf Moorfleth erstreckt, wahrscheinlich zum Glück für ihn, da er nur Bilder der Verwüstung erblickt hätte, die er hinreichend schon in der Stadt und Umgegend wahrnahm. Auch die endliche Befreiung und der zweite Einzug der Russen

vermochten ihn nicht freudig zu stimmen. „Welch ein trauriger Schatten ist dieser Jubel doch gewiß nur gegen jenen unter Tettenborn. Wir glaubten uns ebenso frei als jetzt, die Freiheit war viel entzückender, da sie unerwartet uns kam und wir hatten noch Kräfte, uns zu freuen, unsere Stadt und unser Land waren noch nicht verwüstet." — Aber der Bruder Herrmann schreibt: „Nicht so rauschend war der Jubel wie voriges Jahr, aber desto rührender und herzlicher floß des Dankes Thräne aus tausend Augen nach überstandenen Leiden." Es mag wie eine ernste Mahnung gewirkt haben, daß man sich der Freude keineswegs maßlos hingeben dürfe, als Klefeker nach der Predigt am Dankfest und dem herzlichsten Gebet, von allem Erlebten und vom eignen Gefühl überwältigt, auf der Kanzel in Ohnmacht sank. Die bittersten Thränen flossen damals aus den Augen Aller, so tief war Leid und Freude in einander gemischt. Das war eine gewaltige Zeit und die Seelen waren wie zubereitet für die Saat von Oben. Daß wir doch heute mindestens Aehnliches erlebten!

Im Herzen fühlte er mehr als je eine tiefe Leere, er wußte nicht wie? und woher? Er klagt, er komme sich vor „wie ein prosaisches Skelett", ja „starrend kalt wie Madam Loths Salzsäule", selbst mitten in den Herrlichkeiten der Natur, so daß er seine Verwandlung in einen Buchen- oder Eichenstamm wirklich nahe glaubte.

„Wohl duftet hier süß das Veilchen, wohl prangt still dort des Vergißmeinnicht liebliches Blau, wohl rieselt die Silberwelle im Dunkel des Hains, doch ich habe dafür hier kein Herz oder mein Herz ist bei seiner nahen Nähe dennoch zu fern dafür.“ — Er sehnt sich nach dem Freunde. Es fehlten hier zum Paradies nichts als etwa einige Tiger, Löwen und — Adam und Eva. „Schlangen, wilde und zahme Vögel, Eichhörnchen sind hier im Ueberfluß und selbst das Wild ist fast zahm. — Komm nur und wir wollen die Schlangen lebendig haschen und du sollst eine oder so viel du willst, mit nach Hause nehmen.“ — Auf Michaelis hoffte er damals nach Kiel zurückkehren zu dürfen und Gurlitt bestärkte ihn darin durch Briefe und Stipendiengelder. Er half aber auch mit eigenen Mitteln. „Rechnen Sie darauf, daß ich Ihnen aus meinen wenigen Mitteln einstweilen vorschieße, was Sie nothwendig bedürfen und nehmen Sie es im Nothfall ohne Rückhalt an. Es soll Ihnen nicht geschenkt sein, sondern Sie sollen es bei verbesserter Lage einst an mich oder meine Erben zurückzahlen, aber ohne Zeitbestimmung und folglich ohne Sorge von Ihrer Seite. Was Ihnen in Kiel an Theologie abgeht, müsse Ihnen die Philologie ersetzen. Der tüchtige Philologe hilft sich in der Theologie selbst fort im folgenden Leben. Sie verläßt nie mit ihrer Hülfe.“ — Im October oder kurz vorher war Rautenberg wieder erkrankt und

hatte ernsthafte Todesgedanken. Müller warnt ihn vor Schwermuth und nebenher vor der — Philosophie, die er bei dem bekannten Vertreter des Kantischen Systems, Professor Reinhold, vorher in Kiel scheint gehört zu haben. Auch Gurlitt warnt, nie auf Kosten der Gesundheit zu studiren. „Dies ist meine dringende väterliche Ermahnung. Mit Freundschaft und Liebe bis in den Tod der Ihrige G." — Man kann in der That diese väterlich besorgten, ja zärtlichen Briefe des sonst so nüchternen Mannes nicht ohne innige Rührung lesen. Es war ein „Teufel im Unterleibe", wie Petersen sich ausdrückt, der unserm Rautenberg schlimme Leiden bereitet hat. „Bald ist's — schreibt er selbst — als zerrisse mir eine stumpfe Säge die Eingeweide, bald, als quetsche eine große Adlerskralle mir Herz, Lunge, Leber und Galle zusammen und durcheinander, bald, als führen giftige Dolche kreuzweise mir durch's Herz, bald, als wolle das Herz sich in großen, unaufhaltsamen Thränen aus seinem Kerker drängen. Ganz schmerzensfreie Tage kenne ich nicht mehr." Der Freund werde wohl bald einmal in einer stillen Mondnacht voll Nachtigallenharmonie und Blüthenduft an sein Grab in Ascheberg treten und „wenn anders Geister zu Sterblichen herniederreden, so vernimmst du mich dann gewiß." — Ohne Zweifel ging er damals — auch um der ärztlichen Behandlung durch Prof. Hegewisch willen — im Winter 1814

mit seinem Zögling nach Kiel und wohnte bei der ihm gleichfalls von ganzem Herzen zugethanen Frau Anna Horkel, geb. Schleiden, am Markte daselbst. Dieser Winter und der folgende hat ihn tiefer in die Erkenntniß Jesu Christi eingeführt. „Durch Leiden, durch frühe vielfache Leiden sollen auch Sie zur Herrlichkeit des geistigen, göttlichen Lebens eingehen," schreibt ihm Freund Petersen. „Im Gethsemane des Leidens selbst kommen Gottes Engel und stärken uns im Gebete zum freudigen Wirken nach erleichtertem standhaften Dulden." Zu gleicher Zeit waren es die beginnenden Vorlesungen des Prof. Twesten, die ihm wie so manchem anderen jungen Manne zum ersten Male ein durchaus biblisches Christenthum und eine damit zusammenstimmende Weltanschauung in gründlicher und wissenschaftlicher Weise nahe brachten. Er ward auf das Entschiedenste davon angefaßt. Es war dies ein überaus folgenreicher Wendepunkt seines Lebens, wie er das oft und mit Nachdruck ausgesprochen hat, er verdanke Twesten seinen Glauben. Denn bisher scheint er vorzugsweise Philologisches bei Prof. Heinrich und Theologisches nur bei Prof. Eckermann gehört zu haben, was ihn auf keine Weise befriedigen konnte. „Ein paar deutsche Männer," schreibt er, Welcker und Twesten, voll Licht, Gluth und Kraft sind zu uns gekommen, aber man faßt sie nicht, sondern verhöhnt und lästert sie." Er nennt Twesten einen

Schleiermacher in erhöhter mystischer Potenz, aber mit den liebenswürdigsten Eigenschaften, vorzüglichstem Talent und Kenntnissen. Später (seit 1816) hieß es: Twesten bekehrt seine Zuhörer und Harms tauft sie alsdann. Eine Bekehrungsgeschichte Rautenberg's im gewöhnlichen Sinne des Worts liegt zwar nicht vor. Freilich fehlen uns ausführlichere Briefe von ihm aus dieser Uebergangszeit. Die Gnade hat unstreitig an ihm mehr ein leises, allmähliches Werk gehabt als ein plötzliches. Pauli, der Sohn des reformirten Predigers in Hamburg, war ihm in eben dieser Zeit vollends näher getreten. Ihm war es gegeben, ein tiefes, bald auch vom Herrn ergriffenes Gemüth zu verbinden mit hellem, scharfem Verstande und einem unvergleichlichen Humor. Auch diese Eigenschaften lagen in Rautenberg's reichem, ja überreich ausgestattetem Innern. Aber das Uebermaß eines gährenden Gefühls hatte bisher die rechte Harmonie in ihm vermissen lassen. Jetzt war es das Evangelium, welches auch in ihm, dem durch körperliche Leiden Zubereiteten, einen volleren und reineren Klang des ganzen Menschenwesens je länger je mehr zu Tage brachte. Die Gnade begann, alle Saiten seines Innern mit einander in Einklang zu bringen, zur Ehre seines Herrn und zum Heil seiner Brüder.

Hören wir ihn, wie er am Charfreitag 1815 seiner lieben Schwester Maria nach dem überaus schmerzlichen Verluste ihres Gatten schreibt, zwar immer

noch etwas überschwänglich, in der Ausdrucksweise ein wenig an Schleiermacher's „Reden“ und „Monologen“ erinnernd, die er vielleicht damals zuerst gelesen hat, aber doch aus einem, das fühlt man, in Gott zum tieferen Frieden durchgedrungenen Herzen. „Wahrlich, gute Maria, es ist, als ob die Vorsehung uns den geliebten Verklärten darum noch länger gelassen habe auf Erden, damit ich und, wenn meine Ahnung mich nicht täuscht, auch Du seine Trennung von uns würdiger ertragen möchten. — Dazu hat mich in der That der Unendliche, in den letzten 6 Monaten vorzüglich, durch seine Liebe unaussprechlich gestärkt. Gewiß hat seine Kraft auch Dich seitdem mehr erfüllt und kräftiger gehoben. Kühn wie ein Apostel Christi, darf ich mich rühmen: Der Herr hat mich in meinen schweren Leiden auf Seraphsflügeln schnell und unermeßlich näher an sich gezogen und enger mich vereint mit dem vollendet Heiligen, in dem er uns sich offenbarte, mit seinem Christus. Jetzt, so fühle ich, hat er mich geweiht zu seinem wahren Herolde auf Erden. Ich werde künftig keine Wonne mehr kennen, als seine Liebe einzuströmen in der Menschen Herzen und seine Wahrheit ihnen zu verkündigen. Von Furcht und Angst ist meine Seele frei. — Ein Geist der Liebe lebt jetzt in mir, welcher ausströmend von Gott und Christo mich und alle Frommen zu einem hehren Bund durchdringt. In diesem Reich der Liebe schließe

ich mich ja zunächst an Dich, geliebte Schwester. — Drum siehe Du die folgenden Zeilen für das an, was sie sind, Hauche der Bruderliebe, die Niemand so Dir senden kann wie ich, weil Niemand auf Erden Dich liebt wie ich. — Ohne Zweifel ist Dir das neue, höhere Leben, zu dem Dich der Tod Deines Heinrich hob, schon recht lebendig und hell aufgegangen. Du hast es recht rein erkannt, wie Alles über Dir und um Dich nun eine andere, eine lichtere Gestalt annehmen, wie Alles sich gleichsam mit Dir verklären müsse. Du bist gleichsam mit Deinem Heinrich gestorben. — Ein anderes neues Leben lebst Du jetzt mit Deinem verklärten Gatten, ein neues Leben mit Deinen Kindern, mit Deiner Mutter und mit uns, Deinen Geschwistern, mit Deinen Freunden, mit der ganzen Natur. O, daß ich Muße hätte, Eure seltene heilige Liebe auf Erden im Bilde zu erneuen. — Du warst Eins mit ihm, wie selten Mann und Weib es sind und es doch immer und überall sein sollten im Leben, und durch ihn Eins mit den nahen und fernen Menschen, durch ihn verbunden mit Allem, was sonst auf Erden Schönes und Treffliches erscheint. Er war Dein Vermittler mit der Erde, und Eure Liebe war bedingt durch die Sinnenwelt und an sie in der Endlichkeit gebunden; nun ist er Dein Vermittler mit dem Himmel, mit der inneren und unsichtbaren Welt, Eure Liebe ist nun ein freies, unmittelbares, reines Zusam-

menfließen der Geister in der Unendlichkeit. — Die Erde und das Leben auf ihr sollen Dir nicht verhaßt, ja nicht einmal gleichgültig sein. Sie sollen Dir eine freundliche Werkstatt sein, das göttliche Reich, zu welchem Dich der Tod Deines Geliebten erhoben hat und in welchem Du nun eigentlich lebst und bist, unter den Menschen zu erweitern. Unter Deinen Kindern sollst Du beginnen. — Unter ihnen sollst Du stehen, wie eine Gottgesandte oder wie eine Verklärte — und alle Sorgen und Schmerzen der Erde, die Dir etwa noch bereitet sind, werden Dich nicht erschüttern. So wird der Tod Deines Heinrich für Dich ein wahrer Erlösungstod, wie jeder Tod eines Geliebten es für uns werden soll und wie Christi Tod es für uns Alle geworden ist." — Im Mai schreibt er an einen Freund von Ascheberg: „Ich habe eine neue Gottesweihe empfangen — eine neue Salbung ist über mich ausgegossen. Der Unendliche hat mich mächtig zu sich emporgehoben, sich mir heller geoffenbart. Was sonst einzeln und abgerissen, ohne Bedeutung fast und höheren Zusammenhang — in meinem Bewußtsein vorhanden war, das ist jetzt harmonisch zusammengeflossen. Daher ist auch mein Leben auf Erden ein ganz anderes geworden. Da der eigentliche Mittelpunkt meines Seins nun in dem Reiche Gottes über der Erde ruht, so ist mir diese nichts als der einstweilige Schauplatz meiner eigenthümlichen Wirksamkeit, die keine andere ist, als

das Reich der Liebe, in dem ich lebe, zu erweitern. Wie so ganz anders geformt, in so ganz anderem Gewande stehen nun die Lebensideale früherer Jahre vor mir da! Was mir sonst der unerreichbare Gipfel meines Strebens schien, ist mir bloß eine Stufe desselben, über die ich leicht und ruhig wegschreiten kann, wenn ich sie nicht betreten soll. Kurz, mein Sein und Leben ist ein anderes, ein besseres, höheres geworden." — Nur sein Körper sei immer gleich zerrüttet. Dazu die neue furchtbare Verwicklung der Dinge in der Völkerwelt. „Was wird nur aus unserm Geschlechte werden? Soll unseres Volkes Tugend erst recht erstarken in diesem heiligen Streite gegen die zur ungeheuren Masse verkörperte Sünde, oder soll es untergehen mit der Hölle und ihren Teufeln, damit ein neues und reines Geschlecht aufsprosse und schnell und ohne solchen Widerstand des Bösen zur Vollendung sich entwickele?" —

Gegen den wieder losgebrochenen Weltzerrütter in's Feld zu ziehen, war damals sein brünstiges Begehren. Welch' ein Ernst es ihm damit war, trotz seines Kränkelns, das sieht man aus einem eiligen Briefchen Petersen's, das dieser ihm in Hamburg schreibt während eines Besuchs daselbst und worin er ihn bittet und beschwört, doch nicht dem Impulse des Augenblicks zu folgen. „Bedenken Sie doch, was Sie thun! Ach der Enthusiasmus des besten Jüng-

lings weiß so oft nicht, was er thut, weiß nicht, was er will. Erwägen Sie auch, daß Sie zum gemeinen Soldaten schon zu vergeistigt sind und zum General es schwerlich bringen?“ Rautenberg seinerseits, der ächte deutsche Jüngling, wollte nichts Anderes als „einen segensreichen Kampf für's heilige Vaterland, eine Kugel durch's deutsche Herz und einen Blitzesflug über die Wolken zu Gott!“ Gurlitt schreibt ihm im Mai nach Ascheberg, wohin er zurückgekehrt war: „Da es für's Erste der Arme und Fäuste noch genug giebt, so haben diejenigen Jünglinge, welche sich den Wissenschaften widmen, noch Zeit, zu zögern, bis man auch ihrer bedarf. Jetzt ist noch keine Gefahr, der Krieg geht noch offensiv und die Armeen sind gewiß vollzählig. Sie haben noch die spezielle Pflicht auf sich, auf Ihre Unpäßlichkeit Rücksicht zu nehmen. Ist diese von der Art wie die Ihrige, so wird sie nicht durch Strapazen, sondern durch Diät, Gemüthsruhe, mäßige Bewegung, freie Luft u. s. w. gehoben. Ich habe aber heute noch ein Anderes auf dem Herzen — daß Sie, sobald Ihre Gesundheit nur irgend hergestellt ist, zu den geordneten Studien hineilen, damit endlich ein regelmäßiges Ganzes herauskommt. Es soll Ihnen zu Ihrem Studium nichts fehlen, aber bleiben Sie mir nicht zu lange in dieser Hauslehrer-Lage. Ich kenne dies aus vielfältiger Erfahrung. Es geht damit unendliche Zeit verloren. Ist Bildung oder einiges

Streben darnach in der Familie des Prinzipals, so wird gelesen, ästhetisirt, aber dieser Dilettanten-Umgang trocknet den Gelehrten aus. Aber der junge Gelehrte riskirt auch, daß ihn dies Leben, worin sinnliche und geistige oder halbgeistige Vergnügungen abwechseln, allmählich hinnehme und er darin untergehe. So habe ich es in Leipzig und nachher oftmals noch gesehen. Dies mögen Sie verhüten. Täuschen Sie sich ja nicht selbst. — Ich umarme Sie. Gurlitt." — Rautenberg scheint das etwas übel genommen zu haben, so treffend wie es war, zumal ihm Ascheberg schon eine Art von „Vorelysium" geworden war, wie er es einmal nennt. Im Juli heißt es: „Die Gesinnungen, die Sie in Ihrem Briefe äußern, sind gut und edel, aber sie haben die Farbe übertriebener jugendlicher Empfindlichkeit angenommen, die Sie wohl gegen andere Personen als gegen mich, den Freund jugendlicher Freimüthigkeit, werden mäßigen müssen, wenn Sie nicht durch so etwas einmal in der Welt Ihrem Glücke, d. h. einer schönen Wirksamkeit hinderlich sein wollen. Von Mißtrauen ist weder bei dem Bürgermeister Amsinck (der sich beiläufig äußerst edel und dienstfertig gegen Rautenberg zu jeder Zeit bewiesen hat) noch bei mir die Rede. Wir Beide haben die vortheilhafteste Meinung von Ihnen und Ihren Bestrebungen. — Gott verleihe Ihnen nur Gesundheit." — Zum ersten Male warnt G. in diesem Briefe gelegentlich vor dem „My-

stizismus", dessen Feind er immer sein werde. „Er hat die Religion von jeher verderbt."

Die Freunde Rothenburg, Amsinck, nachheriger Syndikus, Banks und Andere hätten ihn gar gerne damals nach Göttingen gezogen, während Gurlitt und Müller Leipzig für ihn im Auge hatten. Die ersteren hofften seiner Melancholie, die ihnen Thränen auspreßte, wie sie schreiben, am Leichtesten durch ihre Freundschaft und Liebe zu wehren. Bald waren es Ausmalungen seines Körperleidens gewesen mit einer grellen Anschaulichkeit, daß man schaudern mußte, und die sichere Erwartung, daß sein Leben, „ein kurzer Wintertag voll Nebel, Sturm und Graus", mit dem neuen Frühling in's Grab sinken werde. Bald empörte sich sein deutsches Herz gegen das dänische Wesen. Er spürte wie Hamlet, daß „etwas faul war im Staate Dänemark." „Gräuel der inneren Verwesung sind hier in unzählbarer Menge. Das ganze dänische Wesen und was dazu gehört, ist eine faule, träggährende Schlammlache. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich wieder nach einem deutschen Lande sehne." — Die Freunde schrieben damals: „Warum willst Du nach Leipzig? Willst Du Philolog werden? Das gieb auf, das wirst Du Dein Lebenlang nicht. Die theologische Fakultät ist, wie Pauli sagt, hier gewiß besser. In Leipzig kennst Du Niemanden als G. Sieveking. Wen Du hier triffst, weißt Du ja selbst: offene Arme

und Herzen. — Deine Grüße und Aufträge habe ich bestellt gestern Abend auf dem großen Theeklubb. Sie wurden mit Freudengeschrei empfangen und erstere verdoppelt und verdreifacht zur Rückbestellung mir übergeben. — Eben lese ich (schließt Rothenburg) Deinen und meinen Brief wieder durch, bin aber höchst unzufrieden. Wie prosaisch klingt der meinige, nicht ein Fünkchen Poesie! So kahl, wie nichts Gutes, sagt Encke; doch Du nimmst vorlieb mit dem guten Willen."
— Rautenberg's Briefe waren eben voll von dem poetischen Schwunge und dem Feuer der höheren Jugend, die ihm stets geblieben ist, auch mitten im gewaltigsten praktischen Wirken. Amsinck sucht ihn alsdann von der pekuniären Seite her zu überzeugen, daß kein Hinderniß sein werde, nach Göttingen zu gehen. Er brauche sich nur direkt an den Bürgermeister A. zu wenden, bei dem schon vorgearbeitet sei auf alle mögliche Art, ihm seine Verhältnisse, sein Unglück, daß er einen Theil seines ererbten Vermögens verloren, u. s. w. auseinander zu setzen. So werde er sicher 300 Thaler jährlich erhalten, die in Göttingen ausreichend seien. Er möge sich nicht unglücklich machen durch Gurlitt's durchaus wohlgemeinte aber einseitige Vorschläge und seinem Hauptstudium treu bleiben. — Die unsichtbare Gnadenführung giebt sich in diesen treuen jugendlichen Freundesstimmen ebenso deutlich kund, wie in des erfahrenen Mannes Rathschlägen. Das Resultat mußte

genau dasjenige sein, welches für Alle und Alles wie für den Jüngling selbst das allein heilsame war.

Auch Freund Petersen, der nachherige entschiedene Zeuge des vollen Evangeliums, findet damals Ursache, dem Freunde zu schreiben: „Ihre Ergüsse über des Christenthums Thatkraft und das Erhebende unseres Christus für Jeden, in dessen Herzen und Leben er wieder lebt, haben mich tief bewegt. Nur sorgen Sie dafür, daß nicht der gaukelnde Mystizismus Sie um den lebendigen Geist der Religion Jesu in ihrer Geschichte und Symbolik bringe. Sie werden — dazu kennen Sie mich zu gut — mich nicht mißdeuten. Ja Freund, auch ich liebe Christus nicht weniger als ich ihn achte (!) und kenne das Amt der Versöhnung, welches das Evangelium predigt. Nur für das Allegorisiren und Symbolisiren, für das Amalgamiren des Christenthums mit dem modernen Mystizismus, so brilliant er auch oft erscheint, bin ich nicht. (Wahrscheinliche Anspielung auf Schleiermacher, vielleicht auch auf Schelling.) Es giebt nur Ein Christenthum und Einen Christus." — Er lobt es, daß Rautenberg, trotz seiner Neigung, nicht zum Schwerte gegriffen hat. Der Tod auf dem Schlachtfelde für Recht und Vaterland sei schön. Aber es gebe noch andere Kriege zu führen. „Ach Freund, das Leben für die Heiligthümer der Menschheit, dem Sie sich angelobt haben, wird Ihnen auch herrliche Kämpfe

gewähren und die geistliche Ritterschaft im Dienste der Religion hängt nicht bloß in Ordenszeichen auf der Brust, blitzt nicht im Schwerte der Hand, sondern des Mundes, der vor Wahrheitsscheu und Lügenmacht nimmer verstummt. Die Menschheit bedarf solcher Wahrheitshelden, zu denen Sie in sich Anlage und Bürgschaft tragen." Das war eine Weissagung, deren Erfüllung der Freund später mit Freuden geschaut hat. — Damals im Juli 1815 hatte Rautenberg seine Stelle in Ascheberg schon gekündigt. Er meldet sodann: „Ich, Johann Wilhelm, großmächtig sprudelndes Genie, sonst auch genannt der Eremit Peter, Räuber und Krischan, ließ am 30. September 1815 meine Rappen anschirren, sagte dem lieben Ascheberg auf immer: Lebewohl! und fuhr nach Hamburg." Man spürt, er war in bester Laune, die jetzt vorwaltete. Er hatte vorher noch einmal einen Angriff des Nervenfiebers zu bestehen, wobei ihn der originelle Prof. Hegewisch in Kiel par distance behandelte und ihm Wein, Fleisch und Kraftsuppe verordnete; so wie der Patient nur auf den Beinen stehen konnte, mußte er reiten.

Den Winter 1815 auf 1816 hat er noch in Kiel zugebracht und unter Anderem in studentischem Uebermuth geholfen, einen angehenden Docenten und Sohn des Rector Magnificus Fr. durch Ausblasen der Lichter, Wassernachtigallen, Pfennigstrompeten,

Maultrommeln, Hundegebell, Bravos u. s. w. zu übertäuben und endlich zur Thüre hinaus zu befördern, worüber die entsetzte Familie im höchsten Cis-Moll geschrieen, „welches die ganze Nacht hindurch die Kieler Luft gar jämmerlich durchschnitten und durchtönt und mit dem Dohlenkonzert um den Thurm eine wundersame Harmonie veranlaßt habe.“ — „So könnte ich,“ schreibt er, „auch wohl noch manchen Schwank eruiren aus dem Kieler Sündenschatz gegen die Geselligkeit — (die denn doch recht lebendig für ihn sich gestaltet hatte) — und das Vaterlandsgefühl. Du könntest gewiß eher Butter, Oel, Quecksilber, Blei, Steine, Haare, Speck, Leder, Knochen u. s. w. zu einer guten Pastete verkneten, als Kiel zu geselliger Einheit verbinden. An allen Enden nichts als Zerfallenheit und Zwiespalt. Von meinen theologischen Professoren könnte ich auch viel Tolles sagen, aber ich will nicht, sondern bloß den rühmen, der einzig zu rühmen ist, Professor Twesten.“ — Erst Ostern 1816 erfolgte der Abschied und die Uebersiedlung, aber weder nach Göttingen noch Leipzig, sondern nach der (1810) neugegründeten und mit dem wiederbelebten preußischen Staate und dem befreiten deutschen Vaterlande zugleich neu aufblühenden Universität Berlin. Zuvor hat Rautenberg in Kiel seine erste Predigt gehalten, über die ihm Petersen im Februar 1816 schreibt: „Zuerst meinen herzlichsten Dank für Ihre Predigt, die erste, die Sie

gehalten haben vor einer so glänzenden als urtheilsfähigen Christenschaar (ohne Zweifel in der St. Nicolaikirche daselbst). Der Geist derselben gefällt mir ungemein, wenn ich gleich die Form nicht nach meinem Sinne finde. Doch ich bin weit entfernt, meine Manier für die beste zu halten. Alle Originalität, wo sie erscheint in Wahrheit, Fülle, Tiefe, Weihe, ist mir eine liebe Erscheinung und ich freue mich innig der Kraft und Religiosität, die sich in Ihrem großen und reichen Worte kund thun. Wie gern hätte ich Sie gehört. Wie hat es mich erfreut, was Ihnen Männer von Geist über Ihre Predigergaben geweissagt haben. Gott erhalte Sie nur gesund, dann wird Ihre Kraft klar werden und Ihre lebendige Stimme auf der Kanzel wecke auch die Lebenskraft, die in der Masse vorhanden ist und oft nur auf die weckende Stimme harrt." — Beiläufig erwähnt Petersen, daß so eben die Altonaer Geistlichkeit ihre Krone verloren habe in dem Prediger der reformirten Gemeinde Gabain. „Seine Würde und Huld, seine christliche Grazie im Umgange und Amte finde ich bei Keinem, der jetzt noch lebt und steht und redet." Die Stunden an dessen Sterbelager zugebracht seien die köstlichsten seines eigenen Lebens. Im Uebrigen heißt es: „In unserer Umgebung ist es ziemlich kalt. Im Munde lesender Prediger geht das lebendige Wort verloren. Unsere Kirchen sind Hörsäle des Verstandes und sollten doch

Heiligthümer des christlichen Sinnes sein.“ Er selbst geht oft mit Beben zur Kanzel und liegt Morgens auf seinem Pult, betet und weint, weil er so gern Segen stiften möchte. Solches Gebet mußte erhöret werden. Zugleich erkundigt er sich bei Rautenberg, ob die neue vermehrte Auflage von Cl. Harms Winterpostille schon erschienen sei und fügt hinzu: „Er ist mein intimer Freund und ich liebe sein kindliches, christlich=lebendiges Gemüth, sowie ich sein Genie ehre. Mich wundert, daß er nicht auf Kiel reflektirt, denn Apostelsinn scheint ihn zu treiben.“ — Harms war damals noch in Lunden. So bezeichnete damals Alles die Abendröthe eines abgelaufenen Tages, den Aufgang einer neuen, besseren Morgenröthe.

Es ist vorauszusetzen, jedenfalls zu wünschen, daß diejenigen, welche dieses Büchlein lesen, schon bekannt sind oder sich bekannt machen mit W. Baur's Geschichts= und Lebensbildern aus den Befreiungskriegen. Dort werden sie über die Gründung der Berliner Universität (Bd. 1, S. 323), vor Allem über Schleiermacher, den merkwürdigsten Mann an derselben, die nöthige Auskunft finden. Da wehte in der That der frische Odem eines neuen Tags. „Schleiermacher hatte nun die Stätte gefunden, wo sein Wunsch, für die Erneuerung der deutschen Kirche etwas Tüchtiges thun zu können, reiche Gewährung fand. Ein Vierteljahrhundert lang hat er Tausenden von Jünglingen den

Sinn für das Religiöse erschlossen, Christus als das A und O des religiösen Lebens verkündigt und seine reine Begeisterung für das Reich Gottes eingehaucht.“ Aller neue Anfang ist schwer. Schleiermacher machte in der That einen neuen Anfang. Denn es ward ihm gegeben, den persönlichen Gottes- und Menschensohn wieder dem größeren Volke und zumal den Gebildeten und Geistreichen der großen Hauptstadt Preußens und so vielen Jünglingen aus aller Welt Enden vor die Augen zu malen als die Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit. Von den Stillen im Lande, der Brüdergemeinde, die ihn erzogen hatte, gleichsam aus dem Kämmerlein heraus, brachte er das Christenthum wieder auf den hohen Leuchter der Kirche und Theologie. Aber es fehlte diesem seinem Christenthum noch dies und das. Es war der Heiland, aber noch wie hinter der Wolke. Er hieß nicht zufällig Schleiermacher. Aus den zartesten und feinsten Gedanken webte er dem Heiland eine Umhüllung. Er selbst aber, der wunderbare Mann, kam diesem seinem Herrn von Stufe zu Stufe näher und auf dem Todbette hat er Ihn vollends bekannt und sein Versöhnungsblut, als den alleinigen Grund seines Glaubens. Für unseren Rautenberg, den Prediger der großen Weltstadt Hamburg, war es von der äußersten Wichtigkeit: 1. daß er diesen größten neueren Theologen zum Lehrer hatte und mit aller Wärme und Verehrung eines ihm per-

sönlich nahe stehenden Schülers an ihm hing; 2. daß er nicht sklavisch bei ihm stehen blieb, sondern ein ganz selbstständiger Mann in Christo wurde, je länger je mehr. Beides ist ihm durch die wunderbare Gnade Gottes nach so vielen Jahren des Wartens, der Unruhe, der Drangsale zu Theil geworden. „Das Warten des Gerechten wird Freude werden.“ Auch Neander, der herrliche Mann Gottes und große Kenner der Kirchengeschichte aus dem alten Stamme Israels, ward ihm ein Führer zu Christo.

Im November 1815 schreibt ihm Lappenberg aus Berlin, was er für sein Studium des Rechts dort gefunden. „Vieles verdanke ich meinem Meister — er meint den großen Juristen Savigny — den, wer ihn sieht, ehren muß, als ob das Gefühl von Wahrheit und Recht Fleisch geworden vor ihm stünde. Sein Vortrag kann von Sokrates und seinen Schülern an der reinsten, deutlichsten Zerlegung der schwersten Verstandesbegriffe nicht übertroffen sein und dennoch ermüdet bei ihm nie die Flachheit allgemeiner Ideen. Alles hat den Reiz der Anschaulichkeit der einzelnen Vorfälle des Lebens.“ — „Von Schleiermacher habe ich eine vortreffliche Predigt gehört, ganz im Geiste eines Helden des Glaubens und der Liebe gepredigt. Wenn sein Körper auch nicht nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen (Schleiermacher war etwas verwachsen), so ist sein Vortrag sehr lebendig, kraftvoll und ange=

nehm, seine Gedankenfolge sehr faßlich und das Gemüth, die Seele, die darin sprechen, finden leicht die Verwandtschaft in jeder Brust." — Die politischen Zustände fingen schon damals an, hauptsächlich durch die Schuld einiger höfischen Schmeichler, unerquicklich zu werden. „Die Schrift, welche der geistes- und charakterschwache Schmalz für 3 Silberlinge geschrieben, hat ihm die Verachtung und den Spott allgemein zugezogen, den er verdiente. — Es ist die unverzeihliche Gedankenlosigkeit über diese Gegenstände und der Schwachmuth, welche allen Männersinn gelähmt haben. Unsre Würde, unsre Ehre heischt dringend mehr (als bloße Befreiung vom fremden Joch) und hierüber rede und hierfür handle man bedachtsam, kräftig." — Solcher Mißmuth einer kräftigen Jugend an dem kleinlichen Treiben der deutschen Regierungskreise gleich nach den großen Tagen der Befreiung wird auch wohl in unsres Rautenberg Brust lebendigen Anklang gefunden haben. — Keiner aber schrieb so oft und so dringend wie August Pauli, der schon im Licht des neuen Tages wandelte: „Hierher, hierher zu den Füßen Schleiermachers!" — Gurlitt gab unserem Rautenberg, da er sich einmal für das ihm bedenkliche Berlin entschieden hatte, folgende Rathschläge und Bedenken mit auf den Weg: „Ich habe an Neander (den Gurlitt auch großmüthig unterstützt hatte) einen Beweis gegeben, daß die Verschiedenheit der theologischen Ansichten oder

wenn Sie wollen, des Glaubens mich nicht hindern, einem Manne, der sich nur sonst durch höhere Bestrebungen auszeichnet, beizustehen. Wenn Sie also auch schon auf einem Wege wären, den ich nach meiner Ueberzeugung einen Abweg nennen muß, so bleibt Ihnen die kleine Unterstützung, die ich Ihnen zugedacht habe, unverkümmert und Sie können diese kleine Summe zu Ihrem Studium in Leipzig oder Berlin gebrauchen, das überlasse ich Ihrer Wahl und Ihrem Herzen. Ich habe hiermit den höchsten Fall gesetzt, aber nehme ihn noch keineswegs an, sondern halte Sie noch für unbefangen, nur von dem Bestreben belebt, genauer kennen zu lernen, was so Viele anzieht." Er habe es in Leipzig ebenso gemacht mit dem streng biblischen Theologen Crusius. „Machen auch Sie es so. Versäumen Sie die grammatische und historische Exegese (Auslegung) des Alten und Neuen Testaments bei de Wette nicht, wie einst Neander that, der nur seine Glaubensbrüder hörte." Vielleicht könne Rautenberg einmal in Preußen angestellt werden. „Denn der junge Gelehrte muß zeitig anfangen, sich nicht glebae adscriptum (an die Scholle gefesselt) zu achten. Es scheint mir, als könnten Sie einmal ein herrlicher Prediger werden; aber um höherer Ausbildung willen treiben Sie dabei vielseitige gelehrte Studien fort. Der Würdigkeit entgeht am Ende im preußischen Lande auch die Belohnung nicht und der höhere Wirkungskreis. — Noch Eins liegt

mir auf dem Herzen. Ich schließe aus allen Urtheilen über Ihre Predigt, daß Sie schön aber unverständlich für das Volk, vielleicht gar im Ton der Berliner Schule predigen (NB.). Nur die Natürlichkeit, die Klarheit der Alten und ihre Einfachheit mit Schönheit sei Ihr Ziel, Ihr Muster. Den heutigen Schwärmern im Stil würde Cicero zurufen: cura, ut valeas (sorge, daß du gesund wirst)."

Im Mai 1816 finden wir unseren Freund einquartiert in der Taubenstraße Nr. 41. Einen stärkeren Kontrast zum stillen Dorfleben an dem Billwärder Elbdeich oder zu den waldigen Ufern des Plöner Sees giebt es schwerlich. Also wieder ein Höhepunkt seines Lebens erreicht. Dorthin folgen ihm die angelegentlichen Sorgen, Wünsche, Herzensgedanken seiner Lieben aus Hamburg und Holstein. An schriftlichen Beweisen dafür, wie er geliebt ward, fehlte es ihm nicht. „Lieber, lieber Freund, schreibt die Frau Konsistorialrath Fock aus Kiel, die deutliche Vorstellung unserer Trennung durch so weite Entfernung versenkt mich in ein so schmerzlich wehmüthiges Gefühl, daß ich mich ihr gar nicht überlassen darf. Ich murre und klage wahrlich nicht, sondern danke dem allgütigen Gott von ganzer Seele für den seligen unschätzbaren Genuß jeder mit Ihnen verlebten Stunde, aller unschätzbaren Erinnerung. — Innigen Dank für das liebe Rosenbäumchen, woran ein Röschen sehr bald aufblühen wird, und auch für

Ihren Thee und Ihren Zucker. Beim ersten Anblick glaubte ich ihn für immer als ein Schaugericht bewahren zu müssen; denn ihn so täglich aufzutrinken, dagegen hatte ich zu viel Respekt und Liebe dafür.“ — Es soll künftig nur an hohen Festen und Geburtstagen davon genossen werden. — Die Tochter Marie offenbart uns nun erst den stillen Abglanz der reinen Schönheit, die im Himmel wohnt, durch den seelenvollen Erguß ihrer schwesterlichen Zuneigung in ihren Briefen. Von der Natur verwahrlost und gichtisch gelähmt, so daß sie beinahe ihr ganzes Leben im Rollstuhle zubringt, auf welchem sie im Sommer im schönen Kieler Schloßgarten Luft und Aussicht genießt, entwickelte sich ihr geistiges Leben unter äußerem und innerem Druck jeder Art zu einer Tiefe und Reinheit, in der Liebe zu Gott und Menschen, daß ihre verhältnißmäßig geringe christliche Erkenntniß ihr dennoch durch die Treue, womit sie das Erkannte auszuüben sucht, zu einem Schatze anwächst, der sie immer tiefer in's Geheimniß des Leidens in der Nachfolge Christi praktisch eindringen läßt. Sie ward allmählich ganz gelähmt und starb 1824 nach unsäglichen Leiden, nachdem ihr die Mutter schon 7 Jahre früher vorangegangen war. Der Briefwechsel mit Rautenberg war das eigentliche Lebenselement für ihr schwer gedrücktes Dasein. Sie faßt mit zarter Lebhaftigkeit auf, was sie umgiebt. Von einer Reise nach Lübeck 1816 heißt

es: „Geibel, (der bekannte reformirte Prediger daselbst und apostolische Wahrheitszeuge, Vater des Dichters) ist mir unbeschreiblich liebenswürdig erschienen. Noch keine Stunde hatte ich ihn mit der ihm so ganz eigenen Ruhe und Würde und zugleich mit einem so recht heiligen Interesse über religiöse Gegenstände, auf die sich unter uns das Gespräch gleich unwillkürlich lenkte, sprechen gehört, als es mir auch schon unmöglich war, nun mehr daran zu zweifeln, daß die von ihm gestiftete Jesusgesellschaft durchaus einen rein frommen Zweck haben müsse, wie menschlich unvollkommen auch die Art sei, auf die er ihn zu erreichen strebt.“ In Lübeck höre man zwar viele mißfällige Urtheile darüber, namentlich von Aerzten. „Was hätte ich darum gegeben, dies Alles selbst genauer kennen gelernt zu haben; aber das war ja unmöglich, da die Mitglieder über den Zweck und die Art ihrer Vereinigung ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten und sich so wenig als solche kenntlich machen, daß ihre Nachbarn und Bekannte nur aus den pünktlichen Besuchen der Versammlungen (Sonntags nach dem reformirten Gottesdienste in Geibel's eigenem Hause und sonst mehrere Male im Jahre) schließen, sie seien wohl auch Mitglieder der Jesusgesellschaft.“ Sie spricht von „ein paar Tausend Mitgliedern,“ was jedenfalls eine starke Uebertreibung des Gerüchtes war. Uebrigens gehörte Geibel's segensreiche Wirk-

samkeit recht eigentlich zu den Kräften eines neuen Glaubenslebens, die damals so mächtig sich erwiesen. — Geibel sagte ihr unter Anderem: „Nur durch den Schmerz können wir genesen und hindurchdringen zum wahren Leben.“ — „Es war mir, als sollte ich mich nach Ihnen — so schreibt sie an Rautenberg — umsehen und so mancher Winterabend stand plötzlich lebendig vor meiner Seele, an dem Sie sich buchstäblich desselben Ausdrucks im Gespräch gegen mich bedient hatten. Dieser Abend in Israelsdorf ist seit Ihrer Abwesenheit der froheste, erhebendste für mich gewesen.“ — Die Wahl von Claus Harms nach Kiel im Juli 1816 bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt für das Christenthum im deutschen Nordwesten. Es war, als sollte unser Rautenberg so tief wie irgend möglich in diese ganze neue Bewegung der Gemüther hineingezogen werden. In sein brüderliches Herz schüttet Marie Fock allen den peinlichen tiefen Kummer aus, der über ihren Vater und ihr Haus kam durch jene Wahl eines Kollegen, dem bald alle Herzen zuflogen. Ohne Zweifel wurde dies für die Tochter ein Hinderniß, den gesegneten Prediger für das zu erkennen, was er wirklich war und ihrerseits zur vollen biblischen Erkenntniß hindurchzudringen. Aber auch die noch schmerzlichere Erfahrung, daß der Freund sich gleichfalls je länger je mehr dem Lichte zuwandte, welches damals wunderlich genug für „ein neues Licht“ galt, war dennoch

auch für ihre Seele ein Gewinn, dessen sie wohl erst jenseits recht bewußt geworden sein wird. — Schon meldete sich unserm Rautenberg auch derjenige Freund an, dessen frühes vom innigen Glauben einer wahrhaft jungfräulichen Seele verklärtes Sterbebett ihm und Anderen eine Stimme des Heils von Oben geworden ist, Gustav Sieveking, Amalien's Bruder, der den letzten Feldzug mit Banks und Anderen mitgemacht hatte. Er schreibt damals aus Leipzig: „Ich freue mich sehr, dort wenigstens noch eine Weile gemeinschaftlich mit Dir eine Wissenschaft zu pflegen, deren Göttlichkeit und Wärme man erst dann recht lebendig erkennt, wenn man die kahlen Regionen kennen gelernt hat, wo sie erstarrt und regungslos ist. Es ist gerade in diesem Studium so segensreich, einen Gleichgesinnten zu finden, da es so schwer hält, in den meisten Theologie-Studirenden etwas anderes zu erkennen, als von der Armuth Getriebene, ohne Sinn für das Höhere und Geistigere ihres Studiums. Immer mehr freue ich mich, ein Studium ergriffen zu haben, das so herrlich lohnt. Die Finsterniß schwindet mehr und mehr und der Glaube gewinnt die Oberhand. Ueberall Bekehrungen, Bekenntnisse und erneuter Eifer. Ich hoffe endlich, Lehrer zu finden, denen ich mich gläubig hingeben kann, die mit Fülle der Gelehrsamkeit und des Geistes den Glauben und christlichen Sinn verbinden.“ Zu Schleier-

macher vermöge er noch kein volles Vertrauen zu fassen. Seine Streitschriften seien ihm zu sarkastisch und bitter, seine Predigten zwar tiefsinnig, aber nicht herzlich genug. Desto mehr hoffe er von Neander. Ein köstlicher Augenblick sei der jetzige. „Die Brust wird zugleich beschränkt und hoch erhoben und ein warmes Herz schlägt dem anderen entgegen. Denn das himmlische Reich der unsichtbaren Kirche ist wieder aufgethan.“

Unsere Nachrichten über den Berliner Aufenthalt sind leider spärlich. Das ist um so beklagenswerther, als gerade hier Alles sich vereinigte, das Werk seiner Bildung und Ausreifung vorläufig zu vollenden. Recht im Mittelpunkte des besten geistigen und geistreichen Lebens, welches damals existirte, in den Schleiermacher'schen Kreisen und denen der Hofräthin Herz, bewegte sich unser Rautenberg und seine Weltanschauung hob und erweiterte sich mächtig. Er brachte außerdem manche Stunde zu in dem überaus gastfreundlichen Hause des Herrn Fl. und bei dessen sehr anziehenden Töchtern. Dort und bei Schleiermacher, den er an regelmäßigen Abenden besuchte, war Pauli ihm fast immer zur Seite, dessen Einfluß von der heilsamsten Art war. Wenn seine hypochondrische Schwermuth und Sentimentalität ihn einmal wieder überwältigte, so hieß es wohl im heimischen Plattdeutsch: Laß nun mal sein, mein Junge, wir wollen erst mal „ein

Beefsteak“ essen. Denn an guter Kost war kein Ueberfluß. Oder wenn sein Herz einmal wieder Feuer fing: „Süh mal düsse hübsche Deern an, hett Löcker up de Strümp.“ Die Hofräthin Herz, diese merkwürdige geistvolle Frau und Schleiermachers nahe Freundin, interessirte sich auch lebhaft für unseren Freund und er zog später zu ihr in's Haus, wo sie auf's Treueste, ja mütterlich für ihn sorgte. Auch sie ließ sich seine Erziehung angelegen sein, indem sie ihn gutmüthig zum Besten hatte mit seinem Gefühlsüberschwang und seiner Schwarzseherei. Auch der sarkastische Schleiermacher ließ es daran nicht fehlen. Genug, das Leben ging ihm vollends auf in seinem Reichthum und seiner Fülle und zugleich in der steten Beziehung auf das Höchste, auf das Geheimniß unserer Erlösung. Das bloße Gefühl ist alle Zeit egoistisch, die ächte Geistesbildung erweitert auch das Herz und das kleine liebe Ich lernt sich mit Lust seinem Gott und zugleich der ganzen Menschheit und der Sache des Reiches Christi hingeben. Das macht erst den vollen Mann und Christen aus und läßt den inneren Menschen erstarken und gesunden wie im Wellenbade des offenen Meeres, wenn er vorher als „Landratte“ von jedem Windzug den Tod erwartet hat. Aehnliche geistig gesundmachende Meeres- und Salzluft, wie Rautenberg sie damals im sandigen Berlin einathmete, ging nachher von ihm selbst auf so manches kranke Gemüth aus. Damit ist

freilich nicht gesagt, daß nicht auch dort noch recht Menschliches und Irriges sich einmischte und daß Rautenberg nicht auch davon seinen Antheil empfangen hätte. In Berlin wurden ihm verschiedene Stellen angetragen, sogar als Prinzenerzieher. Wer ihm davon am Entschiedensten abmahnte, das war der Prediger Ribbeck, an den er empfohlen war. Er sei zu etwas Besserem bestimmt, gesetzt auch, daß es ihm in seiner Vaterstadt bei dem herrschenden Rationalismus nicht gelingen sollte. Indessen hielten ihn die Briefe vom Hause bei dem Gedanken an die Heimath fest. „Ich schriebe Dir gern öfter, sagt die liebe Mutter, aber weil ich nicht nach Deinem Stiel schreiben kann, so denke ich immer, über mein Schreiben wird gelacht — Deine kränklichen Umstände und Deine Zaghaftigkeit hat mich innig betrübt. Warum bekümmerst Du Dich wieder um eine Hofmeisterstelle? Und warum bist Du so zaghaft wegen des Examen? Der liebe Gott wird Dir ja wohl so viel Körperkräfte geben, da ich gewiß überzeugt bin, daß Du alle Deine Geschäfte mit Gott anfängst. Und warum willst Du das Geld von mir nicht annehmen, da es doch für Dich bestimmt ist?“ Sie brauche in gesunden Tagen nicht viel und was würde sie nicht haben geben müssen, um ihn vom französischen Kriegsdienst frei zu kaufen; den letzten Schilling hätte sie damals hingegeben. — Im Januar 1817 antwortet der Sohn. Er suche nicht in ihren

Briefen den Buchstaben, sondern den Geist. Bei einer solchen Frömmigkeit und Liebe, wie Gottes Gnade ihr gegeben, sei die Gestalt des Buchstabens ein gleichgültiges Ding. „Ja, es ist mir viel lieber, daß Sie in Ihrer einfachen, ungekünstelten Herzenssprache zu mir reden, als wenn Sie mir viele glänzende Worte gäben. Das Heiligste und Größte, was wir Menschen haben, das lebendige Wort des Erlösers, ist ja gerade in einer solchen Sprache uns gegeben und es ist ja mein seligstes Geschäft und meine höchste Wonne, dies Wort Gottes zu lesen und in mich immer lebendiger aufzunehmen." — „Wenn Sie um mich betrübt sind, so thut mir das immer so weh, als hätte ich diese Betrübniß wirklich verschuldet und davon spricht mich doch mein Gewissen frei. Aber was beunruhigt Sie denn bei dem Gedanken an mich? Die Vorstellung von meinem siechen Körper? Ach, wenn Sie nur einmal Zeuge sein könnten, wie ich dem Herrn dafür danke, daß Er mir durch diese Körperleiden den Sieg über mein eigen Fleisch so ungemein erleichtert und mich zum Kampfe gegen das Böse überhaupt so außerordentlich gestärkt hat. — Mein Plan auf Erden kommt aus Gott und die Mittel, ihn zu vollführen, sind ja alle in Gott, wie könnte er denn gehemmt oder vereitelt werden? Das Reich des Erlösers verbreiten ist ja mein einziger Lebenszweck. — Kann denn irgend eine Noth, irgend ein schweres Geschick mich

scheiden von der Liebe Christi? Und kann ich mehr für meine Zwecke auf Erden thun wollen, als wachsen in dieser Liebe? Und wenn ich so immer enger vereint werde mit meinem himmlischen Erlöser, ist es da nicht einerlei, ob mein Leib siech oder kräftig ist, ob ich vom Altare Gottes aus im Priesterkleide das Wort des Heils laut verkündige einer ganzen Gemeinde oder ob in unbemerkter Stille nur Einzelne mit mir und in mir erbaut werden oder ich in ihnen? O könnte ich es Ihnen doch geben, daß nur ein Gefühl Sie bewege, so oft Sie an mich denken, nämlich die Freude, daß Sie in mir einen Sohn zur Welt geboren haben, der durch Christum ein Kind des ewigen Vaters ist und keine andere Seligkeit kennt als diese Kindschaft." Weder sein Fortkommen noch das Examen bekümmerten ihn so sehr, wie sie glaube. Er habe aber einen kränklichen Körper und im Grunde noch nicht 1½ Jahr studirt, da er von 1813 bis 1815 meistens habe unterrichten müssen. Gehe er dennoch schon im nächsten Sommer zum Examen, so vertraue er auf Gott und seinen gesunden Geist, den ihm Gott gegeben. „Kann ich es aber irgend möglich machen, so bleibe ich nächsten Sommer noch hier, weil ich gar zu ungern meine unvergleichlichen Lehrer hier schon so früh wieder verlasse." Uebrigens sei die Theuerung dort entsetzlich groß, z. B. 1 Pfund Butter 12 Groschen Münze (etwa 20 Schillinge), ein schlechter Mittagstisch 7 Thlr.

monatlich. Eben deßhalb habe er gedacht, Hofmeister in Berlin selbst zu werden oder bald fortzugehen, da die schlechte Nahrung seine Unterleibsbeschwerden vermehre. Die Mutter möge aber das ihm angebotene Geld, das doch nicht ausreichen würde, zu einem Glase Wein und guter kräftiger Nahrung für sich selbst gebrauchen. „Sie können vielleicht mehrere Jahre für das Geld sich erquicken und stärken und ich sollte es hier in einigen Monaten den hungrigen Berlinern in den Rachen werfen? — Gott wird mir schon zeigen, welchen Weg ich gehen soll. Am liebsten ginge ich freilich, und das recht bald, den großen Gang zu ihm selbst hinauf. Ja, meine liebe Mutter, aus meinem tiefsten Herzen spreche ich es dem heiligen Apostel nach: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. Doch mir geschehe nicht, wie ich will, sondern wie Gott will." — Solch ein Brief war der Mutter ein Heiligthum. „Ich habe ihn all vielmal des Abends, wenn sie alle zu Bette sind (sonst ist hier nicht viel Ruhe), mit vielen Freuden-Thränen gelesen und mich dabei recht innig gefreut über Deine guten Gesinnungen." Für ihre alte zerbrechliche Hütte brauche er nicht zu sorgen, ihr einziger Wunsch sei der des Apostels. „Ich habe mehr Ursache dazu als Du; Du bist ja noch in Deiner besten Blüthe und kannst noch viel Gutes in der Welt stiften durch Gottes Gnade, aber was ist's,

das ich noch zu leben habe? Freude habe ich in dieser Welt gar nicht mehr."

Die Kieler Freundinnen wußten recht wohl, woran es dem Freunde bei all' seinem geistreichen Umgange fehle. Frau Anna H. geb. Schleiden fragt: „Aber was stört Sie dort eigentlich? Das wissenschaftliche Leben sagt Ihnen ja zu und wie wäre es wohl anders möglich, denn seit ich Ihren Schleiermacher gesehen (der damals mit Buchhändler Reimer und Anderen auf einer Reise nach Dänemark in Hamburg und Holstein gewesen war), seit mich sein Auge voll Geist so recht geistig angeschaut, ist mir gewissermaßen ein neues Licht entzündet, mir wenigstens ein Funke in's Gemüth gefallen, von dem ich wohl möchte, daß er zu einer geläuterten Flamme anwachse. Mir ist niemals eine geistigere Physiognomie vorgekommen. Ich würde glauben, seine kleine irdische Hülle müsse bei der leisesten Berührung in Staub zerfallen, hätte er nicht einen etwas, ich möchte wohl sagen, angenehm spöttischen Zug um den Mund, wodurch man erinnert wird, daß er der Erde noch angehört. Dieses Mannes Nähe, bester Rautenberg, muß ich für einen großen Schatz halten, besonders für einen praktischen Theologen." Ihm fehle wohl nur eine weibliche Hand, welche ihm seine kleinen und größeren Sorgen tragen helfe und die bösen Geister von ihm verscheuche. Sie mochte wohl Recht haben. Solche Briefe mochten ihm wenigstens

ein Ersatz sein. Auf das Lebendigste wird der Eindruck von Harms' Wahlpredigt geschildert. Sie sei trotz des anfangs sehr befremdenden weinerlichen Tones je länger je mehr gefesselt worden „und tief versenkt in ihre innere Welt, wundersam gestärkt durch das Wort Gottes, als hätte ich es zum ersten Male vernommen," in ihre Wohnung zurückgekehrt, zitternd, es möchte Jemand ihren Eindruck zerstören wollen. Aber da strömte es in's Haus, Freunde und Gegner von Einem Gedanken erfüllt, und am nächsten Tage mit der zwölften Stunde hörte man von allen Seiten: Harms ist gewählt! Harms ist unser! „Schaarenweise zogen die Studenten und einer rief es dem anderen jubelnd entgegen." — Unserem Rautenberg mag wohl dabei das Herz sehnsüchtig und ein wenig prophetisch gepocht haben, daß ihm einmal ein Aehnliches bevorstehen möchte. An schmerzlichen Dissonanzen fehlte es dabei nicht, wenn z. B. Maria F. bitterlich klagt, ganz Kiel sei von einem Schwindel ergriffen, und manche menschliche Schwäche an Harms und seinem Anhange hervorzuheben weiß. Die Arme mußte aber auch am langwierigen Schmerzens- und Sterbelager der Mutter Alles was in ihr war von Glauben und Liebe hervorholen, um dem Eindrucke gewachsen zu sein, daß diese ihre geliebte und verehrte Mutter in ihren quälenden Schmerzen überzeugt zu sein erklärte, daß Gott ihr Unrecht thue, und wenn zu gleicher Zeit ihr recht-

schaffener Vater nicht ohne Bitterkeit gegen die Begeisterung für Harms als einen Schwindelgeist sich erklären zu müssen glaubte. Welches Vertrauen gehörte dazu, alles dies auf's Ausführlichste einem jungen Manne darzulegen, der selbst um des Gewissens willen den Weg je länger je entschiedener wandelte, der solche Kämpfe hervorrief.

Gustav Sieveking war Ostern 1817 nach Berlin gekommen und Rautenberg hatte auf Gurlitt's Zurathen beschlossen, noch ein halbes Jahr dort zu bleiben, ohne in ein sehr günstiges Hauslehrerverhältniß beim Grafen Bernstorf, Vetter des dänischen Gesandten in Berlin, das ihm angetragen und fast schon angenommen worden war, einzutreten. Er glaubte, jetzt seiner Vaterstadt, die ihn bis dahin unterstützt hatte, seine Wirksamkeit schuldig zu sein. „Mir wird es ja auch nicht schwer, ihr zu folgen," schreibt er seiner Mutter, „da mich der Geist des Herrn erfüllt hat mit dem glühendsten Wunsch und dem kräftigsten Muth, sein Reich zu erbauen in den Gemüthern meiner Landsleute, und da es dort an kräftigen und erleuchteten Arbeitern im Weinberge Christi fehlt. Gewaffnet mit dem unüberwindlichen Schilde meines Glaubens und ausgerüstet mit der ewig siegreichen Gnadenkraft meines Erlösers will ich freudig dort auftreten in der Gemeinde Christi und es versuchen, ob sich Herzen zu mir finden, die ich Ihm zuführen kann oder ob ich

anderswo meinen Wirkungskreis suchen muß.“ So habe er alle ihm von jener Seite in Aussicht gestellten Vortheile und Annehmlichkeiten außer Acht gelassen. Auch ein sehr dringendes Anerbieten, nach Ascheberg zurückzukehren und die Erziehung der Schleiden’schen Kinder zu vollenden, die man Niemandem so gerne anvertraue wie ihm, mußte er von der Hand weisen. „Das Wort von der Versöhnung will ich predigen und die Himmelskraft mittheilen, die darin wohnt, zunächst meinen Brüdern in meiner Vaterstadt. Nur die eine Freude möchte ich noch genießen auf Erden, außer dem Segen Gottes in meinem christlichen Wirken, Sie, geliebte Mutter, in meinem Hause zu haben. Das wäre mir eine große Gnade von Gott.“ — Eben war Gurlitt damals schwer erkrankt, weßhalb auch Rautenberg in schmerzlicher Besorgniß lebte. Ueber Schleiermacher und Anderes hatte ihm Gurlitt vor Kurzem geschrieben: „Für die philosophische und linguistische (sprachliche) Ausführung in Ihrem Briefe meinen Dank. Ich sehe, daß Sie Ihre Lehrer trefflich fassen. Nur regte sich wieder mein Bedauern, daß Sie nicht lange genug hier in Prima gesessen haben.“ Zu dem Wort: „Die neuere Theologie und Exegese läßt kalt“ — (das ihm Rautenberg scheint geschrieben zu haben) — fragt Gurlitt: „Wie tief ergreift der Glaube an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit und Vergeltung! Läßt der kalt? — Mein Kopf ist zu alt geworden,

um Alles vom Schleiermacher'schen Systeme, wie Sie es mir geben, zu verstehen. Was ich aber verstehe, kann mir entweder Beifall nicht abgewinnen, oder ist nur neues, dunkelfarbiges Kleid oder dünkt mich wohl gar Sophisterei. Es macht seinem System und der Einkleidung keine Ehre, daß die einen ihn für recht-, die anderen für irrgläubig halten." Wenn ein Professor in Berlin die jungen nach Halle gehenden Theologen nicht wolle bei Wegscheider hören lassen, so habe Rautenberg an ihm (Gurlitt) das entgegengesetzte Benehmen wahrgenommen, „da ich Sie geduldig zu der von mir total verworfenen Lehre übergehen sah und meine Freundschaft uud Liebe Ihnen nicht entzog." Nur solle er dem Volke verständlich predigen und sich nicht trösten: mir ist's ja klar, also — „Welch' eine Freude für mein Herz, wenn Sie hierin groß d. h. hochnützlich würden!" Uebrigens hörte Rautenberg dort auch bei dem berühmten Philologen F. A. Wolff, bei dem er auch eingeführt war. Gurlitt blieb sich bis zuletzt gleich in seinem edlen Benehmen. Von Wiedererstattung dürfe Rautenberg nicht reden. „Was man in den Studienjahren erhält, kann man willig und bei dem edelsten Sinne ohne Vergelt annehmen und muß es thun; aber nach der Studienzeit muß man sich kein Geld umsonst geben lassen ohne Wiedererstattung irgend einer Art, auch durch Arbeit. Dies sind die einzig richtigen Grundsätze hierüber, welche

Sie auch anerkennen, indem Sie sagen: von mir müßten Sie jetzt annehmen, was ich gebe. Eine Stelle Ihres Briefes, die meinem Gemüthe wohlthut. Nun über diese Sache kein Wort mehr zwischen uns. Ich habe heute dem Bürgermeister Amsinck geschrieben, daß ich mich Ihrer künftigen Predigt hier freue." Lateinisch fügt er hinzu, das Gute der Lehre, welcher Rautenberg folge, werde bleiben, das Mystische und Dunkle werde allmählich verfliegen und verschwinden.

Schon am 20. April war Sieveking von einer heftigen innerlichen Entzündung überfallen worden. Rautenberg wich nur von seinem Lager, wenn einige andere Freunde ihn ablösten. Auch den Pflegeeltern, Pastor Amsinck und Frau, gab er fast täglich Nachricht über den theuren Kranken. Am 1. Mai entschlief der herrliche Jüngling. (S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von A. Sieveking. S. 55.) Malchen schrieb, ohne es zu ahnen, am Todestage an Rautenberg: „Treuer Freund meines Gustav, lassen Sie seine Schwester in der tiefen Bekümmerniß ihres Herzens ein paar Worte an Sie richten. Ich kenne Sie nicht, aber durch das, was Sie für ihn gethan, haben Sie ja ein heiliges Recht an mein Vertrauen. Erst seit gestern weiß ich von der Gefahr des Theuren, an dem meine ganze Seele hängt, und den ich doch nie genug geliebt habe, nie genug lieben konnte. Es war nicht gut, daß ich nicht früher über seinen Zustand unter=

richtet ward, ach Gott nein! es war nicht gut. Mein erstes Gefühl nach dieser erschütternden Nachricht war: fort, fort nach Berlin, an sein Krankenbett. Ich machte Anstalten, ich fand darin Trost und Beruhigung. Aber ich durfte nicht, von allen Seiten stellten meine Freunde mir vor, daß ich besser thäte, noch eine Nachricht von dort abzuwarten, da diese nothwendig eine Entscheidung bringen müsse, Leben oder Tod; daß dem geliebten Kranken meine Gegenwart eher schädlich als nützlich sein würde. O ich kann das nicht glauben, die Schwesterliebe kann ja auch stark sein, sich zu fassen, ihren Jammer in sich zu verschließen, wenn das Wohl des Geliebten es fordert. Ich habe mich ergeben, ich bleibe hier bis zur nächsten Nachricht — ach drei lange Tage noch bis dahin! Ob er der Schwester wohl gedenkt? Er thut's gewiß, sein liebeglühendes Herz umfaßt sie ja so innig. Wenn er sich gar nach ihr sehnte? Ach das Herz möchte mir zerspringen vor Sehnsucht, indem ich dies denke. Schreiben Sie mir, daß ich kommen soll. — Daß Sie es schon geschrieben hätten! Nichts in der Welt könnte mich hier länger zurückhalten, sobald ich wüßte, meine Gegenwart könnte ihm heilsam sein. O schreiben Sie darüber — ein Wink und ich setze mich auf den Wagen, Alles ist bereit. Vielleicht aber warte ich Ihr Schreiben nicht ab, vielleicht komme ich eher. Gott lohne Ihnen Ihre Sorgfalt, Ihnen und all den anderen treuen Freunden.

O wie sein Wesen ganz Dank und Liebe sein wird, wenn der Wille der Vorsehung ihn uns erhält. — Gott hat Sie zum Schutzengel meines herrlichen Gustav gemacht, stehen Sie ihm treu zur Seite und Gottes Segen über Alles, was Sie für ihn thun." M. S. An einen Freund des Bruders schrieb sie darauf: „Rautenberg ist gewiß ein recht wackerer junger Mann, der uns Allen, die dem theuren Entschlafenen näher angehörten, mit großer Herzlichkeit entgegengetreten ist. Gustavs Tod hat sicher in seinem Leben Epoche gemacht und ihn zu heiligem Berufseifer begeistert." — Dieses junge fromme Leben und dieser Tod in erster Frühlingsblüthe griffen tief in Vieler Herzen ein. Es war etwas wie von Novalis' frühem Hinscheiden auch in diesem Jünglingstode. Ein neuer Geistesfrühling kostet mancher edlen Knospe das Leben, die im Verscheiden erst sich entfaltet und reinen Duft aushaucht. Von Göttingen schrieb E. Banks: „Dieser Schlag hat uns zu stark getroffen. Trübe gehen wir an einander vorüber und grüßen uns stumm. Jeder ehrt den heiligen Schmerz, der den Andern niederbeugt. — Ich hing mit unendlicher Liebe, mit tiefer Ehrfurcht an ihm. Er war das Muster, dem ich nachstreben wollte; wie habe ich mich gefreut, einst vor ihn treten zu können, tüchtig, seiner Achtung werth. — Hätte ich sehen können, wie sich der himmlische Geist aus den irdischen Fesseln löste, hätte ich das Hinscheiden eines

Engels als heilige Erinnerung für mein ganzes Leben mir einprägen können. — Bei dieser Reinheit des Herzens, bei dieser Lauterkeit des Willens und dieser Festigkeit des Charakters, wie groß, wie segensreich hätte nicht sein Wirken sein müssen! Auch Dich wird dieser Tod furchtbar erschüttert haben. Kennte ich Dich nicht, die entstellten Züge Deiner zitternden Hand würden es mir verrathen.“ Als Vermächtniß des Entschlafenen überkam unser Rautenberg die Liebe der theuren Pflegeeltern, die nachher im vollsten Maße sich auf ihn ergossen hat.

Er war damals in angestrengter Thätigkeit. Am Pfingsten hielt er eine Predigt in der Schloßkirche zu Köpenick, 2 M. von Berlin. Mit Schmerzen sah er seinem Abschiede von dort entgegen. Er fürchte, schreibt er der Mutter, Hamburg werde nicht der Ort sein, wo er im Segen das Evangelium des Herrn treiben könne. „Man wird mich nicht begreifen, wenn ich auftrete im Namen Jesu Christi, zu predigen Buße und Taufe des Geistes. Ich werde tauben Ohren reden, man wird mich anfeinden und an vielen Orten ausstoßen. — Aber, wenn Gott nicht anders ruft, so werde ich dennoch dahin gehen und Gottes Kraft, Wonne und Licht die Fülle, die nie in mir erlöschen können, werden mich begleiten. Es geschehe mir dann, wie der Herr will.“ Seine volle und tiefe Seele offenbart sich in dem Briefe an seinen Freund Rothen-

burg, mit welchem er ihm im Sommer 1817 für die übersandten Reisebilder dankt aus Süddeutschland und den Alpen. Die Sehnsucht nach der schönen Welt erwachte mächtig. „Ich habe geweint vor Sehnsuchtsschmerz wie ein Kind, das seine Mutter nicht umarmen darf. Hohes, heiliges Leben meines Volks, wann soll ich dich in deiner Wirklichkeit anschauen? — Wann soll ich mich spiegeln in deinen deutschen Fluthen, du treuer, mächtiger Rhein, zur ernsten Probe meiner ächten heimischen Natur?" — Seine Hoffnung auf eine ähnliche Reise sei zerronnen. „Ganz kalt (mitten in der großen Hitze, die wir hier ausstehen) wie der Küster weiland in Moorfleth seine Litanei, die Niemand Andres mitsang, will ich Dir vor Augen stellen, wie ich selbst an der Möglichkeit meiner Reise nach dem Harz verzweifle." Er müßte sonst seinen Hamburger Aufenthalt mit Schulden beginnen, da nur noch ein Goldstück in seiner Börse sei, und der Gedanke daran sei in der That „der wirksamste Dämpfer seiner brausenden Begierde, Deutschland zu durchstreifen." Ihm wäre selbst der Ritt auf dem Besenstiel einer Hexe willkommen, wenn sie ihn nur nach dem Blocksberg mitnehmen wollte. Aber was der Freund schaue und genieße, werde auch ihm zu Theil, „denn mein Leben ruht ja auch in Dir." Vor Allem dankt er dem Freunde für das leise angedeutete zarte Geheimniß seiner Seele. „Ich habe ja auch vernommen diese

ersten Klänge der ewigen Harmonie, ich habe auch geschaut die Morgenröthe der Auferstehung Christi in mir. Aber ich fühle wieder, daß das eigentlich etwas Unaussprechliches ist und immer mehr ein Solches wird, je mehr ich darüber reden will. Auch erinnere ich, daß mein Schleiermacher darüber so herrlich spricht in seinen Reden über die Religion." Er wünscht dem Freunde Glück zu der Vertauschung des Homer und Faust mit dem Neuen Testament. „Ja laß uns recht fleißig hinblicken auf den heiligen Jünger (Johannes) und vernehmen sein Wort der unendlichen Liebe und durch ihn einkehren bei dem Quell aller Liebe. Da wird's auch in uns eine schöne Wohnung Gottes werden." Er schildert in ergreifender Weise die gewöhnliche Gleichgültigkeit und Engherzigkeit, mit welcher die Menschen nebeneinander hingehen oder gar wie Irrsterne wild von einander fortstürmen und ihre Herzen lieber sorgfältig vor einander verbergen als offenbaren. So gehe es auch auf den Akademieen zwischen den Jünglingen. „Ach, Freund, Du glaubst nicht, wie mich das mitunter schmerzt, daß wir nicht, die wir doch zusammengehören, so ganz Eins sind. Wollen wir denn mit der Liebe erst warten, bis wir hingehen, wo Gustav ist, der uns Allen nun auf's Reinste und Unmittelbarste nahe ist? O daß ich vermöchte die Mauern einzureißen, welche die verwandten Seelen hindern, einzutauchen in einander und zusammen-

zuströmen in Ein Leben.“ Schon damals war er für mehr als eine Seele, die nach Gott und ewiger Liebe sich sehnte, das treu aufnehmende und mittheilende Gefäß, oder wie er sich ausdrückt: „In mich flossen immer die Ströme Eures besseren Seins zusammen.“

So war denn der Zeitpunkt herangekommen, wo die Vaterstadt ihn aufnehmen sollte zu einer dauernden Wirksamkeit, von deren Größe und Bedeutung weder er selbst noch irgend einer seiner Freunde und Beschützer eine deutliche Vorstellung damals haben konnte. Schon im ersten Winter seines dortigen Aufenthalts fehlte es nicht an Beschäftigung mancherlei Art, auch nicht an Arbeit der erwünschtesten Art, für das Reich Christi nämlich. Dazu kam die Vorbereitung auf's Examen, welches am 28. Februar 1818 Statt fand. „Meine Geschäfte sind so gehäuft — heißt es im November 1817 — daß ich schon mehrere Sonntage habe die Sünde begehen müssen, aus der Kirche zu bleiben. Ich fühle sie recht schwer, aber Gott wird sie mir verzeihen, um so eher vielleicht, da meine Vorbereitung für den Dienst seiner Kirche zum Theil sie mir, so zu sagen, mit auflegt.“ — Im December: „Meinen besten Dank, liebe Mutter, für die herrlichen Texte von dem alten herrlichen Rambach. Welch' ein Glaube ist doch in dem köstlichen Greise! Viele Thränen habe ich geweint über den Predigtentwurf für seine 25jährige Amtsfeier an der St. Michaelis-

kirche; aber Thränen der Freude waren es über den frommen Gottesmann und Thränen der Sehnsucht, auch einmal so von mir reden zu können. Wie freue ich mich, noch unter seinem Segen mein geistlich Leben und Wirken begonnen zu haben. Als er mich tentirte (vorprüfte) und nun fragte, ob ich denn von Herzen an Jesum Christum glaube und ich ihm das aus voller freudiger Seele bejahte, da sprach er herrliche Segensworte über mich aus und bis zu Thränen war er bewegt wie ich. Möchte es doch nur noch viele solche Arbeiter im Weinberge des Herrn geben in unserer Stadt!" — Der greise Senior des Hamburger Ministeriums hob, als Rautenberg sich so freudig bekannte, daß er an das Versöhnungsblut Christi als den Grund des Heils von Herzen glaube, die Hände segnend auf und rief: O, Dank, Dank, daß ich das einmal wieder höre! und reichte dem neuen Candidaten seine zitternde Hand. — Die Zahl der evangelischen Prediger war klein und sie galten durchaus für die „Zurückgebliebenen." Nun kam einmal ein ganz und gar frischer Nachwuchs; der Feigenbaum gewann Blätter (Matth. 24, 32). — Es ging Kraft von unserem Rautenberg aus und strömte ihm Kraft zu. — Ueber eine Sammlung von Luther's Trostschriften, herausgegeben vom alten Joh. Jac. Rambach, heißt es: „Mir ist's beinahe, als ob ich in der heiligen Bibel lese, wenn ich Luther's Worte sehe und ich werde dabei so göttlich stark, daß

ich wie er es aufnehmen möchte mit der ganzen Welt und allen bösen Geistern. So sendet Christus seinen Tröster und erfüllt seine Verheißung. Lob und Preis Ihm und seinem himmlischen Vater! — Ich quäle mich mit fast beständigem Kopfweh herum, welches mich oft so betäubt, daß ich in den Unterrichtsstunden nicht weiß, was ich reden soll. Gott, der mich von größeren Uebeln befreit hat, wird mir auch hieraus helfen." — Die liebe Mutter tröstet wieder: „Du mußt doch auch viel leiden an Deinem Körper, aber tröste Dich damit, weil Du Gott lieb warest, so mußte es so sein, ohne Anfechtung mußtest Du nicht bleiben, auf daß Du bewährt würdest." — Es rührte sich schon heimlich auch in Hamburgs Gemeinden, als der junge Prediger voll Geist und Feuer seine ersten Predigten hielt. Wie aller Orten, so fing es nun auch hier an zu treiben und zu keimen und die Stimmen wurden lauter, wie die der Vögel im Frühjahr, und sammelten sich aus der Zerstreuung. Es waren eben doch Manche, ja Viele übrig geblieben, die ihre Kniee nicht gebeugt hatten vor dem Baal der herrschenden Aufklärung und ihrem Geiste. Am 31. März 1818 schreibt Rautenberg: „Liebe Mutter, meine gestrige Predigt hat mir viel Freude, Gott gebe, auch Freunde gemacht. Die schöne Kirche war recht voll und dabei war mir's denn da oben auf der Kanzel so wohl, so fröhlich und so kräftig im Geist, daß ich glaube, ich hätte zu der

Gemeinde reden müssen und können, auch ohne alle Meditation. Es ist doch ein selig Amt, was mich der Herr hat erwählen lassen. Lebte nun der alte Vater noch, das würde mir viel Freude geben." — Dabei aber fehlte es auch an beginnender Seelsorge nicht. Der lieben Schwester weiß er leiblichen und geistlichen Trost zu spenden. „Du erhältst hierbei ein Fläschchen Sardellen und eine Bouteille Portwein. Brauch beides als Arznei und sage mir, wie Du Dich dabei befindest, dann will ich für mehr sorgen und laß Deinem Bruder die Freude, daß er das für Dich thut. Vor Allem aber wirf die Sorgen von Dir und sei fröhlich im Herrn, besonders auch um Deiner Kleinen willen, so wird's besser gehen. Wenn Du auch von der Welt nichts mehr fordern wolltest, so mußt Du doch gern in ihr sein, weil Deine Kinder in ihr sind, auch wenn Du noch mehr Kreuz tragen solltest als bisher. Denk' an meines Luther's Spruch:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Ob's mitten unter'm Kreuze steht.

Ewig Dein treuer Bruder." — So ging es mit Predigten, Unterrichten, Wirken in allerlei Art für das Eine was Noth thut, gleich im ersten Jahre frisch und fröhlich an. Der etwas modern-sentimentale Ton verliert sich allmählich und geht in einen kräftigeren, biblischeren, volksthümlicheren über, wird nicht gerade lutherischer aber luth'rischer, von Luthers Geist und

Kraft berührt, ohne daß man von angenommener Manier etwas merkt. Es ist eben das Wort Gottes und dessen große Realitäten sind es, die bei ihm in ihre vollen Rechte eintreten. Er schöpft selbstständig an der Quelle. Uebrigens übernimmt er auch während Gurlitt's Abwesenheit 5 Stunden wöchentlich am Johanneum „aus Liebe und Dankbarkeit gegen den Alten, indem es mich sonst sehr belästigt." — Im August 1818 wurde der treffliche alte Rambach begraben. Rautenberg schreibt: „Wie wenig ich mich dabei erbaut, wie viel aber über das schlechte Ministerium geärgert, wird Ihnen die Schwester erzählt haben." Ein Vorspiel von vielem noch bevorstehendem Aergerniß.

Kiel und Berlin hatten übrigens noch starke Ansprüche an den neuen Candidaten des Hamburger Ministeriums zu erheben und mancherlei Herzangreifendes mischte sich darunter. Claus Harms, der ihm als Vorbild voranleuchtete und dessen persönliche Bekanntschaft er in Kiel machte, ging seinen Weg durch gute und durch böse Gerüchte in entschiedenem Segen fort. Frau A. Horkel meldet: „Harms wird viel getadelt von den großen Verstandesmenschen, allein er hat ein unglaublich großes Auditorium und was sonst sonntäglich einen Spaziergang machte, geht nun in die Kirche. Er hat schon Ehen, die höchst unglücklich waren, zu glücklichen gemacht; hat Menschen, die sich

bis über das Leben hinaus Haß geschworen hatten, in Liebe wieder vereint. Wo so sichtliche Zeichen des Bundes mit Gott sind, da muß man wohl in Demuth sich neigen." — Desto schmerzensvoller wurden die Briefe der armen Marie F. und nur desto rückhaltloser strömte sie ihr Leid in das brüderliche Herz des Freundes aus. Ja es erschütterte ihr grenzenloses Zutrauen und ihre Hochschätzung nicht, als in dem berühmten Thesenstreite, da Harms zum Reformationsjubiläum im October 1817 95 geharnischte Sätze gegen den Rationalismus herausgab, auch Rautenberg sich im Wesentlichen auf dessen Seite stellte. Er erklärte der Freundin zugleich, daß ein genügendes Urtheil über die Thesen durchaus außerhalb des Kreises ihrer Fassungskraft liege. Sie wehrt sich tapfer und doch mit weiblicher Zartheit und Bescheidenheit gegen dies Freundesurtheil und gegen Harms zugleich. Auch dürfen wir ihr darin Recht geben, daß nicht alle diese Sätze stichhaltig waren und manche schwache Seite daran aufzudecken war. Bald erlebte sie die große Genugthuung, daß auch der verehrte Schleiermacher gegen Harms in die Schranken trat. Durch solchen Briefwechsel und den tiefen Einblick in ein so aufrichtig frommes Gemüth, welches sich dennoch dem neuverkündigten Evangelium nicht völlig hinzugeben vermochte, wurde unser Rautenberg gewiß auch, wie durch seine ganze Führung, vor der unseligen Ver-

dammungssucht und starren Buchstäblichkeit bewahrt, in die so manche Geistliche und Theologen dieser gährenden Zeiten sind hineingetrieben worden. Vielmehr sie haben sich treiben lassen, weil sie ihrem alten Menschen unter dem Scheine der Rechtgläubigkeit und christlichen Entschiedenheit den Zügel haben schießen lassen. Auch die Art, wie Marie F. gegen halbkatholische Romantiker wie Novalis entschieden sich wehrt und wie sie auch an Rautenberg es rügt, daß er ungesunden Stimmungen, z. B. der Todessehnsucht, die keineswegs rein christlich seien, zu vielen Einfluß auf sich gestatte, mußte von heilsamer Wirkung auf den jungen angehenden Seelsorger sein. Sie verhehlt es ihm endlich auch nicht, daß ihr wie anderen seiner dortigen Freunde, ja seiner Verehrer, seine Predigten schweres Bedenken erregten durch das, was sie die mystischen Gefühle und die spielenden herrnhutischen Ausdrücke nennt. Auch Petersen war darin, selbst in den Zeiten ihrer gründlichen Uebereinstimmung in der Hauptsache, nicht völlig mit ihm zufrieden. Er entferne sich darin gänzlich von seinem Vorbilde Schleiermacher, dessen Vernunft gerade so vorherrschend sei. Hier offenbart sich am deutlichsten die wirkliche Schranke und das Gebrechen ihrer christlichen Erkenntniß. Denn sie meint ohne Zweifel auch gerade das, was rein biblisch ist an seinen Predigten. Aber zuvörderst war es richtig, daß Rautenberg sich von seines Lehrers

Standpunkt und System entfernte und entfernen mußte, nämlich um ganz dem Evangelium zu genügen, und ebenso richtig, daß er hierüber noch nicht klar genug war. Andrerseits darf man ja wohl, ohne ihm und seiner eminenten, ja wunderbaren Begabung irgend zu nahe zu treten, eingestehen, daß eine zu üppige Wortfülle und Bilderfülle aller Art wie ein verschwenderischer Ueberreichthum des Gedankens und Ausdrucks ihm anhaftete und der Wirksamkeit seiner Predigten zuweilen Eintrag that und daß in diesem Stücke ein engeres Anschließen auch an Schleiermachers klassische Korrektheit seinem Amtssegen nicht würde geschadet haben.

In einem anderen Sinne mußte ihm der Briefwechsel mit seinem treuen Freunde Pauli und mit dem F . . . schen Hause in Berlin innerlich zu schaffen machen. Hierüber können wir freilich nur Andeutungen geben. Es genüge zu sagen, daß ein näheres Verhältniß entstanden war, in dessen Geheimniß nur der Freund stand und dabei seine Treue und Aufrichtigkeit in aller Weise bewährte. Eben dies Verhältniß, in welchem unser Rautenberg vorzugsweise als christlicher Erzieher eines in mancher Rücksicht nur mangelhaft gebildeten weiblichen Wesens erschien, löste sich sehr bald durch das Ungenügende eines solchen pädagogischen Bundes zwischen Mann und Frau in sich selber auf und ward von seiner Seite vollends gelöst. Das

mögen freilich bittere Schmerzen gewesen sein für einen so zart und rein Empfindenden. Die nächste vorübergehende Folge war eine Art von „fürchterlicher Abneigung vor der Ehe“, wie Marie F. es nennt und ihm erklärt, daß sie darüber herzlich habe lachen müssen, aber auch ihm zürnen, wie er auch hierin sich so weit von seinem Schleiermacher habe verirren können und ihr zugleich die herrliche Aussicht nehmen, ihn im Kreise der Seinen einmal sehen und sich in seinem Glücke sonnen zu dürfen. — Welch' ein Freund Pauli ihm war, zeigt gleich der erste Brief. „Die Stelle, wo mein Auge Dich zuletzt erblickte, ist mein kleines Heiligthum geworden und wird mir, so lange ich hier bin, ein theures Denkmal dessen bleiben, was ich durch Deine Entfernung verloren. Ich floh von dort in die einsamen Gänge des Thiergartens, Kraft und Stärke von dem erflehend, der sie allein geben konnte und der sie auch mir gab. Ich ging an der Wohnung unseres geliebten großen Lehrers vorüber — aber noch näher wollte ich ihm kommen, noch einmal an dem Tage, da du von uns gingst, uns drei innig und fest zusammenfassen. Darum ging ich in die offene Kirche, wo wir so oft das Wort von der Erlösung aus seinem Munde vernommen, blickte auf zu dem Orte, von dem herab so oft Himmelsfreude und Friede in unser Herz gekommen war und trat endlich zu dem Bilde des Erlösers, der uns Alle voll Huld und Gnade aufnahm

und mir dem Einsamen Himmelstrost verlieh.“ — Von Berlin kamen übrigens immer noch Anträge zu Hauslehrerstellen, z. B. bei Savigny, zum Beweise wie sehr Rautenberg dort in gutem Andenken stand. Schleiermacher erkundigte sich öfter nach ihm und bezeugte, wie ungern er ihn habe scheiden sehen. Er protestirte ausdrücklich dagegen, daß er, wie in Hamburg scheint verbreitet worden zu sein, Rautenberg für anmaßend in seinen Behauptungen erklärt hätte. Was an ihm diesen Schein trage, das verliere sich völlig, sobald man ihm näher trete. —

Ausführlich berichtet Pauli über die kirchlichen Vorgänge bei Gelegenheit des Reformationsfestes und über die in Berlin gehaltene Synode, an deren Spitze Schleiermacher gestellt wurde, welcher damals den Höhepunkt seiner Wirksamkeit (im 49. Jahre seines Alters) einnahm. Als Beitrag zur Geschichte jener Tage diene, daß manche Geistliche ihm ihre Stimme bei der Präsidentenwahl entzogen, weil er bei Hofe so schlecht angeschrieben sei. Pauli findet überhaupt Vieles, was an byzantinische Höfe erinnere. Von dem Entschluß der Berliner Prediger, zusammen im Dom zu kommuniciren, den nachher die Synode ausführte, urtheilte Schleiermacher anfangs: „Das ganze Ding schwebt los und unstet in der Luft. Es ist keines Neuen Anfang wie keines schon Vorangegangenen Folge. Sie wollen nichts Anderes, als J. Maj. ein Kompliment

machen.“ — Seine Predigt am Feste des 18. Okt. 1817 war eine Aufforderung zur Buße, mit Hinblick auf die schon damals eingerissene Lauheit und Undankbarkeit, über den ernsten Text Luc. 10, 13. 14. Seine lateinische Rede bei der Reformationsfeier der Berliner Universität war voll großartiger Freimüthigkeit, z. B. die Minister müßten es einsehen, wenn sie ächt protestantisch handeln wollten, daß zu der Leitung der Kirche der heilige Geist wirken müsse, der aber nicht immer vorzugsweise auf den Ministern ruhe. Sie sollten also wie die Fürsten jener Zeit den Rath erleuchteter Theologen suchen. Die Wirkung der Rede war sehr groß. „Da saßen so Viele aus vielen Ständen vor ihm, die wohl ebenso schon lange gedacht, aber das Wort nie gewagt hatten und nun sprach er es aus mit einer Kraft und Sicherheit, mit einer Ruhe und Freudigkeit, wie es sicher Keiner vermocht. Ich war ganz versunken in seinen Anblick und dankte Gott für uns Beide, der uns zu jenem Manne hingeführt.“ Zu derselben Zeit las Schleiermacher, aufgefordert von einigen angesehenen Männern, drei Mal Abends über die Politik. „Ich denke Deiner oft, wenn ich ihn da auftreten sehe mit seiner Freimüthigkeit und seiner erschütternden Darstellungsgabe vor einem Auditorium von fast 200 Personen, unter denen sich viele Generäle und Staatsräthe, fast der ganze Generalstab und eine Masse anderer Offiziere befinden. Wie oft sich

da die Kraft seiner Rede zeigt, wie oft die Tiefe seiner Ansicht die Gemüther sichtlich bewegt, kann ich Dir nicht sagen." — Durch solche und ähnliche Freundesberichte wurde in Rautenberg die Verehrung des großen Lehrers lebendig erhalten. Pauli beklagt ihn, daß er dort so wenig Verständniß finde für diese großen Angelegenheiten. „Lebendig habe ich mit Dir den Schmerz getheilt, wenn Du von heiliger Freude hingerissen über das Große, was sich hier unter uns regt, zu jenen Dienern der Kirche hineiltest, um ihnen die Zeichen zu verkünden, in denen der Herr sich unter uns vernehmen läßt, und da statt warmer, aus reiner Freude an dem Reiche Gottes hervorgehender Theilnahme, furchtbare Kälte und Verschlossenheit, ja wohl gar den auf das Aeußerliche allein gerichteten Sinn finden mußtest." Er verhehlt ihm aber auch nicht, daß er fürchte, Rautenberg werde wohl die Sache und Person Schleiermacher's zu begeistert in den Vordergrund gestellt haben. Dadurch schade man mehr als man nütze, denn man schrecke auch die Besseren zurück, die nicht alle fähig seien, die höhere Wahrheit auch in „vollendeter Form" aufzunehmen. „So muß ich Dir frei gestehen, mein Bester, daß ich befürchte, Du habest Dir durch Deine Unterredung mit F. (damaligem reformirten Prediger) den ferneren Zutritt zu ihm sehr gehemmt, da er gewiß nicht aufhören wird, in Dir nur den Anhänger der Schleiermacher'schen Ansicht

und nicht den warmen Freund des Christenthums im Allgemeinen zu sehen.“ —

Es werden nicht viele jugendliche Freunde sein, die einander solche Briefe schreiben, wie diese Beiden, so gehaltreich und immer auf das Höchste gerichtet, so voll zärtlichster Freundschaft, aber auch ungeschminkter Wahrhaftigkeit. Unterdessen hatte er an Ort und Stelle zu erfahren, daß man ihn, der immer noch zum größeren oder geringeren Theil schleiermachersch dachte und lehrte, für einen geheimen Anhänger Roms hielt. Der Unverstand sucht eben nur nach einem Namen, um das los zu werden, was ihm verschlossen ist. Im September 1818 lesen wir: „Denken Sie doch einmal, liebe Mutter, was wir für Geistliche in unserer evangelischen Kirche haben. Ein Dr. der Philosophie und Candidat des ehrwürdigen Ministeriums hat von meiner letzten Predigt in St. Petri gesagt, sie sei eine durchaus katholische gewesen. Ein evangelischer Geistlicher weiß noch nicht, daß wir Protestanten gerade durch den Glauben selig werden wollen, dahingegen die Katholiken es durch Werke zu können vermeinen. Wenn Alle so unwissend wären und so katholisch, da käme ich hier mit meinem evangelischen Glauben nicht weit. Doch ich lebe ja nicht mir selbst sondern dem Herrn, der wird sein Evangelium schon schützen. Was er mit mir kleinem Lichte anfangen und ausführen will, soll mir ganz gleich sein, wenn

ich Ihm nur dienen kann in seinem Reiche.“ — Im November: „Mit Geschäften bin ich fast begraben. Ich sehne mich sehr nach einem Leben, welches mir wieder einige Muße zum Studiren gewährt, auch das kleinste Amt wäre mir dazu lieb.“ — An Luther's Geburtstage: „Bei dem Ochsenbraten hätte ich gern persönlich ein Glück zu! getrunken, aber leider bin ich hier jetzt wie auf eine Drehmaschine angenagelt. Ueber 40 Stunden wöchentlichen Unterrichts (!) und dazu meine Arbeit, die mir vom Senior aufgegeben ist, diese beschäftigen mich so sehr, daß ich das gesellige Leben fast ganz einstellen muß.“ Uebrigens ist schon anderswo bemerkt (in Herrn P. Sengelmann's Schrift S. 18), daß gerade die Mannigfaltigkeit der Gegenstände ihm den Unterricht lieb machte und der ihm eingebornen Vielseitigkeit erwünschten Spielraum gab.

Mehrere Male hatte er schon zur Wahl gepredigt, auf dem Hamburgerberg, dessen Kirche S. Pauli so eben neu errichtet war, und wo er mit den Candidaten Horn, Plath und Stuhlmann zur Wahl gebracht wurde, auch zu St. Jakobi und in den heimathlichen Vierlanden zu Neuengamm. Die Neuengammer hatten sogar für ihn petitionirt. Immer auf's Neue trat ihm wie eine Fata morgana in allerlei lockenden Gestalten dieser eigenste Wunsch seines Herzens entgegen, in dem Lande, wo seine Mutter geboren war, Organist oder Prediger zu werden. Als abermals ein

Anderer, P. Struve, ihm den Rang ablief, da hatte er an dieser fehlgeschlagenen Hoffnung schwer zu tragen. Es waren neue schöne Lebenshoffnungen ihm aufgegangen und schienen nun wieder getrübt zu werden. Gleich von Anfang seines Hamburger Aufenthalts an hatte er, empfohlen durch Pastor Eckermann, aber mit hinzugesetzter Warnung vor seiner „Schwärmerei," den Unterricht übernommen bei einer Tochter der Familie Duncker in Horn, eben dort, wo jetzt das Rettungs-Dörflein des Rauhen Hauses ein weithinstrahlendes Licht geworden ist. Dieser Familienkreis war jedenfalls auch einer der Lichtpunkte hamburgischen Lebens, wenn gleich innerhalb der engeren Grenzen des häuslichen und geselligen Verkehrs. Ein vielfach gebildeter und geistig bedeutender Vater, eine damals schon dem Tode zueilende Mutter von seltener Herzenstiefe und wenn wir nicht irren, vom Wort und Geist des Herrn berührt, fünf Töchter, jede in ihrer Art von ungewöhnlicher geistiger Bedeutung und Regsamkeit, von seltener musikalischer Begabung, in der Liebenswürdigkeit kaum eine der anderen nachstehend, zwei viel versprechende und talentvolle Söhne, die Tante, eine verwittwete Doktorin Kerner und Schwägerin des Dichters, eine Frau von hervorragender Geisteskraft und Verstandesschärfe, mit ihren drei begabten Kindern, das waren die Hauptglieder dieses Kreises, und ein anmuthiges Landhaus mit weitläufigen parkähnlichem

Garten bot den Schauplatz eines durch Gastfreiheit edelster Art erweiterten Familienlebens dar, wie es kaum anziehender gefunden werden kann. In diesen Kreis trat Rautenberg ein und siehe da! es währte nicht lange, so fühlte er sich für immer festgehalten, zumal von seiner noch sehr jugendlichen Schülerin Elisabeth. Das war es, was ihm die Fehlschlagung um so schwerer erträglich machte. Der baldige Tod der Mutter Duncker kam hinzu. Aber sicherlich ist eben damals und auch durch ihn in diesem edlen Kreise die Saat des ewigen Lebens vorbereitet worden oder schon ausgesäet, die seitdem in fast allen Gliedern desselben, lebenden oder schon heimgegangenen, zu voller reifer Frucht herangewachsen ist, nicht ohne die Hitze der Trübsal. Immer aber nagte noch etwas von ungläubiger hypochondrischer Verzagtheit an Rautenberg's Seele. Hatte er doch scheinbar in 28 Jahren noch gar nichts erreicht! Und wie nahe lag ihm doch ein Ziel, so erwünscht wie es auf Erden nur sein konnte. Darin mögen wir uns Alle spiegeln! — Noch eine Fehlschlagung kam dazu oder ging vorher. Im März 1819: „Ich bin jetzt ziemlich wohl. Mitunter saust's noch in meinem Kopfe, wie in einem Theekessel, doch wird das schon seltener (bei 40 wöchentlichen Lehrstunden und so vielen anderen Geschäften keine außerordentliche Erscheinung). Nun der alte Aschenleib muß sich schon geben, wenn's nur wohl steht mit dem Reiche

Gottes. Hier habe ich aber manche Noth, ich muß sagen, Gottlob! denn es ist zu Gottes Ehre. Gurlitt hat mir die Collaboratur am Johanneum versagt, weil ich Christum höher halte als Sokrates und die Bibel höher als seine griechischen und lateinischen heidnischen Bücher und weil ich predige die Seligkeit durch den Glauben an den Erlöser. Ach, liebe Mutter, ich werde immer recht froh und selig im Herzen, wenn die Menschen mir Unrecht thun um des Namens Christi willen und über dies kleine Märtyrerthum würde ich mich noch viel mehr freuen, wenn ich mehr dabei litte. Gott helfe mir weiter und gebe seinen Dienern Glaubenskraft und Geisteslicht. Amen." — „Das hätte ich mir doch nicht gedacht," antwortet die Mutter, „solche Meinungen von dem alten Gurlitt. Ich habe den Alten sehr geliebt im Herzen Deinetwegen, aber nun kann ich ihn nicht mehr lieben. Was schadt's? Was können mir Menschen thun, wenn ich nur Gott gefalle. Wir wissen ja, daß denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." — Mai 1819: „Das Sausen auf dem rechten Ohr dauert mit großer Heftigkeit fort und betäubt mir die ganze Seite des Kopfes. Geduld, mag's auf Erden noch so viel sausen und brausen und brennen und stechen, im Himmel wird's schon still und ruhig werden und der ist ja nicht weit." — Juni 1819: „Ich bin im Umziehgetümmel, daher die große Eile. Wie hat mich Dein

Fall betrübt (hier erst kommt das trauliche Du, wie sie es gewünscht hatte), Du süße Mutter! Gottlob, daß es keine Gefahr damit hat.“

Er hatte damals schon wieder eine zweite Mutter und eine sehr treue gefunden, die ihm fast bis an's Lebensende blieb, nebst einem trefflichen Pflegevater an dem Ehepaar Amsinck, dem Prediger an der früheren Johanniskirche und dessen Frau. In diesem Hause fand er, der Ueberangestrengte, Pflege, Hülfe, Erquickung, vor Allem elterliche Liebe und Zärtlichkeit, schon in jenen Jahren seiner Candidatur, und doch war dessen, was er gab, mehr als was er empfing. Im Juli 1819 schrieb er zum Geburtstag: „Jeder Geburtstag ist eine neue höhere Stufe zum Himmel auf, von der trüben Erde und ihrem Drangsal weg. Wen man lieb hat, den nimmt man da mit. So trete ich auch mit Dir heute höher auf, sollte ich dabei nicht fröhlich sein? Komme ich so mit Dir nicht dem Engel S. (Sieveking) wieder nach? Kann es was Schöneres geben als solchen Tag? Ja, laß mich so bei Dir sein heute, liebe Mutter, zum Preise des lieben Vaters droben!“ — Im December: „P. Gerhardt singt:

Setze als ein Gottes Sohn
Deinen Wünschen Maß und Ziel,
Rühre stets vor Gottes Thron
Deines Dankes Saitenspiel,
Weil Dir schon gegeben ist
Mehrer's als Du würdig bist.

Das Wort hat mich gestraft und aufgerichtet. Ich habe im Herzen oder kann doch haben, wenn ich Glauben habe, Alles was nur wünschenswerth ist und äußerlich habe ich so viel Segen, habe Dich und Vater, habe meine süße B. (hier verräth er uns sein bald offenbar werdendes Geheimniß) und all' die vielen Lieben sonst, und nun will ich gleich noch mehr? Will ungeduldig werden, wenn Gott mir nicht Amt und Weib und Kind giebt, wie und wann ich's wünsche? — Du hast doch auch viel auf Erden, selbst in Deiner Beengung des Lebens, selbst bei den großen Entbehrungen, in denen Du Dich üben mußt. Bedenken wir das Alles recht, liebe Mutter, und es wird wohl die Trauer weichen, sobald wir freudig beten dabei. Ich bin gestern recht vergnügt gewesen. Nach dem Frühstück bin ich zwei Stunden mit den lustigen Knaben Schlittschuh gelaufen, wie wenn ich selbst Knabe wäre. Mit der Zeit wird auch meine Blässe der frischeren Farbe wieder Platz machen und Du wirst mich in der alten gesunden Gestalt wieder sehen, so Gott will."

— Aus Kiel im August 1819: „Hier werde ich so sehr bewegt von alten Erinnerungen und Lebensscenen und gegenwärtigen geistigen Erscheinungen, daß mein Schmerz (wahrscheinlich über die nicht erhaltene Pfarre in Vierlanden) nur selten ganz aufkommen kann und daß ich an ihm mich nun schon eben so göttlich freuen lerne, als an den seligen Stunden der Wonne, die ich

mit H. (Harms) trotz aller Wolken und Verwirrungen und Trennungen doch für den Himmel gelebt!" — Mit Marie F. habe er recht ungestört reden können. „Ich habe die kleine bewegte Seele sich ganz aussprechen lassen und sie nun ganz wiedergewonnen, weil ich, wie sie meint, im Leben doch ganz der alte sei und nur in meinen Briefen ihr ein anderer geschienen als sonst. — Harms hat mich heute herrlich erquickt durch Predigt und Gespräch. Morgen sehe ich ihn wieder. Ich bin wahrlich recht wohl, Gott thut Großes an mir." — Neujahrsabend 1819: „Darnach ringe ich, daß meine Liebe zu Euch immer mehr verklärt werde in der Liebe Jesu Christi zu mir Armen; dessen ist Gott mein Zeuge. Daran habe ich ja auch genug für meine Freude und meinen Trost in Euch und nur dafür will ich danken und preisen den Herrn, der mich zu Euch brachte durch den Engel unseres Bundes, Gustav's verklärten Geist."

Eine Erstlingsfrucht seiner Saat und eine recht bedeutsame war es, daß eine Jungfrau aus dem alten Stamme der Verheißung, Henriette Julius, Schwester des rühmlich bekannten Förderers der Gefängnißwissenschaft Dr. H. Julius, beide erst in diesen letzten Jahren heimgegangen, durch seine Predigten zur Klarheit der christlichen Ueberzeugung gekommen war und nun im mündlichen Unterricht und schriftlichen Umgange mit ihm ihre christliche Laufbahn begann. Der treue

Seelsorger der Petrigemeinde, dem Viele ihr Bestes verdanken, Mutzenbecher, übernahm an Rautenberg's Stelle, dem er ein gar standhafter Freund und tapfrer Beistand war, die Taufe 1820. Ihr ganzes Leben hindurch ist diese ernste und durch viele Trübsale gereifte Christin, auch als christliche Schriftstellerin nicht unbekannt, nicht von ihrem treuen Freund und Lehrer gewichen. Sie hat ihm bis zu ihrer Sterbestunde über 40 Jahre lang in ungetrübter Liebe und Verehrung und stets freudigem Geist zur Seite gestanden, wie er ihr ein nicht minder freudiges Zeugniß des treu bestandenen Glaubenslaufes mit seiner ganzen herzerquickenden Wärme an ihrem Sarge ausgesprochen hat. Der erblindete 80jährige Bruder, der römischen Kirche angehörig, hat ihm den Dank dafür und für alle bewiesene Treue kurz vor seinem Ende mit herzlichen Worten dargebracht. — Es war dies nicht die einzige Seele aus jenem Stamm, die durch ihn zum Licht des neuen Tages gekommen ist und stets trug er diese seine Brüder und Schwestern mit besonderer, gleichsam priesterlicher Zärtlichkeit auf dem Herzen sammt allen ihren Gebrechen. Sie schreibt ihm 1819: „Ich habe es schon oft empfunden und auch heute fand ich es so wieder bestätigt, daß von jener ersten Predigt an, deren Thema selbst für mich so bedeutend war, jede der Ihrigen im Zusammenhang mit meinem inneren Leben steht, — habe dies empfunden, noch ehe

mir das Heil ward, von Ihnen eingeführt zu werden in das Geheimniß des Lebens — habe dieselben, jene ganze schöne Zeit hindurch, recht als mein Eigenthum betrachtet. — Es ist mir dringendes Bedürfniß, Ihnen mindestens zu zeigen, daß ich empfinde all' die Liebe und Treue, die Sie an mir bewiesen haben und den schönen Eifer und die milde Wärme Ihres liebevollen gotterfüllten Herzens." — „Von dem, was in diesen Tagen (Ostern 1820) in mir vorgegangen, sage ich Ihnen nichts. Wir kennen den Freund, der Worte hat wie keiner und Gaben wie keiner, haben den Vater erkannt im Sohne und geschmeckt seine Liebe und empfunden das Wehen seines Geistes. Wir wollen Ihm treu bleiben, wenn auch alle untreu würden. — Der liebe Arndt soll mir ein freundlicher Gefährte und getreuer Wegweiser sein. Mein Bruder, der ihn schon kennt, freut sich Ihrer Wahl. Schon einen gar treuen und frommen Führer verdanke ich Ihnen, Ihren und meinen lieben M. (Mutzenbecher) und gewiß, ich empfinde es, wie Sie so gern die Schwesterseele den besten und treuesten Händen übergeben möchten!" — Auch Amalie Sieveking verdankte ihm Großes. Sie hatte Zweifel über die biblische Versöhnungslehre und wandte sich 1819 an ihn. „Ich faßte den gesegneten Entschluß, einmal bei Rautenberg Antwort auf alle meine Zweifel nachzusuchen. Und nun ist er bei mir gewesen und ich habe ihm Alles

frei heraus gesagt, was mir auf dem Herzen lag und er hat mir darauf mit großer Wärme viel Köstliches erwiedert, das, so scheint es mir, einen neuen Sinn in mir aufschließt und mich Gott und Christo, der mir nun auch ganz Gott ist, näher bringt." — Rautenberg wurde ihr Beichtvater und stand auch der Sterbenden zur Seite, wie er an ihrem Grabe ihr das Gotteswort nachrief, das ihr immer im Herzen geschrieben stand: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Jer. 31, 3.

Für Diejenigen, welche ihn nicht im Leben erblickt haben, schon hier ein Wort über seine persönliche und körperliche Erscheinung, nur daß uns auch hierfür eine Gabe der Beobachtung und Beschreibung wie die seinige abgeht. Es war etwas von der nordischen Eiche an ihm zu spüren, knorrig, vierkantig, vorspringend, scharf und eckig, beherrschend und imponirend, fest und markirt war Alles an ihm. Doch war auch wieder Alles wunderbar beweglich und behende, sogar anmuthig und zierlich, fast wie an einem südländischen Menschen. Das geistige Vernehmen und der Willensausdruck, Wort und Gebärde, Alles rasch, sicher, klar und scharf ausgeprägt, Geistiges und Körperliches wie aus einem Guß, zwischen Innerem und Aeußerem kaum ein Zwischenraum, kaum einen Augenblick des Stockens, der Unsicherheit, des Bedenkens gab es da. Auffassen, Nachdenken,

Reden, sich Entschließen, Handeln, das war ein ununterbrochner Strom des aus dem Innern hervorbrechenden Lebens vom ersten Moment des Tages bis zum letzten, jeder Aufforderung und jedem Ereigniß und Menschen gegenüber fertig und bereit zu jeder Art der Thätigkeit und Einwirkung. Vor einer solchen Thatkraft fühlte man sich zuweilen wie ohnmächtig und überrumpelt. Selbst die Rede war That, denn jedes Wort flog als rascher, scharfer Pfeil zum bestimmten Ziele; so hatte auch jede Handlung ihr genau entsprechendes Wort zum sicheren Begleiter. Alles dies ward aber je länger je mehr von einer höheren Macht und Weihe in Herrschaft genommen, gemäßigt, verklärt. Es brach oft eine unbeschreibliche Lieblichkeit hervor aus all' dem Ungestüm, der Geschwindigkeit und Schärfe. So ward auch der fast Napoleon'sche Kopf, die gewaltige Stirn, das scharfe, energische Untergesicht, der unruhig zuckende Mund, das Alles ward übergossen von dem liebevoll hervorbrechenden Licht des Auges, wie eine schroffe Gebirgslandschaft vom aufgehenden Morgenlicht. Nur eine Weltstadt wie Hamburg bot Spielraum für eine solche Kraft. Auch an den vaterländischen Zuständen nahm Rautenberg fortwährend lebhaften Antheil. Seine Freunde in Berlin hielten ihn in Kunde von den dortigen im Ganzen höchst unerfreulichen Zuständen. Bleek, der nachherige Professor in Bonn und bedeutende Theologe, schreibt im

August 1819: „Bald wird es so weit kommen, daß sie Jeden fassen, der nach der Mark Brandenburg reist, weil er dadurch eine besondere Vorliebe zum „Sande“ zu verrathen scheint (mit Bezug auf den Mörder Kotzebue's). Ich selbst bin auch schon vorgewesen, auch de Wette, wegen einer Gesellschaft, die sich Montags bei Plehwe zu versammeln pflegte. Reimer's Papiere wurden erst versiegelt und dann über 700 Briefe, zum Theil vor 10 Jahren geschrieben, weggenommen, um sie für sich zu durchstöbern. Nimm dich daher in Acht, lieber Freund, daß Du keinem zweideutigen Menschen ein Stück Brot reichst. Jahn ist von seiner Frau und von einem kranken Kinde weggerissen und erst nach Spandau, dann nach Küstrin geschleppt. Das Kind ist unterdessen gestorben und die arme kranke Frau sehr angegriffen.“ — Bleek wünscht, daß Rautenberg auch in Hamburg eine Subskription für sie zu Stande bringe, was dieser auch übernommen hat. „Dabei dauert noch immer die schändliche Sitte fort, die Briefe auf der Post heimlich zu entsiegeln und ich bin auch nicht sicher, daß Du diesen unverletzt erhältst. Doch genug des Gräuels. Schleiermacher reist mit seiner ganzen Familie nach Bonn, wenn anders die ehrwürdige Polizei nicht Einsprache thut; ihn halten sie eigentlich für den rechten Rädelsführer und doch wagt sich Niemand an ihn. Herr von Kampz soll die Verschwornen in 5 Klassen

theilen: 1. die Turner, die bloß zum blinden Gehorsam erzogen werden, 2. die Burschen, 3. die Schwarzen, die mit Dolch und Schwert drauf losgehen, 4. die Wissenden, 5. die unsichtbaren Oberen, und einer von den letzteren sei Schleiermacher."

Lappenberg schrieb 1820: „Leider, gestehe ich Dir mit bewegtem Herzen, hast Du in der Hauptsache nur zu sehr Recht, in dem was Du von dem Unglauben der höheren Klassen an eine Wiederbelebung unseres Volkes sagst. Was noch schlimmer ist, es ist nicht so sehr Unglaube als Anerkennung der Thatsache und Verdruß darüber. Meine Ansichten von der Zukunft werden durch die Dir bekannten der (liberalen) Gegenpartei nachtheiligen für mich noch trüber." Er fragt ihn scherzhaft: „Wie stehen Deine Aktien im Conclave? Hast Du, ein tapfrer Georg, den Lindwurm besiegt, die Platten u. s. w. und Dich auf den Stuhl des Hauptmanns gesetzt?" — Am 7. Mai 1820 empfing Rautenberg von seinem treuen ältesten Bruder Herrmann — damaligem Inhaber des Gewürzladens in der Brauerstraße, der noch im Besitz der Familie ist — das Zettelchen mit der Bemerkung „eiligst": „Herr Pastor Schunk ist leider diesen Morgen im Anfang seiner Predigt, vom Schlagfluß betroffen, bewußtlos von der Kanzel gebracht worden und hat diesen Nachmittag 3½ Uhr seine irdische Laufbahn vollendet. Herr P. Renzel ist eilig herbeigerufen worden und hat nach

einer kurzen Predigt bei Vollendung des Gottesdienstes seine Stelle vertreten. Möchte es Gott gefallen, den Wunsch unserer guten Mutter zu erfüllen, Dir in diesem Jahre diese Stelle zu verleihen, die so unerwartet erledigt worden ist.“ Kurz zuvor hatte Pastor Schunk, noch in voller Gesundheit, als Rautenberg eines Abends eine geschäftliche Angelegenheit mit ihm zu besprechen hatte, ihn einer zufällig versammelten Gesellschaft zu Rautenberg's großem Schrecken als seinen Nachfolger vorgestellt. Eine merkwürdige Anticipation durch die Kraft des Ahnungsvermögens. — Die Wahl zu dieser Stelle stand, da die Vorstadt St. Georg als Filialgemeinde von St. Jakobi betrachtet wurde, bei dem Hauptpastor dieses Stadtkirchspiels und den beiden Patronen der Vorstadt, Mitgliedern des Senates. Ihre Namen sind unter uns noch allbekannt. Es waren Dr. Bernhard Klefeker, und die beiden Bürgermeister Joh. Arnold Heise Lic. und Christ. Matth. Schröder. Von dem weiteren Wahlaufsatz, welcher 8 Namen umfaßte, darunter auch der Pastor Lossau von Rautenbergs Geburtsort Moorfleth, Pastor Hauptmann von Allermöhe und die Candidaten Calmberg und Wolters, Lehrer am Johanneum, wurden auf den engern Aufsatz gebracht die Candidaten Plath, Krämer, Stuhlmann und Rautenberg. Es leben heute noch zwei der Mitbewerber, die auch als treueste Freunde des Entschlafenen sich bewährt haben, die Herren Pa-

stor Wolters und Pastor Stuhlmann und diesem letztern ist die schmerzliche und doch erhebende Freude und Ehre zu Theil geworden, auf Rautenberg's Kanzel zu stehen als sein Vertreter während seiner letzten Krankheit und vorläufiger Mit-Hirte der Gemeinde bis zur neuen Wahl. Bei der Wahl selbst erhielt Rautenberg, für den schon eine bedeutende Anzahl von Gemeindegliedern eine Petition eingereicht hatte, alle drei Stimmen am 3. Sept. 1820 und wurde am 12. Oct. d. J. ordinirt und eingeführt.

Im Juli schreibt er seiner Mutter zum Geburtstag: „Du gute, gute Mutter bist so recht meine Ehre und Wonne, ich will auch Deine Ehre werden, so mir Gott hilft. Das sei mein Angebinde für Dich. Aber damit Du wieder erkennest, in welchem Geiste ich das sein will, so reiche ich Dir hierbei ein frommes Buch. Wie Du Christum in demselben findest, so soll derselbe auch in mir und meinem Wirken sein. Das wünsche ich heute Dir und mir und darum bete ich auch. Du hast viel Trübsal und Anfechtung ausgestanden bis hierher, hast aber überwunden, weit überwunden um deswillen, der uns geliebet hat. Darum wird dich auch der Herr bewährt erfinden und Dir das weiße Kleid des Himmels und die Siegerkrone bereit halten, wenn Du einst kommst. Viele, viele Jahre mögest Du noch nicht gerufen werden. Bleibe noch gern bei uns, liebe Mutter, um unsertwillen, auch um meiner B. willen.“

So waren denn „auf Gottes Geheiß," wie die Antrittspredigt (auf die wir zurückkommen) es ausspricht, „die Berge zu Hügeln niedergesunken" und sein Fuß konnte in des Himmels Geleit sicher hinüberschreiten. Des himmlischen Führers unablässige Gnade und Treue, der Mutter treues und gläubiges Gebet von der ersten schweren Stunde an durch alle darauffolgenden leichteren und schwereren, „die Gewalt des geistigen Dranges, der innere, unwiderstehliche Zug des Geistes von Jugend auf, die Gotteskraft" in ihm, die „unüberwindlich in den heißen Kämpfen stand", endlich die Liebe väterlicher Freunde, der er ewig danken wird, das waren die stillen, siegreichen Mächte gewesen, vor welchen die Hindernisse alle weichen mußten, welche „die Welt wie Berge ihm in die ohnehin nicht leichte Bahn" gewälzt hatte, und ohne jene Mächte hätte er „wohl wieder umkehren oder doch seitwärts ablenken müssen." Ja, sein Gott und Heiland war es, der auch ihn je und je geliebt und darum ihn zu sich gezogen hatte durch Sturm, Wellen und Untiefen, und ihn nun an einen hohen und hoch gesegneten Ort seines Weinbergs gestellt und mit mächtigen Gaben seines Geistes ausgerüstet hatte, alles das aus lauter Güte.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen Aeußerungen der Freude, welche diese Wahl in Männern sehr verschiedener Kreise erregt hat. Nicht weniger

als 5 der schnellsten Reiter flogen nach Horn, zur harrenden Braut, mit der Freudenbotschaft. Senator Bartels schrieb ihm sofort:

„Verhindert auszugehen, erlauben Sie mir, mein sehr verehrter Herr Pastor, Ihnen die Freude meines ganzen Hauses über Ihre Wahl anzuzeigen. Es ist ein lauter Jubel darüber bei mir! Sie haben erreicht, was Sie verdient haben. Gott erhalte es Ihnen und lasse Sie lange zum Wohl Ihrer Gemeinde unter der Freude des Gelingens Ihrer Bemühungen ein frohes Leben führen. Aus ganzer Seele Ihr Bartels Dr." — Pauli schreibt aus Berlin: „Wie Freude und Dank, wie Bitte und Gebet in mir lebendig sind, ich brauche es Dir nicht zu schildern, der Du in meinem Innern liesest, der Du es weißt, wie ich den Ort, dahin Dich der Herr jetzt geführt, immer als den Hafen angesehen, der Dir in jeder Rücksicht Ruhe und Segen bringen werde, nachdem Du so mancher Stürme Wuth, so manches Ungemach erduldet. — Ich kann Dir nicht sagen, wie diese Nachricht Alles, auch Alles, was Dich hier kennt, mit Freude erfüllt hat. Ich lief am Abend, da ich Nachricht erwarten konnte, sogleich zur Zeitung und habe den Artikel wohl viermal gelesen, ob er gleich so kurz, so leicht zu fassen war. Meine J. hat, als der Onkel es den Abend vorlas, laut aufgeschrieen vor Freuden, und so hat Jeder auf seine Art sich darüber geäußert." —

Zum würdigsten Beschluß hier der Brief Schleiermacher's, der zwar erst 1821 geschrieben ist, als Antwort auf einen leider nicht zu erlangenden Brief Rautenberg's an ihn.

Berlin, den 11. März 1821.

Daß ich den lieben Brief, den Sie mir beim Antritt Ihres neuen Amtes schrieben, nicht gleich beantwortet, hat mich in ein solches Zögern gebracht, wie leider eine sehr häufige Unart an mir ist, daß es mich nun recht freut, endlich durch eine äußere Veranlassung, nämlich Reimer's Reise nach Hamburg, herausgerissen zu werden. Ich hoffe indeß zuversichtlich, daß auch mein Schweigen Sie in der Ueberzeugung von meiner herzlichsten Theilnahme nicht wird irre gemacht haben. Von Zeit zu Zeit habe ich bei Ihren hiesigen Bekannten, namentlich Pauli, Nachfrage nach Ihnen gehalten, und je mehr es mir aus ihren Aeußerungen schien, daß Ihre Lage Ihnen einige Ungeduld einflößte, um desto mehr freute ich mich schon, als ich Sie in den Zeitungen zum ersten Mal auf der Wahlliste sah, wieviel mehr noch bei der Nachricht, daß Sie nun wirklich der Lehrer und Seelsorger einer so zahlreichen Gemeine geworden wären. Es muß auf der einen Seite sehr erfreulich sein, gleich so in's reichliche und übervolle des Geschäfts zu kommen und auf der andern Seite kann mir fast bange werden, daß es Ihnen nicht in der ersten Zeit zu schwer werden

möge, zumal ich voraussetzen muß, daß auch die eigentliche Seelsorge Ihnen nicht sparsam wird zugemuthet werden. Ich selbst befinde mich eben in einer Lage, in der mir etwas Aehnliches bevorsteht, wenn nämlich endlich, wie es doch nun den Anschein hat, meine bisherige reformirte Gemeine mit der lutherischen an der Dreifaltigkeitskirche ganz vereinigt wird, und ich nun mit meinem Collegen Marheineke ganz gleichen Strang ziehe, und allen Anforderungen, welche persönlich an mich gemacht werden mögen, genügen soll. — Unsere Gemeine wird auch an 12,000 Seelen gerechnet, nun sind wir freilich Zwei und haben auch noch für die actus ministeriales in Masse die Hülfe eines Dritten; mir ist aber doch bange vor einer nicht unbedeutenden Vermehrung der Geschäfte, besonders aber vor einer großen Menge Catechumenen aus den niedern Ständen, welche mir zuströmen könnten. Dieses Loos haben Sie wahrscheinlich auch gezogen, und werden wohl bald aus Erfahrung mit mir darin zusammenstimmen, daß dies eines der schwersten Geschäfte ist, worin man sich schon deswegen nicht leicht genug thun kann, weil man kaum eine Ueberzeugung darüber gewinnt, wie viel oder wenig man ausgerichtet. Da möchte ich bald wünschen, es könnte auch bei uns sein, wie in Nordamerika, wo in vielen Gegenden die meisten Menschen unconfirmirt herumlaufen; denn schwer ist es doch bei einer solchen Masse, die Verantwortung zu übernehmen,

die in dieser Handlung eigentlich ausgesprochen wird, und da Sie mir die Aussicht eröffnen, mir bisweilen etwas in Amtsangelegenheiten zu vertrauen, so wünsche ich wol gelegentlich von Ihnen zu erfahren, wie es um diesen Punkt steht, was für Anforderungen man in dieser Hinsicht macht, und wie man sie erledigt. Ich habe bisher bei einer geringern Anzahl großentheils ziemlich fortgeschrittner Kinder dieses mir sehr liebe Geschäft äußerst gemüthlich betrieben; ich fürchte aber, daß ich bei dieser bequemen Weise nicht werde bleiben können. — Sie sehen, ich klage selbst mehr als ich rathen könnte, indeß wenn Ihnen irgendwo wünschenswerth sein sollte, meine Erfahrung einzuholen, so wird sie Ihnen immer so gewiß zu Diensten stehn als meine theilnehmenden Wünsche Sie gewiß bei Ihrer ganzen Amtsführung begleiten werden. Einen erfreulichern Nachgenuß des Lehramtes kann es nicht geben als diese Theilnahme, die sich dann gern so lebendig erweiset als die Umstände gestatten. — Wie es bei uns zusteht, davon erfahren Sie wol auch hie und da etwas, und Reimer, wenn Sie ihn sehen, wird Ihnen vom Hause erzählen, wo Gott sei Dank alles frisch gedeiht. Mir nur hilft auch die Gesundheit nicht vollbringen, was ich möchte und müßte, indem die Geschäfte, namentlich durch unsere mannigfaltigen Entwürfe und Anlagen zu Besserungen am Kirchenwesen immer noch zunehmen. Endlich bin ich doch einmal

zu einer freilich schon lange angeregten Arbeit gekommen; meine Dogmatik nämlich wird nun endlich wirklich gedruckt, und ist wol schon beinahe zur Hälfte vorgerückt. Meine Wünsche beschränken sich nun darauf, hernach auch meine andern alten Schulden allmählig abtragen zu können.

Nun leben Sie wohl, und möge Gott immer mit Ihnen sein in Ihrem Beruf. Daß er Ihnen immer Freude bleibe und daß er Ihrer Gemeine zum wahren Segen gereiche, ist eines und dasselbe. Von Herzen

der Ihrige
Schleiermacher.

Dritter Abschnitt.

Das erste Jahrzehnt des Amts und dessen Kämpfe 1820—1830.

„Der persönliche Heiland der Welt und seine rettende Gnade“, das war der Grundgedanke von unseres Rautenberg's Predigt, Seelsorge, von seiner ganzen Wirksamkeit. Uns ist das nachgerade etwas so Geläufiges, daß Hunderte und Tausende wenig oder nichts mehr dabei empfinden, wenn man ihnen Christus vor die Augen malt. Damals 1820 und noch weit später war das der Strahl eines neuen Tages. Der todt war und ewig lebt, war auf's Neue aus seinem Grabe hervorgegangen, dahinein ihn die menschliche Weisheit und Tugend, nachdem sie ihn säuberlich eingewickelt hatte in die Leichengewänder ihrer unfruchtbaren Regeln und Systeme, seit manchem Jahrzehnt begraben und den Stein oben darauf versiegelt hatte mit dem Siegel der Göttin Vernunft, deren Licht jede andere Sonne der geistigen Welt überflüssig zu machen schien. Der

lebendige Gottes- und Menschensohn trat wieder mitten in die große Völkerwelt hinein. „Und da er das Volk sahe, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreuet wie die Schafe, die keinen Hirten haben." — Rautenberg in seiner Antrittspredigt weiß keine andere apostolische Antwort auf die Frage: Was hat eine Christengemeinde von ihrem Seelsorger zu fordern? als diese: Daß er weide die Heerde Christi. „Seine Gemeinde darf nicht nur sondern muß es von ihm fordern, daß er sie durchaus als Heerde Christi und nur als solche ansehe, liebe und leite. Die Forderung geht allen andern, die ihn angehen, voraus; sie enthält den Lebensquell seines ganzen Verhältnisses zu der ihm anvertrauten Schaar, ohne welche dasselbe eigentlich gar nicht Statt findet." Das verstehe sich zwar im Grunde von selbst. Aber wie das Bekenntniß des Glaubens bei der Taufe unentbehrlich, so halte er dies auch für ein gar wesentliches Bekenntniß, welches er den Seinen am Tage seiner Weihe schuldig sei. „So umschließt dich meine Seele, so wird sie dich halten in Ewigkeit. — In diesem Geiste will ich dich führen und nähren, du Heerde Christi, bis ich von hinnen scheide. Dazu helfe mir Gott!" —

So haben wir denn hierin den eigentlichen Schlüssel zu der wunderbaren Macht und Anziehungskraft des neuen Seelenhirten. Ein solcher war er. „Rauten-

berg war vom Missionsgeist beseelt, er wußte, daß Christo das Reich gehört. Ihm und seinem siegreichen Banner wollte er dienen, für dies Reich wollte er Gebiete, die im Leben des Volkes für dies Reich längst verloren gewesen, wiedererobern, die im Ruin liegende Stadt Gottes wollte er wieder bauen mit rastloser Arbeit.“ (Beiblatt der Fl. Bl. des Rauhen Hauses.) Mochte auch die Predigt des Evangeliums niemals weder vorher noch gleichzeitig mit ihm, in Hamburg so wenig wie anderswo, verstummt sein, es drang mit der ganzen Fülle und Energie eines reichbegabten Innern der Eindruck mit neuer Macht in die Seelen ein: Durch diesen Mann sucht der große Hirte der Schafe Euch und Euer Heil, wie Er es zu suchen niemals abgelassen hat, seit Er persönlich auf Erden gewandelt. Heute aber hat Er sich Hirten erweckt, die persönlicher und unmittelbarer als seit langer Zeit von Ihm selbst berührt und mit dem Feuer seines Geistes ausgerüstet sind. Nicht kalte Dogmatik und abgezirkelte Rechtgläubigkeit bringen sie Euch, noch viel weniger den kraftlosen Dreiklang: Gott, Tugend, Unsterblichkeit, mit hergebrachten Redeblumen menschlicher Weisheit ausstaffirt. So viel Menschliches auch an ihnen sei, was noch nicht ganz durchläutert ist, Christus selber lebt in ihnen und zeugt aus ihnen. Er dringt in Eurer Herzen und Häuser geheime Werkstatt ein, deckt Euch die Tiefen Eurer Sünde und Noth, Eures Ver=

langens und Sehnens auf, die Ihr selbst nicht erkannt habt und beut Euch die Fülle eines Heils an, das seit lange nicht mehr recht erkannt und geschmeckt worden ist in seiner ganzen Höhe und Tiefe, das für alle Bedürfnisse jedes Menschenherzens hinreicht, dasselbe zu füllen und mit Gott selbst zu vereinigen ewiglich. — Schon in einer Wahlpredigt zu St. Jakobi, gehalten 1819, zeigt der junge Prediger, daß er wohl weiß, wie er steht zu den Menschen seiner Zeit und was er ihnen zu bringen hat. „Wenn man vom Glauben redet, selbst an der heiligen Stätte, die der Glaube weihte, vom Glauben, der in der ganzen Kirche von Anfang her die göttliche Saite war, die sich durch alle besseren Herzen zog und deren Anklang alle gleich bewegte, da muß man noch besorgen, es werde vielen Hörern das Wort vielleicht ein Aerger sein oder gar ein Spott, weil sie von keinem Glauben hören wollen sondern nur vom Wissen und von den Werken. Nicht ganz so schwer ist es zu tragen, daß Manche den Glauben zwar nicht ganz verweisen aber ihm doch nur eine niedere Stufe gönnen wollen in ihrem Herzen. — Von Beiden mögen denn auch Manche hier meine Worte hören und sich mächtig wundern ihres Inhalts. Dennoch kann ich nicht anders predigen und werde es nimmer können, weil ich in meines Gottes Wort nichts Andres finde, als Seligkeit aus Glauben. Aber ich weiß ja, meine Brüder, daß doch Eurer Viele Eins

sind mit mir. Auch habe ich es erkannt, daß Gott der Herr durch seines Geistes große Thaten in unsrer neuen Zeit des Glaubens fast erloschene Flamme in tausend Herzen neu hat angefacht und ihr geboten täglich heller aufzuschlagen und weiter vorzudringen in die Menschenseelen und das ist mir dann ein gar theurer Trost von außen, für den ich meinem Vater droben aus ganzem Herzen danke, obwohl er mich des inneren Trostes nicht ermangeln läßt." — „Die Menschwerdung des Erlösers, das größte Ereigniß der Welt." — Darüber predigt er am Weihnacht 1822. Mancher, der die Größe der Ereignisse nach dem großen Geräusch messe, das sie in der Welt machen, werde es beschränkt und kindisch finden, „daß wir um die Geburt eines jüdischen Weisen so viel Wesens machen — daß wir mit seiner Geburt die Zeit theilen und Alles was geschehen, von ihr aus nach unsern Jahren ordnen. — Ist dies dein Vorwurf, Freund? Nun sieh, damit hast du's getroffen. Ja, die Menschwerdung des Erlösers ist die Angel und der Mittelpunkt von Allem was geschehen ist und noch geschieht, die Wurzel aller Kraft, welche von jeher die Welt hat geläutert und neu gestaltet und gerade darum ist sie das größte aller Ereignisse der Welt. — Der Christ, o merke dir's! mißt alle Thatsachen nur nach dem Maßstabe des Geistes Gottes. Das Ereigniß, in welchem das größte Maaß des Geistes in's Leben tritt, ist ihm das größte

und wie es äußerlich aussieht, das ist ihm ganz gleichgültig dabei. — Mehr kann Gott der Erde nicht geben, als was Er im Erlöser ihr geschenkt, nämlich sich selber. Gott wird ein Genosse der Menschenwelt — weißt du ein größer Ereigniß?“ —

Es mögen Andere, wie z. B. der herrliche Mallet in Bremen, der um dieselbe Zeit nur ein wenig früher seine Laufbahn begann, das Evangelium mit derselben Kraft und Fülle und vielleicht mit einer den klassischen Mustern noch mehr entsprechenden und dennoch wahrhaft apostolischen, Geister und Herzen hinreißenden Beredsamkeit verkündet haben. Rautenberg ist auch in seinen Predigten — und war es von Anfang an — vorzugsweise der Seelsorger und Seelenhirt einer großen Volksgemeinde, ähnlich wie Claus Harms, dem die mannigfaltige Noth und Bedürftigkeit der ihm anvertrauten Menschenseelen immerdar vor Augen stand und der immer neue Wege suchte, ihnen das Wort des Heils in solcher Weise nahe zu bringen, wie es ihren besondern Bedürfnissen entsprach. So schwebte ihm auch stets die Vaterstadt Hamburg vor Augen, die je länger je mehr zur Welthandelsstadt neu emporblühende, die aber auch vom alten Babel nur allzuviel in ihren Mauern hatte und heute mehr als je hat. „Mit Heldenmuth drang er in des Volkes wirkliches Leben ein. Er erkannte klar die Aufgabe, in seiner Gemeinde und überhaupt in

der Gemeinde Gottes das Gotteswort zu einer Wahrheit des Lebens zu machen. Sein Arbeitsgebiet waren die Herzen, die Häuser und das große öffentliche Leben." Scharfe, zweischneidige, durchdringende Buße predigte daher Rautenberg auch gleich von Anfang an, nur nicht so vorwaltend wie in späteren Jahren, aber stets mit liebevoller Aufrichtung und eingehender Ermahnung verbunden für die Willigen und häufig mit Anwendung auf ganz bestimmte im Volksleben offenbare Mängel, Sünden und Irrwege. — In demselben Winter 1823 lautete das Thema des ersten Epiphanias-Sonntages über Luc. 2, 41 ff.: Unsre Kinder, unsre Richter! 1. Was das heiße? 2. Wen das treffe? 3. Wozu das treibe? — Beiläufig ein Beispiel seiner meisterhaften Dispositionen. — Die Predigt geht aus von dem großartigen Gedanken, daß innerhalb eines halben Jahrhunderts ein neues Geschlecht das alte verdrängen und dessen Werk übernehmen wird. „Aber wie wird das kommende Geschlecht walten auf unserem Acker, wie werden unsere Kinder an das Werk gehen, von dem der Herr uns abgerufen und welches von ihren Händen seine Vollendung erwartet? In welchem Zustande finden sie den Bau, an welchem sie nun ihre Kraft und Kunst beweisen sollen? — Oder ohne Bild: Welch ein Exempel stellen wir der Jugend vor Augen, die von Gott angewiesen ist, auf uns zu sehen? — Wie der Baum, so die Frucht —

oder: Wie der Stamm, so die Aeste. Von unseren Händen wird einst Gott die Seelen unserer Kinder fordern, ihre Sünde wird auch in unserem Schuldbuch schwarze Zeilen schreiben und sie selbst werden, ob sie's auch nicht wollten, unsere Richter sein. — Hütet euch, daß ihr nicht, wie leider Viele, mit einem selbsttäuschenden: Daran sind wir nicht Schuld! zu früh eure Hände wascht, wenn ihr eure Kinder mißrathen seht. — Es bleibt dabei: die Sünde unserer Kinder wird unsere Schuld daran offenbaren und die Gerechtigkeit unserer Nachkommen wird für unsern Glauben zeugen. — Was soll dich entschuldigen, daß du dein Kind nicht sein lässest „in dem was Gottes ist", daß du es nicht christlich auferziehst? Deine Armuth? Hast du keine Bibel? Die ist zu haben ohne Geld. Verstehst du sie nicht? Mühe dich nur darum, es giebt Gottlob noch Leute, welche sie dir und deinem Kinde auslegen. — Oder bist du zu sehr verflochten in das Leben dieser Welt und ihr buntes Treiben, als daß du ein achtsam Auge auf deine Kinder haben könntest? — Von deiner Hand fordert sie Gott. Keine Entschuldigung. Hat die Erziehung den Kindern das Himmelreich verschlossen, über die Eltern kommt die Strafe." — Auch die keine eigenen Kinder haben, werden verantwortlich gemacht für die heranwachsende Jugend, auf welche sie durch Beispiel, Reden, Thaten zu wirken haben. Werde Jemand erschüttert von dieser

ernsten Betrachtung, daß er der Verderber geliebter Seelen werden könne, auch ohne Vorsatz — „nun, das ist heilsam. Donner und Blitz haben auch ihren Segen. Nur laß es nicht beim ersten Schreck bewenden. — Sieh, wenn ich mir denke: Mein Kind wird elend, elend auch durch mich — sollte das nicht meine Liebe zu demselben, die doch nie ganz erlöschen kann, gar mächtig wieder in Flammen hauchen? O dreimal gesegnet ist das Wort Gottes heute an unserer Seele, wenn es durch das Schreckensbild, vor unsern Augen aufgestellt, die Liebe zu unsrer Jugend erhöht, gestärkt und neu begeistert hat.“ Die Predigt schließt mit mächtigem Eindringen in die Eltern, in die Mütter zumal, wahrhafte Väter und Mütter der Seelen ihrer Kinder zu werden und ihnen Himmelskräfte aus den Quellen der Liebe Jesu zuzuführen, so früh es sein kann.

Solche Predigten und die folgende: Jesus der beste Hausfreund, denn Er bringt Allen, die ihn dazu haben wollen, in's Haus: Ordnung und Segen, Liebe und Eintracht, Trost und Freude — und viele ähnliche waren erfrischende Gewitterregen, die ohne Zweifel, vom verstärkenden Wort der speziellen und häuslichen Seelsorge unterstützt und durch die gedruckten Texte in steter Erinnerung gehalten, für manches Hauswesen von unberechenbarem Segen gewesen sind, zumal wenn man bedenkt, wie spärlich bis dahin solcher

gründlich befruchtende Regen auf das Saatfeld der Hamburger Gemeinden gefallen war. Wir hören es gleich in diesen ersten Jahren aus manchem Herzen und Munde von Frauen und Männern der verschiedensten Art sich wiederholen, das Zeugniß der Dankbarkeit für den in St. Georg's Dreieinigkeitskirche, die immer mehr sich füllte, und bei ihrem Hirten empfangenen geistlichen Segen. Friedrich Perthes schreibt, er habe zu ihm kommen wollen. „Wenigstens sagen will ich Ihnen, daß ich herzliche Achtung für Sie hege. Gott wird Ihnen Kräfte geben, Seine Wege weiter auszubreiten." — „Innigst und herzlichst danken wir Ihnen für den Eifer, den Ernst, die Liebe, womit Sie unserer Mathilde die Wahrheiten des ewigen Heils verkündet haben. Wir Eltern erkennen es. Der Segen Gottes wolle bei dem Kinde wirken, dies wird Ihnen Lohn sein!" — „Morgen muß ich leider schon zur Stadt. Ich scheide mit schwerem Herzen aus dieser geliebten Heimath" — so schreibt die ehrwürdige Schwägerin Klopstock's, die von Vielen geliebte und verehrte „Tante Dimpfel", die ihre herzliche Freude an Rautenberg und seinem Wesen und Wirken hatte — „wie gern sähe ich Sie noch einmal ein Abendstündchen, um Ihnen hier (in St. Georg's Vorstadt) noch einmal die Hand zu geben mit dem innigsten Dank für Alles, womit Sie in der Kirche wie in Ihrem Hause unser Herz getröstet, gebessert, erfreut und gesegnet haben." — Im Klopstock'schen

Hause in der Königsstraße, wo der Messias und die Oden noch tägliche Lektüre waren neben der Bibel, hat auch der Verfasser die ersten christlichen Anregungen empfangen, wie er auch Rautenberg dort zuerst gesehen zu haben sich erinnert. Freund Petersen, an der Domkirche in Schleswig wirkend, nahm lebendigen Theil an unseres Rautenberg's wachsender geistlicher Größe. Die „Denkblätter" der Predigten, die von 1821—1833 erschienen und etwa 300 regelmäßige Abnehmer hatten, waren ihm eine kräftigende und fördernde Gabe. Er schreibt, von Krankheit heimgesucht: „Die heil. Schrift, diese Urquelle des Trostes, das Aufsehen auf Christi Geduld und Vollendung, daneben Deine Denkblätter, Seiler's Krankenbibel, sind mir kräftige Hülfe gewesen in der Krankheit Tagen." — „O mir ward oft so wohl, wenn ich hörte in meinen Einsamkeiten die tiefere Stimme aus des Herrn Heiligthum, Deine Stimme, Du Trauter!" — „Dein Bild, Dein Wesen, Dein Herz auch für mich, Deine Liebe, Du trittst und tratst so oft zu mir heran, wenn ich zu meiner Stärkung und Erquickung Deine Denkworte las." Bis aus New-York kamen die Stimmen ähnlichen Dankes.

So war nun unseres Freundes Sehnsucht nach einer ländlichen Gemeinde erfüllt, aber es war ihm zugleich ein Feld angewiesen, das je länger je mehr seine ganze reiche Kraft, Begabung und Treue so in Anspruch nahm und jeden Muskel und Nerv seines

rastlosen inneren und äußeren Menschen so anspannte, wie keine andere Landgemeinde dies vermocht hätte. Denn eben diese Vorstadt, mit ihren zugehörigen Dörfern Barmbeck, Eilbeck, Hohenfelde u. A. zwischen Alster und Elbe breit und weithingestreckt, bis zur Ausdehnung beinahe einer Stunde für den Fußgänger, selbst einige Elbinseln noch mitumfassend, war schon immer eine gewaltige Aufgabe für einen einzelnen Mann. Sie zählte etwa 7000 Lutherische Bewohner. Damals aber war sie noch vorwiegend eine ländliche und von ländlicher Bevölkerung in einem großen Theile bewohnt. Die städtischen Bewohner gehörten solchen Gewerben an, die dem Bauernstande nahe verwandt sind, wie z. B. Viehhändler, Brenner, Holzhändler, Schiffer, Bleicher u. s. w. Je länger je mehr aber wuchs die Stadt über die Thore hinaus und seit dem Brande und Wiederaufbau Hamburgs ist St. Georg allmählich zu einer zweiten Stadt an Menschenzahl (ca. 30,000), Pracht und Luxus der Gebäude und mannigfaltiger Abstufung der Stände und Gewerbe jeder Art herangewachsen, so daß selbst die Dörfer mit städtischer Bevölkerung sich zu füllen anfangen. Die Seele dieses großen Ganzen war viele Jahre hindurch, das darf man ohne Uebertreibung behaupten, unser Rautenberg. Morgens im Pastorat-Hause, das von Bäumen eng eingefaßt mit seiner großen Flur, seinem dunkel beschatteten Garten, seinen verhältniß-

mäßig engen und niedrigen Zimmern einen zwischen Bauernhof und Klostergebäude in der Mitte schwebenden eigenthümlichen Charakter zeigt (es ist jetzt leider der Zerstörung nahe), sammelten sich die Armen, die Lahmen und Krüppel, die Rath- und Trostsuchenden jeder Art, oft zu ganzen Häuflein und traten einzeln oder zu zweien und dreien in sein winzig kleines Studirstübchen.*) Bald erschienen — zweimal wöchentlich — die Konfirmanden, Knaben und Mädchen gesondert, zum Unterricht, anfangs in der Kirche, später in einem der unteren großen aber dunklen Räume. Wie hingen sie an den Lippen des geistvollen, immer regen, immer lebendigen und Leben weckenden Mannes, der vollends der Jugend gegenüber sich bis in sein hohes Alter

*) Ein charakteristisches Zeugniß über seine Art, mit den Armen zu verkehren, die auch seine Lebhaftigkeit und Schärfe zu schmecken bekamen, stehe hier: „Herr Paster is en goden Mann, he schellt uns erst dat Jack vull aber he gift uns ook wat.“ — Bei dem Geschwätz der Weiber, die ihn oft rücksichtslos plagten, stand er wohl einmal am Pult und schrieb ihr närrisches Gerede auf, zum Ergötzen der Seinen. Oft rief man ihn schon aus dem Frühstückezimmer ab mit den Worten: „Herr Paster, da is en Fru, de Ihn'n spreken will.“ — Solche Frauen nannte er daher „sein Schicksal.“ Später wurden sie ihm von seinen Kindern nicht anders angekündigt als: Vater, da ist ein Schicksal. — Welche Anliegen man vor ihn brachte und wie er damit fertig wurde, zeigt Folgendes. Ein junger Mensch klagt ihm seine Noth, daß er Soldat werden müsse; das gehe um so weniger an, weil er Nebel heiße; ein Nebel könne nicht Soldat sein. Rautenberg gab ihm den Trost: da solle er nur den Namen umkehren, so heiße er Leben. Der Mensch ging sehr vergnügt fort über diese Entdeckung und stellte sich zum Dienst.

stets neu verjüngte und in dessen Munde die christlichen Wahrheiten mit Fleisch und Blut sich bekleideten, als träten sie jetzt erst für ihn und seine Schüler neu in's Leben ein. Da war's, wo seine wunderbare Kindlichkeit in ihrer ganzen Frische und Fülle sich offenbarte, und in Hunderte von jungen Seelen belebend und erwärmend überströmte. Bibelsprüche wurden gewissenhaft gelernt und abgefragt, aber auch schriftliche Aufzeichnungen von vielen der Kinder, so viele irgend dessen fähig waren, wöchentlich eingereicht, deren sorgfältige Durchsicht oft bis in die tiefe Nacht hinein unserem Rautenberg zu thun gab, was ihn in seinen späteren Jahren oft fast überwältigte. Noch vor dem Mittagessen und bald nach demselben gab es aber Schulen zu inspiciren — denn das ganze Schulwesen der großen Vorstadt stand unter seiner unmittelbaren Inspektion, selbst als er schon einen Kollegen neben sich hatte — und mit welcher Hingebung, mit welcher Sachkenntniß und lebendigstem persönlichen Interesse an Lehrern, Schülern und Lehrgegenständen er dies Amt verwaltet hat, davon werden wir noch die Zeugnisse beibringen. Es galt Kranke, Arme, Angefochtene, Verkommene, Sterbende, es galt Familien aller Stände, Kinder, Dienstleute, zu besuchen, zu ermahnen und zu trösten nach allen Richtungen hin, und den Pastor von St. Georg im Amtskleide durch die Straßen und Feldwege laufen zu sehen, oder im „kleinen Jerusalem" die steilen,

engen Treppen der Armenwohnungen auf- und abklettern, über die Elbe fahren, sogar mitten im Eis, meistens den Hut in der Hand, den Schweiß auf der Stirn, und ein freundliches Wort für Jedermann und zumal für jedes Kind auf der Lippe, die ihm auch wohl in klappernden Holzpantoffeln entgegen- oder nachliefen, um wenigstens einen Händedruck, zu Zeiten auch etwas Süßes, das er immer für sie in den Taschen trug, zu erjagen, das konnte einem zu allen Zeiten des Tages, bei Krankencommunionen in tiefer Nacht begegnen. In welchem Maße die Abende unter Anderm von Vereinen verschiedener Art und ihren Jahresfesten in Anspruch genommen wurden, davon später. Endlich die Sonnabende und Sonntage, welche ununterbrochene Kette von Amtsgeschäften der geistlichsten Art und niemals handwerksmäßig verrichtet, nahmen alsdann erst den ganzen Mann nach Seele und Leib in Beschlag bis fast über die Grenze der Menschenkraft hinaus. Da gab es Beichte zu hören vom Morgen bis in die Nacht, meist noch Sonntags früh vor der Predigt, wo die entfernteren Landbewohner, z. B. von den Elbinseln, sich vor dem Abendmahl erst einzufinden pflegten. Die Privatbeichte hat Rautenberg immer werth und hoch gehalten als eine offene Thüre zu den Herzen der Familien und der Einzelnen. Aber freilich gehörte eine riesige Geistes- und Körperkraft und eine spezielle Kenntniß der einzelnen Gemeindeglieder und der Fa-

milienverhältnisse wie die seinige dazu, um diese an sich treffliche Einrichtung bei der stets wachsenden Zahl der Bevölkerung fruchtbar und gesegnet zu erhalten und nicht in todteste Formalität ausarten zu lassen. Er wußte aber auch die später eingeführten allgemeinen Beichten, neben denen die Privatbeichte bei ihm stets fortbestand, höher zu verklären durch seine wahrhaft priesterliche Weihe und sein herzandringendes Wort, das unter der Kanzel vor dem Altar gesprochen, noch unmittelbarer in die Herzen drang, vielleicht auch weil er dann sein etwas scharfes, schmetterndes Organ dämpfte und seine unaufhaltsam hinströmende Gedanken- und Wortfülle, die auf der Kanzel zuweilen bis fast zu 1½ Stunden in immer gleichem Strome fortrauschte, auf das Maaß von ½ oder ¾ Stunden zurückführte. Seine Absolution mit Handauflegung, wobei er durch die Reihen hindurchschritt, wird Jedem unvergeßlich sein, der sie empfangen hat, eine solche Würde, durch väterliche Milde verklärt, strömte von ihm aus und gab die Gewißheit, einen wirklichen Diener Gottes vor sich zu sehen und aus seinem Munde die Zusicherung der göttlichen Vergebung unzweifelhaft zu empfangen. Die Sonntags-Gottesdienste währten mit der Kommunion reichlich 3 Stunden und an hohen Festtagen länger. Dann begann nach kurzer Erholung die Reihe der Taufen und Trauungen, die er zwar meistens im Wagen von einem Ende der Vorstadt zum

andern eilend, doch fast niemals vor dem späten Abend beendigte. Wo möglich waren diese Tauf- und Traureden, wie auch die meisten der zahllosen Gelegenheitsreden des Verewigten, die schönste Entfaltung seines seelsorgerlich-priesterlichen Geistes und Herzens. Niemals war es bloß das Hergebrachte und Erlernte, das Gewohnte und Stereotype, was man hier zu hören bekam, so sehr er auch alles Liturgische in unveränderter, biblisch-kirchlicher Form fern von aller Neuerung festhielt. Es entging ihm nichts, was die Wirkung zu einer konkreten, den bestimmten Persönlichkeiten auf eine bestimmte Weise sich einprägenden zu machen geeignet war. Zeit und Ort, Familienumstände und Ereignisse, Erinnerungen und Hoffnungen, Schmerzen und Freuden, verwebten sich in seinen Worten auf eine oft unvergleichlich sinnige und geistvolle Art mit der jedesmaligen heiligen Handlung oder Feier und hinterließen meist einen tiefen, erquicklich-ernsten Eindruck für's ganze Leben. Von der Masse seiner Amtsverrichtungen werden wir unten weitere Zahlen beibringen. Von 1818—1827, sagt Pastor Sengelmann, wurden jährlich durchschnittlich 317 Kinder getauft. Die Communikantenzahl betrug bei seinem Amtsantritt jährlich 1700—1800; 1821 schon 2130; 1830: 3340, die größte Zahl seiner persönlichen Beichtkinder. Fortwährend blieb die Zahl seiner Abendmahlsgenossen die größte in Hamburg, auch als die Confirmanden-

zahl abgenommen hatte. Inzwischen war auch sein häusliches Glück lieblich aufgeblüht und dadurch sein ganzes Wesen freudig erhöht. Im Oktober 1821 schreibt Rautenberg seiner lieben Mutter zum goldnen Hochzeitstage derselben: „Wunderbar bewegt wird mir das Herz, wenn ich mir vorstelle, wie ich heute Abend vor einem jungen Brautpaare stehen werde und wie es uns Allen sein würde, wenn ich so vor Dir und unserm verklärten Vater stehen und euch mit meiner Sohneshand segnen könnte durch den Segen meines heiligen Amtes, das den ewigen Frieden und die selige Vermählung der Seelen mit dem Erlöser predigt. Ach Gott ja, das wäre mir eine Wonne und gewiß uns Allen eine Stunde aus dem Leben der Ewigkeit! — So erneuere denn mein Segen heute Deinen geistigen Liebesbund mit ihm, süße Mutter, worin gar keine Schmerzen sondern lauter Wonnen sind, weil er zugleich ein Bund ist mit dem „Freund der Seelen Jesus Christ“. — Ist hier ja doch auch Gottes Haus und die Pforte des Himmels. Meine Thränen fließen, aber ich weiß nur, daß es Freudenthränen sind über Dich und Deinen Glauben. — Du bist mir immer eine große Ermahnung mehr zum Glauben und zur Treue bis in den Tod; darum möchte ich Dich noch behalten und weiß auch, in guter Zuversicht, daß Du bei uns noch bleiben wirst zur Förderung und Freude des Glaubens Phil. 1.“ — Im Januar 1822 heißt

es: „So bist Du denn nun auch Großmutter in dem Hause Deines jüngsten Kindes. Um 10 Uhr heute morgen ging ich ganz ruhig zum Unterricht der Confirmanden — später holte man mich zu einer Nothtaufe. ¼ Stunde nach meiner Zurückkunft rief mich Tante K. zu meinem Söhnlein und seiner Mutter. — Ich dachte an Maria, da sie singet: Meine Seele erhebet den Herrn. Gott läßt an Deinem letzten Zweiglein noch Blüthen Dich erblicken, Du gute Mutter. Ich weiß auch nun erst recht, was Du magst gelitten haben, als Du mich zur Welt brachtest. Nun, im Himmel hoffe ich Dir dafür recht danken zu können. Gott hat überschwänglich an mir gethan mit einer Barmherzigkeit, deren ich Armer viel zu geringe bin." — Die ganze Moorflether Familie bittet er zum Tauffest. „Du darfst mir aber auf keinen Fall fehlen. Wenn der Weg gut wird, so will ich Dir eine recht bequeme dichte Chaise schicken. Wenn das nicht geht, wolltest Du Dich dann wohl dem Ewer (Fahrzeug auf der Elbe) anvertrauen, wenn Du Dich recht einhülltest? Wir wissen ja nicht, wie lange wir noch auf Erden beisammen sind und es sollte mir doch sehr leid thun, wenn wir uns trennen müßten, ohne daß Du einem Kind von mir zum Christenthum geholfen hättest. Mein Junge sieht auch schon recht aus nach Dir. Ich denke, er muß Dich gleich kennen, wenn er Dich sieht. Du glaubst nicht, wie weise das kleine

Gesicht aussieht. Heute hat er mich zum ersten Mal so recht herzlich angelacht. Ach Mutter, so ein Lachen, das ist doch eine Herzenserquickung, die sich mit nichts vergleichen läßt. Es ist ordentlich, als ob Einen Gott und alle Engel anlachen." — Am Weihnacht dankt er für die dem Enkel zu Theil gewordene Gabe der Großmutter. „Es rührt mich doch schmerzlich zu Thränen, daß Du Dir um seinetwillen von Deinem ohnehin kleinen Einkommen noch etwas entziehst. — Wilhelm wühlt hier in meiner Studierstube bei mir herum und sagt: Kü — Perüh und Be und Buh! Ist eine fremde Sprache, liebe Großmutter, und soll heißen: Danke, liebe Großmutter, ich habe Dich so lieb und will für Dich beten!" — An seinem Geburtstag 1. März 1826 schreibt er der Pflegemutter Amsinck: „Wilhelm hat starkes Fieber — sieht sehr jämmerlich aus, ist aber doch auf und spielt mit den Blumen, die er mir heute Morgen gereicht hat. Gott wolle uns ihn erhalten! Ich habe mich an meinen Kindern noch selten so satt geweidet und geweint als diesen Morgen. Solche Gabe Gottes demüthigt sehr." Dem Erstgebornen, jetzt hochgeachtetem Arzt und Physikus im Amte Ritzebüttel und glücklichem Familienvater, folgte schon im nächsten Jahre ein zweites Knäblein, das bald wieder hinweggenommen wurde. Von den vier übrigen Kindern leben zwei verheirathete Töchter in reich gesegneter Ehe und schöner Häuslichkeit bei Dresden

und Bergedorf. Der Vater hat sie selbst unterrichtet (davon später) und hing an ihnen mit voller Zärtlichkeit. An dem Häuflein seiner Enkel hat der Großvater eine über Beschreibung große und kindliche Freude gehabt. Es ließ sich nichts Anmuthigeres und Erquicklicheres denken, als ihn mit den Kindlein spielen zu sehen, und je älter er ward, desto jünger und heiterer sah man ihn werden mit den Nachwachsenden. Hatte er früher wohl den erwachsenden Söhnen gegenüber die scharfe und rauhe Seite seines Wesens hervorkehren zu müssen geglaubt und mit zu viel Ungeduld ihre Jugendfehler betrachtet, da er selbst durch eine so strenge Schule des Lebens hindurchgegangen war, so verlor sich diese Schärfe später je länger je mehr bis zur erquicklichsten Milde. So war auch die Liebe seiner Kinder zu ihm eine unbeschreiblich innige und stets wachsende. Durch die beiden jüngsten Söhne ward auch anfänglich große Freude, hernach schweres Leid dem Vater zu Theil. Johannes starb im siebenten Jahre, ein ungewöhnlich schöner und geistig weit über sein Alter geweckter Knabe, dessen Grab manches Jahr hindurch mit den heißesten Thränen begossen ward. Gustav, des Vaters Liebling und unzertrennlich von ihm, zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, versank mit dem eintretenden Jünglingsalter tiefer und tiefer in die hoffnungslose Nacht der Epilepsie. Von allem nicht leichten Kreuz, das ihm sein himmlischer Vater auferlegt hat, ist dies

wohl eins der schwersten für Rautenberg gewesen, aber auch eine Weihe für seinen inneren Menschen, da er nach vielem heißen Ringen mit Gott überwunden und den Sohn getrost in die Hände dessen zurückgegeben hat, der ihn gegeben hatte. Derselbe starb, nachdem er manches Jahr in fast völligem Blödsinn zugebracht, in der Diakonissenanstalt zu Dresden im 27. Jahre. Die schwere Last einer fortwährenden Angst um ihn ward dem Vater von der Seele genommen und er trug seitdem auch alles Andere leichter und getroster. — Die alte Mutter zog später, um dem Sohne näher zu sein, aus Moorfleth zu dem ältesten Bruder nach Hamburg. Mit immer gleicher Zärtlichkeit umfaßte sie der Sohn, der ihr Stolz und ihre Krone war. So lange sie gehen konnte, besuchte sie seine Predigten. Wir wollen von ihr hiermit Abschied nehmen, die es wohl um ihn verdient hat, daß wir ihrer öfter, als vielleicht Mancher für nöthig hält, gedacht haben. 1826 schreibt er ihr aus Ratzeburg: „Dich hat kein Leid und kein Geschrei, kein Hohes und kein Tiefes, keine Jugend und kein Alter je von Deinem Jesu scheiden können, sondern Du bist vielmehr von Jahr zu Jahr fester in ihm gewurzelt und gegründet worden. Weil ich denn weiß diesen Deinen Glauben und diese Deine Ehre, Du fromme Mutter, so weiß ich auch meine Betrübniß zu dämpfen, wenn ich denke, daß ich Dir vielleicht zum letzten Mal Gottes Segen zum

Geburtstag wünsche. — Ich ruhe so ganz und gar in Gottes Führung, daß ich mit Freuden Dir voranginge, wenn Gott riefe, daß ich Dir's daher auch nicht mißgönnen will, wenn Er Dich bald hinnimmt. Du kommst ja zum stillen Paradies der Freuden und wie sollt' ich Dir das nicht gönnen?" — Das wird der letzte Geburtstagsbrief gewesen sein. Dann legte sie sich und der Sohn besuchte sie so oft er konnte auf ihrem Stübchen, bis er ihr unter vielen Thränen die Augen zugedrückt hat. Das Andenken an die Tage ihres Kampfes und ihres Heimgangs hat er noch manches Jahr mit Schmerz und Freude im Stillen gefeiert, trotz des Getümmels, in dem er lebte. Er sagt davon: „Kommen wir einmal zu der Ruhe, in der wir unsre Geliebten im Geist auch als Kinder des Geistes ansehen, dann erscheint uns ihr Unterliegen nicht mehr so erschütternd, und ihre leibliche Vernichtung ist in diesem Lichte nur die rechte Befreiung ihres geistigen, ewigen Lebens. Es wird die ganze Summe ihres wahren Lebens unser unverkürztes Eigenthum, nicht als todtes Kapital unseres Gedächtnisses bloß, sondern vielmehr als lebendiger Schatz unseres Herzens." Er sprach von ihr nie ohne tiefe Bewegung und freute sich, daß seine älteste Tochter ihn an sie erinnerte. Auch seine Lieblingsschwester Maria starb früh. Er hat sie noch manches Mal durch Brieflein und durch leibliche Gaben, wie guten alten Wein, erquickt. Seine Hand wie sein

Herz war immer offen, trotz der unablässigen Anforderungen von allen Seiten, vollends gegen die Seinigen.

Seine Correspondenz mit den auswärtigen Freunden mag wohl schon frühzeitig sehr beschränkt worden sein durch die Last der Arbeit, die auf ihm lag. Die kurzen Erholungsreisen im Sommer, für Geist, Seele und Leib Erquickungszeiten, da seine Wonne an Gottes Schöpfung und sein tief eindringendes Verständniß des Kleinsten wie des Größten wie eine labende Fluth ihn überströmte und von ihm sich auf alle seine Umgebungen unaufhaltsam ergoß, gaben Veranlassung zu Berichten an die liebe Pflegemutter Amsinck. Aus Travemünde heißt es im August 1823: „Wir kamen gegen 4 Uhr in Ratzeburg an und konnten an dem wunderschönen Abend nur den Kirchhof und die nächsten Umgebungen des Doms besuchen. Wir wurden so ergriffen und gefesselt von der Gewalt der Heiligkeit des Herrn, die dort ernst und milde an der geweihten Stätte steht, daß die Nacht uns noch auf dem Gottesacker fand, auf dem grünen Teppich, unter welchem die Grabhügel gleich schlummernden Schäflein ruhen, umschirmt von den himmlischen Linden am Tage vor dem sengenden Strahl und vor dem kalten Hauche bei Nacht. Zwei schwarze weibliche Gestalten schwebten an der weißen hohen Domwand hin unter den Gräbern — wohl suchten sie die Ruhekammer einer geliebten Asche. Und ich dachte, wie selig doch der Todte sei, wenn er hier im

Herrn schlafe.“ Von dem „wunderbaren Waldhügel- und Wiesenkranz“, der den See umschließt, habe ihm noch fast Niemand geredet, man habe ihm immer nur von der „Krebsschüssel“ gesprochen; er schäme sich und sei erstaunt, daß die Hamburger so selten die kurze Strecke von 7 Meilen hierher machten oder doch „von den Schönheiten nichts mitnehmen im Gemüth.“ Selbst die Travemünder Gegend findet er nicht „trist“, wie man sie gewöhnlich male. „Man muß nur nicht Alles auf einen Fleck zusammen haben wollen, wie das Vater Unser auf einem Dreiling.“ — Aus Goslar im Harz im Juli 1824: „Ich bin oft wie berauscht von den Herrlichkeiten der Natur um mich und schon manchmal hat der namenlose Zauber die alten Mächte früherer Regungen wieder losgebunden in meinem Herzen und ich habe ordentlich kämpfen müssen, daß die nun einmal dem Himmel zugewandte Sehnsucht meiner Brust dort oben bleibe und nicht, den irdischen Himmel um mich her für den ewigen haltend, wieder sich hinaus ergehe in die vergängliche Welt. Aber der errungene Sieg hat mich doppelt beglückt. — Heute früh war ich hier zur Kirche. Bei dem herrlichen Orgelspiel und dem andächtigen wohlklingenden Gesange der Gemeinde konnte ich mich der Thränen nicht erwehren. Meine Bewegung wäre vielleicht zu sichtbar geworden, hätte die gut gemeinte, brilliant deklamirte, hausmoralische, wohlstylisirte Predigt mich nicht

herausgebracht. Sie hatte die Erde lieb, aber nicht den Himmel." — Wiederum aus Ratzeburg bei der Försterin B. auf dem „Termin", Juli 1826: „Zu unseren Füßen ragen etwa ein Dutzend rothe Dächer amphitheatralisch aus dem dichten Grün der fruchtbaren Höhenwände. Es tönt aus der Stille, in welcher sie ruhen, fast kein andrer Laut herauf als das gemüthliche Geklapper und Gesause einer c. 200 Schritt entfernten Mühle, über deren Rad man den klaren Bach in den See schäumen sieht. Dieser Bach rinnt hart unter unserem Garten in krausem Geplätscher hin und beut sein schönes klares Quellwasser dem durstenden Wandrer mit fröhlicher Milde. — W. hat eine so große Freude an seinen eilenden Wellchen und an den bunten Steinchen auf seinem klaren, krystallnen Grunde, daß er schon zweimal sich nicht hat enthalten können, mitten hinein zu patschen. Der Junge ist köstlich auf der Reise und am fremden Ort, allenthalben lustig und heimisch und mit allen Leuten gleich vertraut. Mir ist er oft zu muthwillig. — Gestern hatte er der alten, guten Frau Försterin die Brille gemaust und sie hinter den Tisch gesteckt und nachher, als man sie suchte, langte er sie ganz unbefangen hervor und trug sie ordentlich mit einem air von Edelmuth der Alten wieder zu. — Ist's nicht wirklich Eulenspiegel redivivus?" — 1827 Juli: „Ich könnte ebensogut Garten Eden datiren, als Düsternbrook (bei Kiel),

so über Alles was wir sonst sehen, erhaben dünkt mich unsere Herberge durch den Zauber der Natur, mit welchem Gott sie vor andern geschmückt hat.“ — Zwar sollte der Christ, meint er, überall das wiedergewonnene Paradies erkennen, aber freilich gelange man vor Thun und Treiben oft nicht zum seligen Erkennen. „Daher ist's denn eine recht große Wohlthat, daß ich mich nun einmal hinwerfen kann mit meiner stillen Beschauung auf den grünen Boden unter dem heiligen Laubdache und auf's Meer des Herrn hinausblicken und es so frei und rein, als es mir nach dem Maaß meines geistigen Lebens vergönnt ist, empfinden, wie doch im Reiche meines Gottes Alles schön, Alles ein unendlich mannigfaltiger, vollkommener Lobgesang sei.“ — 1828 im Juli aus Bremen: „Schreibmuße habe ich nicht viel, denn meine Freunde wissen mich fast ununterbrochen in dem erquickenden Genuß ihrer unerschöpflichen Liebe zu erhalten. Von meinem Freund Pauli lasse ich mich indeß nicht wegreißen. Alle Zeit, die er für mich hat, habe ich auch für ihn. Bis jetzt habe ich ihn täglich gesehen — und wir haben schon Stunden genug gehabt, einander wieder so recht mitten in die Fülle unseres Lebens hineinzuführen und die Herzen vor einander auszuschütten. — Meine lieben Amtsbrüder hier, Krummacher (der ältere), Mallet, Müller u. s. w. wünschen mir eine ruhigere Stelle und meinen, wenn ich's nur wollte, so würden

mich die Lutheraner in der hiesigen Neustadt, die nächstens einen eigenen Prediger erhalten werden, gewiß wählen. Ich weiß eben besser, daß es nicht mein Amt ist, weßhalb ich so ein wenig herunter bin und sehe daher noch keine Weisung von oben, einen solchen Schritt zu thun. Der Drang daheim müßte doch, dünkt mich, viel größer noch sein, wenn ich darin einen rechtfertigenden Grund finden sollte, ihm zu entlaufen. „Wie Gott mich führt, so will ich gehen" — das schöne Reiselied müßte mir ja auf der Lippe verstummen, wenn ich irgend eine Willkür in der Wahl meiner Wege reden ließe. Ich habe auch mein St. Georg zu lieb, als daß ich's ohne besondern Wink meines Gottes verlassen sollte. Um mich denn ganz und gar bloß ergeben, bloß leidend zu verhalten in diesem Stücke, habe ich selbst die vielen Aufforderungen an mich, hier einmal zu predigen, bis jetzt abgelehnt und werde mich auch wohl nicht dazu verstehen." — In der That, Rautenberg und St. Georg, Rautenberg und Hamburg's Volk waren ebenso nothwendig und unzertrennlich mit einander verbunden, wie etwa Claus Harms mit Kiel und mit Schleswig-Holstein, Schleiermacher mit Berlin und mit Preußen, Mallet mit Bremen und Westphalen, John mit Hamburg's gebildeten Klassen, L. Hofacker mit Stuttgart und Würtemberg, L. Harms mit Herrmannsburg und dem nördlichen Theil Hannovers u. s. w.

Das sind von Gott geordnete, tief im Boden und in den Wurzeln der Dinge angelegte Verhältnisse gewisser Männer zu gewissen Orten und Volksgemeinden. Die höhere Seele oder doch ein wesentlicher Theil dieser Seele, gleichsam das gemeinsame Herz und Gemüth und Gewissen, soweit die menschliche Gebrechlichkeit dies zuläßt und die göttliche Gnade ihre Werkzeuge heiligt, für ganze Bevölkerungen lebt in solchen und ähnlichen Männern und Gott redet durch ihren Mund zu diesem Volke unmittelbarer als zu einem anderen.

Freund Pauli war seit 1824, da sein Gewissen ihm nicht zuließ, die damals in den Berliner Kirchen von Oben her ohne Befragung der Gemeinden eingeführte Agende, ein sehr wohlgemeintes aber jedenfalls mangelhaftes Werk des Königs unter der Mitwirkung des Bischofs Eylert u. A., ohne Weiteres zu acceptiren, von Berlin nach Bremen übergesiedelt. 1828 schreibt Pauli zum 1. März: „Wenn diese Zeilen, wie ich ja hoffe, zur rechten Stunde bei Dir eintreffen, so mögen sie Deinem Herzen das alte treue Herz näher führen, das vor 11 Jahren den Tag in der Stille mit Dir feierte, hoch oben in der Friedrichstraße, unter Juden und Judengenossen. Wenn manches noch dunkel und verworren in uns war, so stand doch das Eine als heißer Wunsch und kräftiges Gebet in unserer Seele, daß der Herr uns zu würdigen und

gesegneten Dienern seiner Kirche machen wolle. Das letzte sind wir geworden, für das zweite haben wir Ursache zu sprechen, Er hat sich nicht unbezeugt gelassen und wenn es von dem ersten auch noch heißt, es ist noch nicht ergriffen, so haben wir doch einen guten Vorgänger, der da spricht: „Ich trachte ihm aber nach“, und das Wort giebt wahrlich neuen Muth. Der Muth möge auf's Neue in Dir lebendig werden an Deinem Festtage. — Der Blick, den Du mir in Dein von mancher Sorge bestürmtes und von der Schwachheit und Verzagtheit sogar angefochtenes Herz thun lässest, ist mir ein theurer Bürge Deiner alten Liebe. — Gieb doch dem gedruckten Buchstaben nicht so viel Werth, daß es Dich kümmern sollte, wenn die Denkblätter aufhören sollten. — Du hast ja einen bessern Buchbinder für das göttliche Wort in Deinem Munde, an dem Geist, der mit Dir ist und durch Dich auf die Hörer kommt und in ihnen das Ganze der seligmachenden Lehre verbindet zu einer unzertrennlichen Schrift im Herzen. — Die Muthlosigkeit in manchen Zeiten kennen wohl alle Diener des Herrn an sich, ich wenigstens mit Dir und Luther mit uns beiden, daß es Einem oft ist, als sei es nun aus mit unserer Kraft und Tüchtigkeit zum Beruf. Es hat solch Wesen gewiß auch immer seinen besondern Grund in uns und unsrer Sünde, hängt aber nie ab von der Zahl derer, die uns und unser Wort suchen.“ — Seine

eigene Kirche sei jetzt immer gedrängt voll, „aber ich bitte Gott, daß er mich frei erhalte und bitte ihn täglich darum, daß wenn es auch einmal wieder nur 3 sind, die vor mir sitzen (wie weiland vor dem Kandidaten in der Parochialkirche), Er mir wenigstens sagen könne, wenn die Leute auch von Dir gegangen sind, so bist Du doch nicht von mir gegangen." — Auch in Bezug auf unseres Rautenberg Art zu streiten, ist er, schon als treuer Schüler Schleiermacher's, aber auch als Christ, nicht immer ganz einverstanden, so sehr er auch in der Hauptsache den Kampf selbst als nothwendig anerkennt. Aber freilich, wer nicht im Feuer der Schlacht steht, der hat gut tadeln! — 1830 (von da an werden auch die Briefe seltener, aber nicht kälter) wurde Pauli, bisher (wenn wir nicht irren) an der Bremer Michaeliskirche als einziger Prediger angestellt, auf einstimmiges Verlangen der Gemeinde an die Kirche U. Lieben Frauen berufen und erhielt nun auch bald einen schwereren Stand neben Kollegen wie Paniel und später sogar Dulon. — Die Dulderin Marie Fock blieb auch nicht zurück mit ihrem herzlich wohlgemeinten Urtheil. 1823 schrieb sie: „Ueber die Predigten habe ich noch immer das gleiche Urtheil. Ihre Vorrede aber hat mich in einer heiteren Stunde köstlich amüsirt. Der gute kleine lebendige Rautenberg, der nach seiner inneren wie nach seiner äußeren Erscheinung meiner Seele in jedem Augenblick gleich un=

verkennbar gegenwärtig ist, hat die Leserin M. F., eine alte Bekannte, nun einmal nicht überreden können, daß das kleine fatale Thierchen (in der Recension) ohne allen Stachel für ihn gewesen. Sonst hätte er es verschmäht, sich irgend anders dagegen zu benehmen, als entweder völlig diese unberührt zu lassen, oder auch sie — wenn nicht hier, so anderswo mit Würde und Gründlichkeit zu widerlegen." Dabei schickt sie Veilchen, von ihres brustkranken Bruders Hand in Rom gepflückt. Vom März 1824 liegen noch einige Zeilen vor uns, deren große zitternde, offenbar höchst mühevolle Handschrift die fast schon Sterbende verräth. „Ich wollte Ihnen dies Wenige selbst sagen, mein alter lieber Freund, obwohl ich nicht schreiben darf, weil ich seit 6 Wochen furchtbar leide an Gicht, die sich auf die Gesichtsnerven geworfen hat. — Ewig Ihre M. F." — Am 6. September meldet der Vater Konsistorialrath Fock ihren damals noch nicht vorhergeahnten sanften Tod am 29. August. „Hat sie gleich den letzten Beweis Ihrer zärtlichen Freundschaft in Ihrer letzten Zuschrift nicht mehr erlebt, so sind Sie ihr doch auf ihrem Krankenlager im Geist gegenwärtig gewesen und hat sie Ihrer mehrmals liebevoll erwähnt." — Unter so vielen Vorangegangenen wird auch diese edle Freundin den Verklärten mit Wonne in der himmlischen Heimath begrüßt haben, nach welcher die Sehnsucht ihn nie verlassen hat. Schön und beneidenswerth

erschien ihm vor Allem der Tod derer, die sich im treuen Dienste des Herrn und der Brüder rascher verzehren als Andere. Dies Zeugniß ertheilt er auch dem heimgegangenen Pflegevater Amsinck. „Wenn die Flamme dieses armen Lebens im Dienste Gottes recht hell brennt, das ist doch gut und herrlich und es ist dann eigentlich wohl nur in der Ordnung, daß sie etwas rascher erlischt. Ich glaube, das himmlische Feuer, in welchem wir es dort werden leuchten sehen, ein solches Leben, wird alle unsre Klagen beschämen und es uns bedauern lassen, daß wir hier oft so spärlich und karg gewesen sind mit dem: Der Name des Herrn sei gelobt!" —

Wir müssen nun auch das Schlachtfeld betreten, auf welchem Rautenberg als der muthige Vorkämpfer vor Allem des neu erwachten biblischen Christenthums gegen alles unchristliche Wesen und gegen den Geist dieser Welt, zugleich aber auch des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, wie es in der Hamburgischen Kirche gesetzlich bestand und noch besteht, gegen einen bis zur naiven Sicherheit eines verjährten Besitzers eingewurzelten Rationalismus, schon bald im ersten Jahrzehnt seines Amtes aufgetreten ist. In Wahrheit „mit scharfem Stahl", auch nicht ohne Zuthat eigener Schärfe, doch nicht von selbstgeschaffenem Guß und Schliff, sondern vor Allem im Feuer des Geistes Christi geschmiedet und an der Schneide des

Schwertes geschliffen, das alle Apostel führten (Hebr. 4, 12). Wohl gehörte ein apostolischer und luther'scher Muth zu solchem Auftreten. Da geht es freilich nicht ab, ohne etwas von Luther's Leidenschaft. Er stand anfangs mit etwa vier Kollegen allein, also fast dem gesammten geistlichen Ministerium gegenüber. Wir meinen die wohlverdienten älteren Pastoren Behrmann und Mutzenbecher an der Petrikirche und Hübbe am Waisenhaus, und den noch jüngeren Strauch an der Nicolaikirche, an denen er treue Mitkämpfer und einsichtige Berather fand. Es standen aber fast alle in der Vaterstadt regierenden und Ton angebenden Mächte und Persönlichkeiten entweder neutral und vorsichtig rückhaltend oder wie z. B. Gurlitt mehr oder weniger abgeneigt ihm gegenüber, einige wenige wie Senator Hudtwalcker auf seiner Seite, von dem Augenblick an, wo man in ihm den ganz entschiedenen, vom Haupt bis zur Zehe gewaffneten Christusbekenner erkannt hatte. Seine Gegner hätten ihn gern zum fanatischen Mystiker oder zum Buchstabenritter der alten Zeit gestempelt. Aber es ist doch auch zwischen einem Melchior Goeze, so achtungswerth bei unstreitiger Beschränktheit er im Grunde dasteht (man sehe Dr. Röpe's Rettung) und zwischen unserm Rautenberg und ähnlichen Kämpfern der neueren Zeit noch ein breiter Graben befestigt. Oder genauer gesprochen, es ist ein entschiedener Fortschritt zu spüren vom Buchstaben

zum Geist. Christus und die lutherische Orthodoxie sind einmal zweierlei Dinge, wie Himmel und Erde, wie Kern und Schaale. Niemand kann aber verkennen, daß es sich in dem damals neu entbrannten und jetzt noch schwebenden Kampfe im Ganzen betrachtet je länger je entschiedener vom Sein oder Nichtsein des Christenthums handelt innerhalb der Kirchen und für die Völker als Völker, vom lebendigen Gott und Mittler gegen die unbedingten Verehrer des Menschengeistes und des Naturgesetzes, und nicht etwa bloß vom Bestand und der Herrschaft des Buchstabens einer bestimmten Kirchenlehre oder gar Priesterschaft. Es ist wahr, daß der ältere Rationalismus noch lange am persönlichen Gott und an persönlicher Fortdauer, an Jesu als dem Gesandten Gottes, halb aufrichtig halb aus Gewohnheit festhielt und an dem sittlichen Ernst, den er von Geistern wie Kant und Lessing überkommen hatte, während das Alles jetzt auch in unaufhaltsamen Fluß gerathen ist und dem puren Nichts entgegentreibt. Wie schmal aber jener Damm ist, das hat sich auch seit Lessing immer klarer herausgestellt. Nur der Gott, der sich selbst unzweideutig offenbart hat, ist ein lebendiger. Aber eben diese Offenbarung unterwirft der Rationalist durchaus seinem beschränkten Verstande und vereitelt sie dadurch. Indem er dies innerhalb einer Kirche thut, die schlechthin auf den Offenbarungsglauben gegründet ist, steht

er auch sittlich und menschlich betrachtet durchaus zweideutig da. Wir wollen ein Beispiel geben, wie Rautenberg dies auffaßte. Am Reformationsfeste 1823 predigte Rautenberg nach Matth. 22, 15 ff. über das Papstthum in der evangelischen Kirche, das sich ankündige 1. durch vornehme Heuchelei im Bekenntniß, 2. durch frevelnde Willkür in der Lehre, 3. durch herrschsüchtige Eigenliebe im Leben. Es wird da offen gebrandmarkt „die Lehre derer, welche die mündlichen Bekenntnisse von Glaubensartikeln, die man nicht glaubt, ja zur Noth auch Gelübde und Eide, die man nicht zu halten gedenkt, zu rechtfertigen sich erbieten, nämlich unter gewissen Umständen. — Mit Vorbehalt des inneren Leugnens äußerlich bekennen, das ist ein Eigenthum jener geistlichen Buchstabentyrannei, welcher Luther und seine Genossen in Jesu Namen den Kampf boten. In unsrer Kirche hat diese Pest weit um sich gegriffen. — In dem Sinne (wie Tetzel davon zeugte, daß der Papst Gewalt habe, der heiligen Schrift Sinn nach seinem Sinn zu deuten) hat unsere Kirche in neuerer Zeit nicht einen Papst sondern viel tausend Päpste auf einmal gesehen. Denn die Gewalt, die heilige Schrift nach seinem Sinne zu deuten, hat sich fast keiner nehmen lassen, der irgend den Ruhm eines Selbstdenkers in Glaubenssachen sich zusprach. — Die Wahrheit, daß nur der Glaube an Jesum d. h. die wahrhaftige Vereinigung des Herzens

mit Ihm in der Gemeinschaft Aller, die Ihn lieben, gerecht und selig mache — diese Wahrheit ist die Sonne, aus der allein alle Glaubens- und Lebenslehren strahlen. Wem jene Wahrheit noch nicht die höchste ist, den leitet auch der heilige Geist noch nicht auf dem Gebiet der Lehre vom Wege Gottes, der fährt nach eigner Willkür daher, raffet und bindet zusammen nach Gutdünken, kehrt das Unterste zu oberst, vergöttert menschliche Vernunft und Natur, Alles fein und gründlich nach der Schrift. Brüder, das ist ein Papstthum, womit es weit in unsrer Kirche gekommen ist.“ — Die Vorrede dieses Jahrganges spricht sehr bestimmt die Lage der kirchlichen Dinge aus. Hatte die erste Vorrede das was das wahrhaft Mystische ist am Christenthum einfach ausgesprochen als lebendige Gemeinschaft mit der Person und dem Leben des Erlösers und wenn dies das „vermeintliche Ungeheuer“ des Mysticismus sei, von ganzem Herzen gewünscht, daß je eher je lieber alle Menschen Mystiker würden — so geht Rautenberg 1823 auch auf das kirchliche Bekenntniß ein. Es müsse ein Prediger fast höflichst um Entschuldigung bitten, wenn er so frei ist, der Augsburgischen Confession und den übrigen Bekenntnißbüchern seiner Kirche getreu zu lehren, wie er dazu in Eid und Pflicht genommen. „Da hat der Eine geschworen auf den Geist des Protestantismus, der Andere auf die symbolischen Lehren, insofern sie in der Bibel

gegründet sind, der Dritte, daß er kein Katholik sei u. s. w. Hilf Himmel, was läßt sich unter solchen Bedingungen, man mache sie laut oder still, auf die geduldige Confession nicht Alles zusammen- oder auseinanderschwören! Das heißt doch bei Gott! mit der Wahrheit gräßlich Verstecken spielen und den hochheiligen Eid zu einer gleißnerischen Maske machen, unter welcher man sich selber und die Christenheit belügt." „Nehmt das Bekenntniß weg und ihr gebt die heiligsten Lehren unseres Glaubens der zerstörendsten Willkür frevelnder Auslegung und die kirchliche Gemeinschaft selber der Alles auflösenden Anarchie unverzeihlich Preis. Und nahe an die Anarchie grenzt die Despotie. Wollt ihr kein Symbol und kein Gelübde darauf, so habt ihr bald den Papst und die Inquisition." — Auch die Vorreden der späteren Jahrgänge nehmen meistens das kirchliche Bekenntniß in Schutz. Mit dem Schilde der Bibel solle man die Bundeslade unserer Kirche decken. Er ahnte freilich bestimmt genug, daß die Zeit kommen werde, wo man über jedes Bekenntniß hinwegschreitend gradezu die Autorität des göttlichen Wortes ableugnen und Apostel und Propheten, ja den Herrn vollends in den Staub herabziehen werde, Alles unter dem Deckmantel der protestantischen Freiheit.

Schon im Laufe des Jahres 1821 fanden sowohl in öffentlichen Blättern als im Ministerium vorlaufende Plänkeleien Statt, wobei die rationalistische Partei

entschieden als die angreifende erscheint. Es gab einen Mann in Hamburg, dem man eine gewisse Volksthümlichkeit und ächt hamburgische Gradheit und Derbheit nicht absprechen kann. Insofern war er, gleichfalls Prediger, recht eigentlich zu Rautenberg's Antipoden durch Natur und Richtung des Geistes gestempelt; denn er war Rationalist bis zu dem Grade, daß er ehrlich überzeugt war, der gesammte orthodoxe Lehrbegriff sei nicht Lehre Christi und der Apostel gewesen, sondern aus Mißverstand hervorgegangen. Wie er sich dabei zu seinem Gelübde stellte, das bleibt unklar. Was ihm am Meisten abging, war die höhere Weihe, er gab sich stets wie er war, in aller Ehrlichkeit und ungehobelten Grobheit und grob war auch sein Denken von göttlichen Dingen, ja wie aus Holz geschnitten. Am 1. Februar 1821 tritt Diakonus Rentzel in den wöchentlichen Nachrichten mit einem heftigen Angriff auf den „Friedensboten" und auf einige Traktate der unlängst gegründeten Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften hervor und beschuldigt sie der Verbreitung vernunftwidriger und sogar verderblicher Lehren, wozu er unter anderen zählt die Lehre, daß Gott unser Herz von der Sünde befreien soll und wir selbst nicht unser Herz umwandeln können. Dies bestärke in dem „gemeinen Glauben", daß Jesus für alle unsere Sünde gebüßt und bezahlt habe, und mache die Heiligung

unnöthig. „Ferne sei von uns die Demuth, daß Gott uns die Seligkeit aus lauter Gnade ertheile; dann brauchte man sich ja gar nicht um seine Seligkeit Mühe zu geben. Was soll also das ewige Posaunen, daß wir durch den Glauben gerecht und selig werden?" Hierauf erfolgte in demselben Blatt, den 14. Februar, eine kurze Erklärung der oben genannten vier Pastoren und Rautenberg's, daß man solchen Aeußerungen nicht beistimmen und die dadurch bestrittenen evangelischen Lehren auch künftig vortragen und dabei mit Gottes Hülfe ruhig beharren werde. — Rentzel's Auftreten fand Mißbilligung bei'm Senat, aber noch mehr das der fünf Prediger, was der Senior dem Ministerium zu verkündigen hatte. Er verlangte bei dieser Gelegenheit, Glaubenslehren sollten nur in eigenen Schriften lateinisch besprochen werden. Am 14. März begaben sich Behrmann und Strauch zum präsidirenden Bürgermeister Amsinck und erklärten, durch ihr Gewissen getrieben worden zu sein, sprachen auch ihren Schmerz aus und ihr Befremden über das Urtheil des Senats. Amsinck entließ sie freundlich. — Rentzel erklärte übrigens vor dem Senior, „daß er künftig vorsichtiger handeln wolle, da es sein Wille nicht sei, Uneinigkeiten zu veranlassen." — Im „Beobachter" und „Zuschauer" gab es allerlei Ausfälle auf Lämmleins-Predigten für die Weiblein, zu denen man nicht weit aus den Thoren zu wandern

brauche, und gegen heillose Mystik und religiöse Markt=schreierei, nach Art der Frau von Krüdener, die krebs=artig um sich greife u. s. w. Geschichten wurden um=hergetragen und veröffentlicht von angeblich in der St. Georger Kirche wahnsinnig gewordenen Personen. Ueber ein Denkblatt vom 23. Trinitatis 1821 erklärte ihm der Senior des Ministeriums seine Mißbilligung, da sich seine Kollegen durch die Behauptung Rauten=berg's, es werde auf vielen Kanzeln das Wort vom Kreuz nicht recht gelehrt, als beleidigt und persönlich angegriffen betrachten könnten, worauf er seinerseits dem Senior Willerding die Versicherung gab, keine Personen, sondern nur die Sache im Auge gehabt, auch von der ganzen Evangelischen und nicht von der Hamburgischen Kirche speziell gesprochen zu haben, mit Ausnahme allerdings des Predigers (Rentzel), der seine verkehrte Lehre öffentlich vorgetragen hätte. Einen eigentlichen éclat aber brachte Folgendes hervor. In der neunten Woche nach Trinitatis 1822 warnte P. Rentzel beim öffentlichen Katechismus=Examen in der Kirche St. Jacobi seine Examinanden vor Rautenberg, den er mit Namen nannte und vor seiner Lehre, und schalt besonders die Lehre von der Gnade Gottes in Christo, wie sie im Denkblatt des vorhergehenden Sonntags ausgesprochen worden, eine Teufelslehre. Als Rautenberg ihn selbst über dies Aergerniß um gewisse Auskunft bat, schrieb er zurück: „Ich müßte,

Herr College, ein großer Narr sein, wenn ich abläugnen wollte, was ich öffentlich gesagt habe, wäre es auch übrigens meine Sache, aus Nebenrücksichten (z. B. um der symbolischen Bücher willen) der Wahrheit etwas zu vergeben." — Er habe allerdings Rautenberg's Namen genannt und erkläre dies für eine Uebereilungssünde. „Uebrigens vor der Lehre, wie Sie und Consorten selbige vortragen, zu warnen, dazu halte ich mich in meinem Gewissen ebenso verpflichtet, als Luther sich verbunden achtete, vor dem Papstthum zu warnen, da ja Ihre und Ihrer Consorten Lehrart gradezu zum Papstthum führt. Wie Sie die Gnadenlehre vortragen, ist sie eine Teufelslehre, das scheue ich mich nicht zu behaupten; denn sie ist unsinnig und recht dazu gemacht, Satans Reich zu bevölkern." — Die Sache kam an's Ministerium. Rautenberg trug darauf an, daß Rentzel auferlegt werden möchte, nachzuweisen, was in jenem Denkblatt unbiblisch und unsinnig oder teuflisch sei; wenn er aber hiezu nicht im Stande wäre, seine Lästerung öffentlich unbedingt zu widerrufen. Rev. Minist. faßte den Beschluß, Rentzel zur Zurücknahme seiner Beleidigung und seines harten Urtheils in derselben St. Jacobikirche bei dem öffentlichen Katechismus-Examen nach einer vom Senior ihm zu gebenden Vorschrift anzuhalten, auch ihm das Versprechen abzunehmen, daß er sich künftig alles Polemisirens gegen Kollegen enthalten wolle. In dem

nächsten Examen, wobei P. Klefeker zugegen war, erklärte Jener, daß er es bedauere, sich vor einiger Zeit in Beziehung auf eine Lehre, die, wie er glaube, von Einigen auf verderbliche Weise vorgetragen werde, eines harten Ausdrucks bedient zu haben. Es war übrigens Rambach zu verdanken, daß die Sache nicht bloß als eine persönliche abgethan wurde, wie Rentzel und andere Ministerialen beabsichtigten. Er verlangte eine schriftliche Erklärung, in welcher auch das ausgesprochen werden sollte, daß Rentzel sich jedes Angriffs auf die in den Glaubensbekenntnissen der evangelisch-lutherischen Kirche vorgetragenen Lehren enthalten wolle. Dieser gab eine solche Erklärung ab des Inhalts, „daß er nie eine Lehre bestreiten werde, welche klar und deutlich aber auch dem Gesammtinhalte der heiligen Schrift gemäß unwidersprechlich in der Bibel gegründet ist und in der Augsburger Confession klar steht.“ Doch seien „Lehrformeln“ nicht mit der Lehre für gleichbedeutend zu nehmen und auf das Bestreiten offenbar verderblicher Lehrformeln beziehe sich die Erklärung nicht. Da blieb freilich Spielraum genug! — Uebrigens hatte das Minist. eine Ansprache an die Gemeinden (gegen Rentzel) beschlossen, aber der Rathsbuchdrucker wollte sie nicht drucken. Man begnügte sich mit einer Erklärung an den Senat, der sich der Niederschlagung freute und bemerkte, in solchen Fällen stehe der Grundsatz fest, daß dem Minist. nicht

verstattet werden könne, ohne Genehmigung der „kirchlichen Regierungsbehörden“ etwas zu publiciren. — Sehr richtig urtheilte damals Senator Hudtwalcker: „Sichtbarlich scheint mir die Vorsehung bei den erstaunlichen Uebertreibungen und Unvorsichtigkeiten dieser Leute zu walten, und wir Anderen, die wir keinen von Menschenhänden gemachten Christum verehren, müssen uns nur hüten, in unserm gerechten Unwillen über solche Expektorationen nicht auch Blößen zu geben, die der Sache nur schaden. Daß das nicht leicht ist, habe ich freilich an mir selbst erfahren, schon mehr als einmal.“

Der zweite Akt des Rentzel'schen Streites fällt in das Jahr 1827 und zeigt schon einen sehr fortgeschrittenen Stand der Dinge. Schon erhebt sich aus dem Laienstande mehr als eine intelligente und gewichtige Stimme für den verachteten biblischen Glauben. Senator Hudtwalcker trat hervor mit seinem besonnenen und gediegenen Wort „über den Einfluß des sogenannten Mysticismus auf Wahnsinn und Selbstmord.“ Rentzel blieb nicht zurück, wie seine „freimüthigen Aeußerungen“ bewiesen, welche wiederum in der „Zuschrift eines hamburgischen Bürgers“ eine ebenso freimüthige Beleuchtung fanden, die obendrein von entschiedener geistiger Ueberlegenheit zeugte. Die wahre Lage der Dinge wird dort (S. 31) sehr gut so bezeichnet: „Nein, Herr Pastor, es ist nicht blinde

Anhänglichkeit an dem Altherkömmlichen, was so viele Menschen jetzt treibt. Auch kein Hang zur Gefühlsschwärmerei. Es ist ein wieder erwachtes Streben nach einer Sache, die wegen ihrer ewigen und inneren Wahrheit nie untergehen kann und sich, so gut wie aus den Fesseln des Katholizismus, auch aus der Zügellosigkeit des Abfalls immer wieder neu erheben und gestalten wird bis an's Ende der Tage. Ihr Herren sehet wohl, daß der Himmel roth ist, aber ihr irret euch in der Weltgegend. Es wird im Osten roth, nicht im Westen. Diese Reaktion geht mehrentheils von der frischen lebendigen Jugend aus — für uns liegt nichts Altherkömmliches in diesen Glaubenslehren, wir haben sie fast alle erst in späteren Jahren kennen gelernt. Wir wollen aber das uns auf eine beispiellose Art entrissene und vergeudete Erbe unsrer Väter wieder haben. Die Vertheidigung eines abgestorbnen in sich verknöcherten Dogmatismus gegen die Neuerer, wie sie vor 50 Jahren sich zeigten, ist himmelweit verschieden von dem, was wir bezwecken. Wir wollen unseres Orts selbst auch Neuerung machen, aber so etwa wie ein Hausvater, der sein im Kriege zerstörtes Haus neu, geräumiger und bequemer wieder aufbaut, und dieser unser Neubau wird nicht auf Sand gegründet. Mag er langsam vorrücken, mögen wir ersten Handlanger desselben unter der Last erliegen und

eure Füße uns zertreten. Der Bau wird vollendet werden.“ —

Auch Rautenberg wurde wieder angezapft. Seite 15 der angeführten Schrift sagte Rentzel: „Der ärgste unter den hiesigen Zeloten hat von seiner Kanzel gesagt, daß ein am Sonntage mit Arbeit, die nicht zum Sonntage gehört, verdienter Schilling schwerer auf dem Gewissen laste, als ein Thaler, um den man in der Woche Jemand betrügt.“ Auf schriftliche Anfrage berief er sich auf zwei Ohrenzeugen, worunter Professor Wegscheider aus Halle. In Wahrheit hatte die Predigt (vom 17. Trinitatis-Sonntag 1823) in Bezug auf „die Arbeit, die der Feiertag billigt“ auch Folgendes gesagt: „O, daß ihr doch merken wolltet, ihr Verächter des göttlichen Wortes und der heiligen und seligen Sabbathsstille, auf welchem bösen Wege ihr seid. Wie die Taubenkrämer und Geldwechsler dort das Bethaus zur Mördergrube machten, so machet ihr den Feiertag zu eurem Raubtage. Der Heller, den ihr auf so unheilige Weise verdient, wird auf euer Gewissen fallen, wie der Thaler, auf dem der Fluch des Diebstahls lastet. Man mag wohl am Sabbath Gutes thun, wie der Herr sagt; ihr aber thut Böses, denn es treibt euch nicht das Reich Gottes, sondern Eigennutz und ruchlose Gewinnsucht das Werkzeug in die Hand.“ — Vom „unheiligen“ Sonntagserwerb ist die Rede, wie ihn „der gottlose frevelnde Leichtsinn“ treibt, der wohl

gar auf die Feiertage schilt und flucht. Uebrigens zeugt die Predigt ebenso bestimmt gegen „pharisäisches Zwanggebot“ als sie die Sonntagsfreude gestattet. — Auch der Unterricht der Sonntagsschule wurde angegriffen, wo man die Kinder aus Teufelskindern zu Gotteskindern machen wolle durch den Glauben an Jesum und wo steif und fest gelehrt werde, daß der Mensch durch die Erbsünde „voll Maden und Moder“ sei. — Rautenberg rügte dies und Früheres kurz aber kräftig in einer kleinen Druckschrift: „Noten zu einigen Stellen“ u. s. w., welcher aber die Censur Schwierigkeiten bereitet hat. Er schließt mit der Erwartung, daß dies Hohnsprechen gegen die Grundgesetze der Kirche von Seite eines Predigers vor ein höheres Forum gehöre, vor dem es sich entscheiden werde, ob die Kirche aufgelöst und die Verpflichtung ihrer Diener eine Komödie und also ein Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte sein solle. — Man begreift nicht, wie dieselbe Censur, welche des Gegners Ausfälle gegen die Kirchenlehre und gegen Rautenberg's Person ungehindert durchpassiren ließ, auf solche Weise die Vertheidigung lähmen durfte. — An Pasquillen gemeinster Art war schon damals kein Mangel und selbst die Privatverhältnisse blieben nicht unangetastet. Das waren die Vorläufer der heutigen Zucht- und Zügellosigkeit der Lokalpresse, die immer zuerst und zumeist gegen das biblische Evangelium kämpft.

Auch seine Predigten waren zuweilen mit Censurlücken wie mit ehrenvollen Narben versehen, wie z. B. die Buß- und Bettagspredigt 1824 über 1 Joh. 1, 8 ff., die mit Eliasfeuer Hamburgs Sündengreuel straft und ein aufrichtiges Bekenntniß fordert, dann aber auch die vergebende Gnade nicht minder anzupreisen weiß. „Wenn Tausend und aber Tausend — seines Altars nicht mehr gedenken, geschweige denn ihm nahen, der Predigt spotten, die Bibel nicht mehr ansehen und kein Gebet mehr sprechen, ungehindert den Sabbath des Herrn zum Festtage der Eitelkeit und Fleischeslüste frevelnd mißbrauchen — wollen wir da sagen, wir haben keine Sünde? Wenn Müssiggang, Unmäßigkeit und Schwelgerei Straßen auf und Straßen ab ihre Höhlen haben, wenn die Habsucht ungescheut ihre Räubereien treibt — wenn die Buhlerei an offenen Plätzen wie in dunklen Gassen ihre übertünchten Gräber hat — wenn die Wollust unter Alt und Jung tagtäglich ihre Beute nimmt und die Buben auf den Gassen von den gebrochenen Ehen reden, wollen wir da sagen, wir haben keine Sünde? Wenn bei der Fackel des vierten Gebotes viele Elis, aber wenig Tobias (Tob. 1, 10), viele Absaloms aber wenig Josephs zum Vorschein kommen, wenn fromm Gesinde eine Seltenheit ist und fromme Herrschaft ein demanten Geschmeide, wenn Brief und Siegel schwache Bürgschaft sind für die Ehrlichkeit — wenn des Neides

hohle Augen aus allen Winkeln schielen und die Verläumderzunge alle Augenblicke in wildem Feuer durch alle Kreise jagt — wollen wir da sagen, wir haben keine Sünde? — Trägt auch ein Jeder noch im Stillen seine Schuld dazu, vielleicht die schwerste, wer wird dann anstehen zu bekennen: „So du Herr willst Sünde zurechnen, wer wird bestehen?“ — Eine Stadt wie Hamburg braucht solche Posaunenstimmen weit nöthiger als das liebe Brot. Sie werden auch jetzt nicht ganz verstummt sein, aber — wie will man denen predigen, die nicht mehr kommen und hören?! — Eine ganz eigenthümliche Aufregung und in Folge davon mancherlei Anfechtung verursachte bekanntlich die Predigt zum 300jährigen Verfassungsfest am Michaelistage 1828. Da hieß es gleich in der Einleitung: „Wolltest du nun, liebe Gemeinde, etwas einseitig und selbstsüchtig verfahren, so möchtest du wohl etwas unmuthig in deine Hütten gehen und deine Theilnahme an dem Feste verweigern. Denn für dich soll ja der Tag noch kommen, an welchem du Männer aus dir selbst erwählen kannst, zu bewahren deine Rechte und dein Heiligthum, und wenn du in diesem Stücke dich mit deinen Schwestern vergleichst, so möchtest du gar den eifersüchtigen Argwohn fassen, die Mutter habe dich 300 Jahre lang vergessen oder wohl gar verstoßen.“ — Doch solle man Neid und Argwohn fahren lassen, auch bedenken, daß die schöne evangelische Gemeinde-

ordnung, von frommen Vätern eingeführt, „denen wir kaum die Schuhriemen zu lösen würdig sind“, auch sonst nicht rein mehr strahle, sondern hinter schwarzem Gewölk stehe. — Zum Schluß aber heißt es, mit ächtem Luthers=Freimuth und männlichem Kraftwort, noch heute beherzigungswerth: „So will ich's kurz und und rund und ohne Hörner und Zähne sagen, wie ich's im hellen Sonnenscheine des göttlichen Wortes sehe: Wir Kinder Hamburgs sollten heute im Sack und in der Asche zu den Gräbern unserer Väter wallfahrten, daselbst Gott um Vergebung bitten, daß wir so viel verloren von dem, was Gott ihnen gab. — Der Glaube an das Evangelium ist aus den meisten Häusern entflohen und nur in wenige erst zurückgekehrt. — Die Liebe und die Freiheit, die beiden Elemente unseres Gemeindelebens, sind von den Vätern rein in den Stein des Glaubens gepfropft, wie sich's gebührt in der Christenheit. Aber beide sind schwer erkrankt mit ihrem Stamm. Eine Liebe, welcher die Treue fehlt und welche hin und wieder üppige Wasserzweige und leere Blüthen treibt; eine Freiheit, welche bald in Willkür und Sklaverei, bald in Ungebundenheit und Zügellosigkeit hinüberdorrt, weil das Gesetz ermattet ist, aus dem sie Saft und Kraft ziehen soll — das ist es, was wir zu beklagen haben sammt allen traurigen Zeichen daran, die wir in Menge sehen.“ (Der Censor hat hier wenigstens sein NB. ge=

macht, weil das „sehr leicht Anstoß gebe und mißverstanden werden könne", übrigens hatte er den Druck zugelassen). — Wir finden heute keinen Anstoß mehr an dieser Predigt. An einem Verfassungsfest und zumal in einer Republik ist auch der Prediger des Evangeliums zum Freimuth verpflichtet, soweit irgend die heilige Stätte es zuläßt, über die bürgerlichen Zustände nach ihrer nahen Beziehung zum Reiche Gottes sich auszulassen. Daß die Gemeinde St. Georg eben damals wieder um eine kirchlich-bürgerliche Verfassung supplicirt hatte, daß es vielfache Diskussionen darüber gegeben zwischen Rath und Kollegien u. s. w. — ist doch wohl keinem unbedingten Verbote gleichzuachten, darüber ein bedauerndes öffentliches Wort zu reden, daß noch immer nichts in der Sache geschehen. Von „Schmähung der Obrigkeit" hatte auch der Censor nichts entdeckt. Anders damals. Rautenberg mußte sich zur Vernehmung vor dem Polizeiherrn Dammert einfinden, resp. vor dem Aktuar Dr. Bartels, gab aber ausdrücklich seine Verwahrung zu Protokoll, daß ihm die Polizeibehörde nicht die kompetente Behörde für ihn als Mitglied des Ministeriums zu sein scheine. Aber der Senior wußte ihn nicht zu schützen. Hamburgs Kirchenverfassung war längst schon ein bloßes Anhängsel der bürgerlichen geworden, deren Grundlage sie einst gebildet hatte. Der Senior ermahnte nur zu größerer Vorsicht und Behutsamkeit, damit nicht

„die Ehre des ganzen corporis“ Schaden leide. Senatus gab am 9. October das Conclusum ab seines „ernstlichen Mißfallens“ darüber, daß derselbe sich nicht „entsehen“ habe in dem Texte seiner quaest. Predigt, „sich auf eine die hiesige Staatsverwaltung schmähende und übrigens die Erregung von Unzufriedenheit gegen die hiesige Obrigkeit und gegen die Staatsverfassung und Verwaltung offenbar geeignete Weise zu äußern.“ Nur in Rücksicht auf das zwar bedingte Imprimatur der Censur und weil Rautenberg sich die Folgen wohl nur nicht überlegt, übrigens aber keine bösliche Absicht werde gehabt haben, wolle man es bei diesem Verweise bewenden lassen; bei ähnlichem Falle werde man nach aller Strenge der Gesetze gegen ihn verfahren. In einer schriftlichen, sehr ehrerbietigen Zuschrift an den Senat bedauert Rautenberg, daß es zu solchem Mißverständniß seiner Worte gekommen sei, die um so weniger in böslicher Tendenz gesprochen worden, als er durchaus nur das kirchliche Gebiet dabei im Auge gehabt habe. — Hätte man übrigens damals deutlicher gewußt, was man feierte und worüber man zu trauern hätte, so stünde es jetzt vielleicht besser. Rautenberg hatte jedenfalls vor allen Unbefangenen bewiesen, daß ihm das Wohl seines lieben St. Georg nach allen Seiten hin am Herzen liege und daß er, der verrufene Mystiker, eines weit gesunderen und kräftigeren Freimuths auch in

irdischen und Verfassungsfragen fähig sei nach Oben wie nach Unten hin als die allermeisten „aufgeklärten" Herrn, deren Zorn sich wiederum in traurigen Pasquillen, um so trauriger, als sie humoristisch zu sein Miene machten, Luft verschaffte, wie z. B. in einer Bußepistel oder Dr. Bugenhagens Erscheinen am 29. September 1828 in Hamburg, wobei alle Kirchspiele, d. h. Hauptprediger gelobhudelt werden und nur der arme „Jürgen" auf fürchterliche Weise angedonnert wird und zu Boden fällt!

Auch die Feier des 18. October gab im folgenden Jahre 1829 Anlaß zu einer Censur-Maßregel gegen ihn. Er hebt an: „Mag's fruchten oder nicht, ich muß auch heute meine Predigt mit Klagen beginnen. Schon seit manchen Jahren liegt das lebendige Gedächtniß der großen Dinge, die Gott schon vor 16 Jahren an uns gethan hat, in letzten Zügen und athmet in der alljährigen Feier dieses Tages, wie Sterbende pflegen, noch so von Zeit zu Zeit einmal gewaltsam und kraftlos auf. Und schmählicher noch als dieses Hinsterben selbst, will's mich dünken, daß das so Wenigen gründlich wehe thut, so Wenige recht bitter reut. Ja, die Meisten verdrießt's fast, daß es nicht schon damit zu Ende ist. Oder haben sie Mitleid, die Guten, mit der lieben Erinnerung, daß sie sich so quälen muß, und hälfen ihr gern etwas rascher davon?" (Diese beiden Sätzchen sind durchstrichen.) —

Freilich seien die Verwüstungen des Feindes verschwunden, der Kriegsdonner schlafe, das Blut der Gefallenen, „der theure Preis unserer Freiheit“ — „nun die Erde hat das längst eingesogen — was sollen wir denn noch der alten Dinge gedenken! Das macht ja nur unangenehme Gedanken und dergleichen haben wir in der Gegenwart genug. Und wenn man dazu schon 15 Jahre jährlich einmal dafür gedankt hat (wieder ein Censurstrich). Wie hat es dahin kommen müssen? Wie können wir so Gottes unsres Heils vergessen? Darauf die Predigt über Matth. 22, 41 ff.: „Das ist der rechte Sieg, welcher Christi Feinde ihm zu Füßen legt.“ — Im zweiten Theil wird schön ausgeführt, daß wenn nur Alle das Herz voll hätten von Christi Siege und dessen himmlischen Früchten, das deutsche Volk noch heute so glühend und einmüthig lobsingen würde zum 16. Mal wie zum ersten Mal. „Aber auf den Bergen des Vaterlandes wird heute, wie schon längst, nichts brennen, das ist schlimm (der dritte Censurstrich). Auf den Altären und in den Herzen der deutschen Christenheit ist es kalt und todt und das ist entsetzlich. Einen Anblick zum Erbarmen gewährt jetzt der 18. October. Er steht da, ein gräßlicher Spott auf sich selber. Er ist in 16 Jahren ein sterbender Greis geworden, der nun auf Befehl sich seinem Alter gemäß zu gebärden sucht. — Irdischer Sinn vergißt gern, Selbstsucht mag nicht danken. Die

Meisten sehen und fühlen und haben nichts mehr davon, wofür sie danken sollen. Herr, „thu uns Blöden die Augen auf“, daß wir die heiligen Güter, die mit heiligen Waffen und Blutströmen deinem Reiche und uns erkauft sind, wieder erkennen, den Fluch des Undanks tilgen in tiefer Buße und dir wieder gereinigte Herzen und Lippen zum Opfer bringen an diesem Tage deiner Ehre und Herrlichkeit!“ — In seiner Eingabe an die Censur-Commission macht Rautenberg sehr richtig den Censor verantwortlich, daß er hier einen Angriff auf die Regierung sehe und also diese eben der Gesinnung verdächtig mache, gegen welche die Predigt gerichtet sei. Die Folgezeit hat dies Alles gerechtfertigt. Er hätte im Ausdruck milder sein können, das ändert nichts an der leider offenbaren Thatsache. Wahrlich, grade die Männer des biblischen Evangeliums wie Stein, Arndt, Perthes, Claus Harms, Mallet, Rautenberg und so viele andere, waren auch unsre besten und reinsten deutschen Vaterlandsfreunde und die Freigeisterei hat auch Deutschland vollends zerrissen.

In demselben Jahre hatte der Hauptprediger Wolff an der Katharinenkirche, ein geborner Braunschweiger, seine deklamatorischen Redeübungen, die er, der entschiedene Schauspieler, irrthümlich Predigten nannte, und als solche in Denkblättern herausgab, dazu angewendet, am Pfingstfeste der Gemeinde zu verkünden, die spätere christliche Kirche habe auf die Frage: Was

ist der heilige Geist, den Jesus verheißen hat? mit einem Wust von völlig unverständlichen Lehren geantwortet: er sei ein Theil des untheilbaren Gottes; eine dritte Person des einigen Wesens; nicht die erste, die zweite und nicht die dritte Gottheit, sondern jene beiden zugleich und doch nur eine Wirkung der beiden u. s. w. Die Antwort sei aber leicht: Der heilige Geist war nichts Andres, als der fromme liebevolle Sinn. Den Seelenzustand der Apostel nach dem ersten Pfingstfest nennt die Schrift den heil. Geist. Die Natur mit ihren Kräften brachte den heil. Geist in ihnen zur Vollendung, indem sie ihnen allen „die Vernichtung drohte"! Dabei wiederum Ausfälle gegen Diejenigen, welche statt des reinen Evangeliums „die Thorheit und den Unsinn finstrer Zeiten" lehren und „einen Wust von Grübeleien oder Satzungen als christlichen Glauben preisen, den kein Mensch, der nicht verrückt ist, wahrhaft glauben kann" — welche „mit finsterm unbrüderlichen, das Leben undankbar geringschätzenden Wesen oder gar mit heimlich es genießendem und öffentlich es verachtendem Treiben vom Teufel und von der Sünde sprechen — und von dem Blutvergießen, in dem sich ihr Bewußtsein des ewigen Verlorenseins bade!" — Endlich Aufrufe an Eltern, Lehrer u. s. w., auf ihrer Hut zu sein. Rautenberg forderte vom Stellvertreter des Senior, Dr. Rambach, die Anregung der Sache im Mini-

sterium, resp. die Zurücknahme solcher Aeußerungen von Seiten des Wolff. Freilich war das Zerwürfniß in dem Collegium so groß, daß auch ein weniger unbedingt den Frieden liebender Vorsitzender, als der treffliche Rambach, kein Resultat von solcher Anregung versprechen durfte. Hatte doch Wolff schon den Pastor Rußwurm im Lauenburgischen, wegen der Vorrede seiner Agende, in der Kirche öffentlich als Heuchler gebrandmarkt und das Ministerium hatte dazu geschwiegen. Senior Willerding ermahnte jetzt privatim unter „nachdrücklicher" Aeußerung seines Mißfallens den Wolff, sich solcher Angriffe künftig zu enthalten. Wolff's Vertheidigungsbrief war übrigens eine große Wehklage darüber, daß er nach Hamburg gekommen sei. Ein Weiteres, wie Rambach zu bedenken gab, werde nur den Kriegszustand im Ministerium vollends offenbaren, wie schon 1827 geschehen, und obendrein würde ein etwaiger Schritt gegen den Delinquenten die Ohnmacht des Ministeriums an den Tag bringen, dem keinerlei Strafmittel zu Gebote stehe und das ungestraft von Wolff dürfte verhöhnt werden!

So schritt Beides, Böses wie Gutes, unaufhaltsam neben einander fort. Aber es war sieg- und segensreiche Kraft zu spüren auf Seiten der Bekenner, deren Zahl und Muth rasch zunahm. Durch eminente Prediger, wie John und Wolters, die schon als Candidaten segensvoll gewirkt, kam der guten

Sache eine starke Hülfe. Auch die 1825 gegründete Sonntagsschule brachte übrigens bald zu ihrem vielen Segen einen unerquicklichen aber nicht unfruchtbaren öffentlichen Streit zu Wege, auf den wir mit wenigen Worten unten zurückkommen. Ja, unsres Freundes Laufbahn war die eines Gliedes und Werkzeuges der streitenden Kirche. Das war in Wahrheit sein ihm gewordener Beruf. Daß er selbst auch der Läuterung bedurfte und von dem großen Schmelzer stufenweise vollbereitet ward in diesen unablässigen Kämpfen, das hat er niemals verkannt und verleugnet und so trug auch das Streiten „eine friedliche Frucht der Gerechtigkeit" für ihn selber wie für Hamburgs Gemeinden. — Wir schließen diesen Abschnitt mit dem Zeugniß Dr. Wichern's in dem Beiblatt des R. Hauses. „Hätte dieser rechte Pastor sein Leben und Wirken beschrieben, er hätte zugleich die stille Geschichte des Reiches Gottes aufbewahrt, wie sie seit 50 Jahren in Hamburg sich hervorgebildet. Denn die Zahl der lebendigen Christenleute, die besonders bis um 1840 mit ihm in innerer Verbindung standen, war sehr groß. Ihnen allen war er ein Berather in ihrem inneren Leben. — Von den Kreisen der Reichbegabtesten könnten wir hinausweisen in das Bereich so vieler Gotteskinder im Handwerker- und dienenden Stande, die an ihm wie an ihrem Vater hingen — einen Horstmann, einen Vilep und wie sie weiter hießen, die damals aus dem Handwerkerstande wie Lichter leuchteten in der großen Hamburger Gemeinde."

Vierter Abschnitt.

Einzelheiten aus den 30 Jahren seines Wirkens in voller Kraft und Reife von 1830—1860.

Wir müssen uns begnügen, aus diesem reichen Felde eine kleine Aehrenlese zu halten, so gut sie uns gelingen mag.

Wir haben das Jahr 1830 hervorgehoben, mehr um der allgemeinen Wendung der Dinge willen in Europa, zum neuen Ausbruch des vulkanischen Feuers der Revolution, als um eines besondern Wendepunkts willen in unseres Rautenberg's Leben und Wirken, zugleich auch als Grenzpunkt seiner vollen Mannesreife. — Er trat in sein 40. Jahr. — Immer deutlicher tritt es als seine eigenthümlich hohe Begabung und Berufung seitdem hervor, daß er Kirchenmann und innerer Missionar zugleich ist. Die Sonntagsschule war Rautenberg's geistliches Lieblingskind und gewissermaßen die Mutter aller inneren Missionsthätigkeit in Hamburg und Gebiet. Die

städtischen Sonntagsschulen waren die nachgebornen Geschwister der vorstädtischen. Durch eine Ansprache an die Freunde des Guten, die auf die Menge der noch schullosen Kinder mittelloser Eltern hinwies, welche nicht in Armen- und Freischulen untergebracht seien, und auf die in England und Deutschland schon gestifteten Sonntagsschulen, ward es schon am 9. Januar 1825 möglich, mit etwa 60 Kindern den Anfang zu machen. Ein Sonntagsschul-Verein ward gebildet mit einem Comité von 8—10 Gliedern, Buchführer war Herr Oncken. Durch ihn kam auch der bedeutende Beitrag von 10 £ aus London, „das Angeld für das neue Werk", dessen er sich thätigst annahm. Unterrichtet hat Oncken übrigens niemals. Am Schluß des ersten Jahres waren schon 125 Knaben und 124 Mädchen aufgenommen worden, entlassen 88 Kinder; 7 Gehülfen und ebenso viele Gehülfinnen arbeiteten unentgeltlich mit Liebe und Treue. Die Oberaufsicht der St. Georger Schule lag in unseres Rautenberg's Händen, so lange er lebte. Die Berichte sind meistens von seinem Geist und seiner Hand entworfen nnd gehören zu den allerbesten und lehrreichsten dieser Art. Schon war 1828 auch in Barmbeck eine Zweigschule gegründet. Am besten schildern konkrete Fälle das Feld dieses Wirkens. „Noch immer kommen hin und wieder von sogenannten Tabackswinkeln und aus andern Fabriken Bursche von

18—20 Jahren aus eigenem Drange zu mir mit dem Wunsche, lesen und beten zu lernen und confirmirt zu werden. Im Herbste (1827) gesellte sich bei meiner Rückkehr aus der Kirche ein Bursche dieses Alters, höchst ärmlich gekleidet, auf der Straße zu mir und hatte ungeachtet seines schüchternen, gedrückten Wesens den Muth, mich anzureden. Stotternd und schluchzend bat er mich, ihm doch zu helfen, daß er auch zu Gottes Tisch gehen könne, wie die andern Kinder, die so eben zum Confirmationsunterricht versammelt gewesen waren.“ Der arme Bursch war von einem furchtbar harten Vater jeder Schule entzogen worden und arbeitete bei einem Schmidt. Junge Mädchen, bis zu 20 und 27 Jahren, die schon Mütter waren, begehrten Unterricht und Confirmation. Ein junger Fabrikarbeiter, der Vater eines solchen Kindes, dringt darauf, daß seine Braut confirmirt werde, damit er sie heirathen könne, da sie schon 20 Jahr alt sei. Aber rasch müsse das Ding gehen, sonst risse ihm die Geduld, und sie würden „nicht die Ersten“ sein, die uncopulirt lebten; nur sei ihm das „genirlich“. — Wohlhabende Eltern hatten eine jetzt 35jährige Tochter hinterlassen, die niemals unterrichtet und confirmirt worden und nun Tage und Nächte auf den Knieen lag und schrie, sie könne nicht selig werden und manche Tage lang nichts zu sich nehmen wollte, da sie nie zum Tisch des Herrn gegangen wäre. Für

viele solche und ähnliche Fälle mußte die Sonntags=schule selbst aushelfen oder der Privatunterricht der Sonntagsschullehrer. Selbst ein Mann von 39 Jahren und Vater von 5 Kindern, ein Säger, wird durch die plötzlich an den Tag gebrachte Thatsache, daß er niemals unterrichtet und confirmirt worden, so furchtbar afficirt, daß er anfängt irre zu reden und dann versucht, sogar vom eigenen Kinde sich unterrichten zu lassen, aber vor Unruhe Nachts händeringend umherläuft oder Tags zu Rautenberg in's Haus, bis er endlich geheilt und auf guten Weg gebracht wird. 1830, 8. März, heißt es: „Trügt mich nicht Alles, so ist das sittliche Leben im Allgemeinen bei uns noch immer im Sinken. Die Masse ist hier nicht auffallend hart und schwerfällig, sondern eher weich und beweglich in unserer Zeit. So gar schwer ist es nicht, sie augenblicklich zu erregen und in irgend eine Richtung hinzuziehen. Aber es mangelt dem flüssigen Geschlecht an aller Consequenz, an allem Ernst, an aller Treue und Beharrlichkeit. Wetterwendisch ist es, ein dünner, kraft= und saftloser Boden, in welchem der gute Saamen keine Wurzel faßt, der am Mittag etwa eine kümmerliche Pflanze treibt, sie jedoch vor Abend schon wieder auswirft. Heilsame Bewegungen haben in demselben das Schicksal der Glockenschläge in dunstschwangrer Luft. Sie erschüttern die nächsten Schichten zwar stark

aber dumpf, dringen nicht weit und verhallen bald. So ist es auch der eignen Regung ergangen, welche bei Eröffnung unsrer Schule in den geringen Ständen sichtbar ward." — Eltern von stumpfsinniger Unempfindlichkeit schlugen in sich und brachten ihre Kinder, lange vernachlässigte Kinder wurden unruhig und von innen gedrängt, nach Unterweisung zu fragen. Er nennt dies „ein Emporstrecken der Arme aus dem Sumpf des Verderbens." Sie lassen sich anschreiben (290 angeschriebene Kinder gab es 1829, späterhin etwa 600), kommen einige Sonntage und bleiben wieder fort. „Ihr Gewissen hat die Augen einmal halb aufgethan — um sie desto fester wieder zufallen zu lassen; bei Vielen hat's kaum einmal mit dem Augenliede gezuckt." Damals gab es ein Zehntel der Jugend, das 14 Jahre alt wurde, ohne je eine Schule betreten zu haben. Gegenüber dieser Verwilderung fragt er: „Können wir denn nicht helfen? Was hält uns, daß wir nicht zutreten und anfassen? Was hindert uns, gleich unsern Brüdern in London, Glasgow, New-York, Missionar zu werden für das mehr als heidnische Elend in unsern Mauern? — Wäre es denn so schwer, dafür einen förmlichen Besuch-Verein zu bilden, damit dies schöne Liebeswerk nach einer gemeinsamen Ordnung in's Leben träte?" Das Wort wurde die Anregung zu einem Werke, aus welchem wenigstens zum Theil auch Wichern's Rauhes Haus hervorgegangen ist und somit

ein Senfkorn von unermeßlicher Fruchtbarkeit. Rautenberg bezeugt, er könne an dem Segen dieses Sonntagschul-Werkes nicht den leisesten Zweifel behalten, wenn er nur einmal recht unbefangenen Auges und Herzens die 250 Kinder je etwa 10 und 10 um ihre frommen Wegweiser versammelt sehe. „Da stehen die Kinder doch einmal, wo sie sonst wohl noch nie standen und vielleicht nie stehen würden, nämlich in einer kleinen Gemeinde des Herrn, welche der Geist der Gnade und des Gebets bewegt. Da hören sie doch einmal recht beten, hören einmal aus frommen Lippen das Lob des Heilands anstimmen, werden einmal rein und kräftig angeweht von dem Geist der Liebe und des Glaubens und empfangen einmal das theure Gold des Evangeliums mit Ernst und heiliger Ehrfurcht. — Kann das ohne heilsamen Eindruck auf die Kinderseelen geschehen, ob's auch unser Auge nicht sähe? Aber mir treten schon die Ordnung, die stille, die leichte Lenksamkeit der Kindermenge, die doch großentheils aus den rohesten Kreisen der Gesellschaft zusammenströmt, als unzweideutige Zeugen der eignen Gewalt entgegen, welche der in den Unterweisenden lebende Geist der Zucht und Liebe über die jungen Gemüther übt." Einzelne Lehrer mit noch so großem pädagogischen Geschick vermöchten hier nicht, was das Zusammentreten einer größeren Schaar gleichgesinnter von der Liebe Christi entflammter Arbeiter

vermag." Damals gab es 27 (später bis 40) Lehrer und Lehrerinnen, darunter zwei bisherige Handlungsdiener, die sich zum Missionsdienst unter den Heiden entschlossen hatten und diesen Weg bald antraten; im Ganzen waren nun schon 6 Personen von den Sonntagsschulen zur Mission übergegangen. Etwas Verheißungsvolles lebte in dem Allen, bis 1834 Ultra-Lutherthum und Sektenwesen störend eingriffen.

Aus dem 7. Bericht 1832 hat schon Herr Past. Sengelmann einen interessanten Auszug gegeben. Da wird das Herabsinken des bessern Menschen mit dem Wohlstand zugleich meisterhaft geschildert. „So lange der Tisch noch so zur Genüge gedeckt ist, regt sich in Vielen, ich will nicht sagen, ein christliches Pflichtgefühl — denn dazu gehört mehr als Tausende meinen — sondern so ein honnettes Ehrgefühl, so ein edleres Streben, mit honnetten ordentlichen Leuten auf einer Schnur zu bleiben. — Da wird denn auch gesorgt, daß die Kinder zur Schule kommen und was lernen, als da ist: Lesen, Schreiben, Rechnen und zum Vierten, Fünften oder Sechsten auch Religion — mit dem ausländischen Wort, als eine ausländische Sache, hintenan gleichwie Französisch, Englisch. — Streift aber der Arm der Noth etwas tief über den Tisch, daß kaum Brot und Salz liegen bleibt — da ist alles Honnette und Edle mit einem Male hin, als wär's gestohlen. Mit ihrem Säckel ist auch ihre Seele in den Sumpf

gesunken und sehen wir sie nun entweder in trägem Unmuth sich hinstrecken, grollend mit Gott, oder auch sich zerarbeiten und zerplagen, ringen und zappeln, daß sie nicht zu Athem kommen. Nun mag die Ehre fahren — Bibel, Kirche, Abendmahl, Sonntag, Gebet, Schule, Kinderzucht — das ganze sittliche Leben der Leute schlägt sich nun wieder in die Leidenschaft des Magens und ihr ganzer Himmel schrumpft zusammen in eine Semmel. Alles Andre haben sie aufgegeben. Für sie giebt's keinerlei Ordnung mehr in der Welt, nur Auflösung, Anarchie, Verwirrung. Danach behandeln sie alle menschlichen Verhältnisse, danach auch die einzelnen Menschen. Innerhalb ihrer Kreise hält sie leider Niemand davon ab. Hier zerstören sie alle Ordnung völlig, und am letzten Scheit lodert das Gesetzbuch häuslicher Zucht und Sitte auf. Vom Greise bis zum Kinde, das am Boden kriecht, geht jedes seinen eignen Weg nach des bösen Herzens Lust; nur eine gemeinsame Aufgabe haben sie noch, Brot oder Geld herbeizuschaffen, und so viel Liebe noch, daß Eins dem Andern abgiebt — und das Gegebene mit Flüchen würzt! Genug, sie führen ein Leben, wie die Raben auf unsern Thürmen. Sie halten Nomaden-Campagne mitten in unsern Gassen und ihr Aufenthalt ist ein schauriges Zigeuner-Bivouac mitten in einer christlichen Stadt. Ich habe die Farben für diese Schilderung nicht zu grell genommen — sie berührt noch lange

den Abgrund des Verderbens nicht, in welchem bereits Hunderte von Familien liegen. — Bauet nur diesen Versunkenen die schönste Schule vor die Thüre, ihre Kinder werden den Weg darüber hin durch Fenstern oder Ziegeln finden. — O fürwahr, Freunde, wenn der Geist christlicher Gemeinschaft und Zucht nicht besondre, starke Dämme gegen diesen reißend wachsenden Strom des Unheils aufführt, so mögen wir 10 Schulen in jeder Gasse errichten — ein großer Theil des aufkeimenden Geschlechts wird doch nicht viel besser sein, als wäre er aus den Hottentotten eingewandert.“ — Man lese in demselben Bericht die herrliche Erzählung von dem 19jährigen Jüngling, an dem der Knochenfraß zehrt, im Stuhle mehr hängend als sitzend, rechts und links eine Krücke, klein, hager, zusammengedrückt wie von einer zornigen Riesenhand, alle Glieder unsicher an einander schwankend und bebend, aber mit zwei hellen, freudigen, geistigen Augen in dem zarten, kleinen, kranken Angesicht; neben ihm standen Mutter und Großmutter, einsame Wittwen, in tiefster Armuth, aber nicht Sorglosigkeit, die lebendigen Trümmer einer angesehenen Familie in Altona, durch die Schuld der Männer in's Elend versenkt. Der arme Knabe hatte zu Himmelfahrt bei'm Hinausziehen nach der Vorstadt zum ersten Mal Gottes schöne Welt gesehen am offenen Fenster und in Thränen ausbrechend gerufen: O Gott, wie herrlich! Könnt' ich auch einmal hinaus-

gehen in die schöne Welt Gottes! — Da weinen sie mit ihm, aber er läßt sich bald beschwichtigen. Nur einen Lehrer wünscht er, um dann auch das Mahl des Herrn feiern zu können. Die Mutter kommt zu Rautenberg und hat den Gang nicht umsonst gethan. Ein Sonntagsschullehrer und noch ein andrer haben ihn in verschiedenen Gegenständen, vor Allem in der Hauptsache mit unermüdeter Liebe unterrichtet. Seine Seele glühte in der Liebe zu seinem Heiland. Er klagte nie, richtete vielmehr die Mutter auf. „Gewöhnlich ist eine eigene höhere Heiterkeit über sein immer mehr erblassendes, ich möchte sagen, immer durchsichtiger werdendes Angesicht ergossen. Seine Züge verklären sich, wenn man mit ihm redet von dem was droben ist.“ — Wie unzählige Seelen werden droben unserm Rautenberg zu danken haben, daß er ihnen zum Ziele durchgeholfen.

Der Schriftwechsel zwischen Diakonus J. Müller an St. Catharinen und Rautenberg über die Hamburger Sonntagsschule fällt noch in das Jahr 1827. Der erstere widersprach als Mitinspektor des Armenschulwesens, welches damals 4000 Kinder in Stadt und Vorstadt umfaßte, den Angaben Rautenberg's in Bezug auf die circa 800 Kinder, die ohne Unterricht seien. In St. Georg und dem Stadtdeich gebe es nur 222 arme Familien, also nur etwa doppelt so viele der Freischule bedürfende Kinder u. s. w. Rau-

tenberg in seinen „beruhigenden Nachweisungen über die Hamburger Sonntagsschule", Lübeck bei Aschenfeldt (er hatte in Hamburg das Imprimatur nicht erlangt), weist unter Anderem nach, daß es viele weit Dürftigere gebe, als die auf den Listen Stehenden und ähnliche Verhältnisse werde es in der ganzen Stadt geben. Die Anzapfungen in Bezug auf die Unterrichtsweise der Sonntagsschule werden durch Berufung auf die vortreffliche alt-hamburgische Schulordnung entkräftet, die Insinuationen heimlicher Zwecke mit Unwillen zurückgewiesen, das Alles mit seiner gewohnten Schärfe und Lebhaftigkeit, die damals einen ungenannten bejahrten Christen zu einer wahrhaft väterlichen Ermahnung im Stillen bewog, welche gewiß gute Frucht getragen hat. Er führte aber, wie mit Recht gesagt worden, gerade auch in diesem Streit „die Sache des armen Volks" und der Seelenrettung durch's Gotteswort gegen die Widersacher. Diese charakterisirten sich vielleicht nirgend schärfer als in dieser Angelegenheit. Rentzel gab 1826 ein Gutachten über die Sonntagsschule bei dem Ministerium ein, des Inhalts: Diese Sonntagsschule verdirbt offenbar unsere Kinder, verdirbt, was die Lehrer der Armenanstalt gut machen. Rautenberg habe es bei dem öffentlichen Examen den Kindern eingeprägt, daß von einer Würdigkeit des Menschen vor Gott und einem Verdienen seines Wohlgefallens nicht die Rede sein könne. Das könne bei trägen und gefühl-

losen Kindern nur schlimme Folgen haben. „Mit großem Recht nenne ich also die Sonntagsschule eine verfluchte Einrichtung." Sämmtliche Direktoren und Lehrer seien Kopfhänger und Mystiker und unbewußte Werkzeuge der Jesuiten. Des Seniors Antrag, daß sich das Ministerium mit der Sache befassen solle, auch wegen des „Methodisten" Oncken, wurde von anderer Seite energisch zurückgewiesen.*) Eine gute Frucht des Streits war auch die Erweiterung der Armenschulen und eine nicht weniger gute, daß die Sonntagsschulen sich Bahn brachen. Wohl waren die Jahresfeste, bei denen Stadt und Vorstadt zusammenwirkten, im alten Schneider-Amthause, unserem Freund „besondere Jubeltage und sein Angesicht leuchtete, wenn er seine Pflegemutter am Arme führend in den gefüllten Saal eintrat." — Wie wichtig und segensvoll dieses Feld für

---

*) Pastor Hübbe erklärte: Ich glaube, wir hätten in der Stadt genug zu thun, die Schulmeister im Zaum zu halten, welche zum Theil einen sehr unerbaulichen Lebenswandel führen und dadurch mehr Schaden stiften als ein Methodist mit seinen Uebertreibungen. Auch gehört der höchst dürftige Unterricht in der Religion am Johanneo hierher, worüber die Klage allgemein und gegründet ist. Mutzenbecher weist jede Einmischung des Ministeriums als verfassungswidrig zurück, die von Leuten beantragt werde, die mit unermüdeter Betriebsamkeit Pastor Rautenberg's treuer und trotz aller Anfeindung von Gott reich gesegneter Wirksamkeit entgegenarbeiten.

die Entfaltung der Kräfte jüngerer Theologen geworden ist, erhellt einfach daraus, daß unser Wichern $1\frac{1}{2}$ Jahr Oberlehrer gewesen ist, bis er 1833 im November sein Rauhes Haus bezog und daß die Thränen der Kinder bei'm Abschiede bezeugten, wie lieb sie ihren Lehrer hatten. Ihm folgte Pehmöller, der von dort nach Berlin an's Missionshaus abging und später als Superintendent nach Afrika, nachdem er für die Heidenmission auch seines Theils in Hamburg die Liebe geweckt hat. Er hing an Rautenberg mit der vollen Liebe eines geistigen Sohnes, wie seine Briefe aus Berlin davon rührenden Beweis geben. Raabe, der liebe, sinnige, treue Mann folgte, der als Pfarrer im Mecklenburgischen Gebiete so früh heim gerufen wurde, hernach Wendt, der theure Freund und begabte Theolog, der treue Seelsorger, voll Verständniß und voll Theilnahme für alles Hamburgische, zu dem Rautenberg auch im innigsten väterlichen Verhältniß stand, als Prediger der Katharinenkirche schon vor ihm heimgegangen 1862 unter den Thränen Vieler aus allen Kreisen der Vaterstadt. Eine Zeit lang arbeitete hier einer der vom Verein für innere Mission angestellten theologischen Oberhelfer. Pastor Köster, jetzt Prediger in Rautenberg's Geburtsort, gehörte auch zu den Oberlehrern dieser Sonntagsschule. Pastor Sengelmann hat hier die Vorschule gemacht zur Verwaltung seines Predigtamtes an dem kolossalen Kirchspiel St. Mi-

chaelis, wo er noch in vollem Segen wirkt, gleichfalls wie Rautenberg Kirche und innere Mission in sich vereinigend, wovon sein Asyl in Alsterdorf Zeugniß giebt. Endlich ist Pastor Gleiß, der geborne Holsteiner, aus seiner Stellung an der vorstädtischen Sonntagsschule in die Thätigkeit der inneren Mission übergegangen, Rautenberg's treuer Mitarbeiter geworden, und steht jetzt an seinem schönen Stifts-Kirchlein als ordinirter Prediger noch immer der freilich zum Kinder-Gottesdienst umgewandelten Sonntagsschule vor, die aber auch in dieser Gestalt nicht aufgehört hat, gesegnet zu sein. In reichstem Segen und mit wahrhaft hingebender Treue wirkt der Bruder des Rauhen Hauses, Stadtmissionar Irwahn, Rautenberg's Stütze in seinem hohen Greisenalter, auf dem Stadtdeich und anderen Gebieten der gewesenen Vorstadt. Das ist eine Pflanzung des Herrn geworden, die weit und breit ihre Zweige über das Land getrieben hat. Eine Kapelle auf dem Stadtdeich oder in dessen Nähe ist jetzt im Werke. Von den städtischen Sonntagsschulen hier zu reden, gebricht leider der Raum. — Ein näheres Verhältniß bewahrte Rautenberg von jeher zu den Predigern des Landgebietes und das war ihm eine seiner liebsten Erholungen, auf den jährlichen Bergedorfer Conferenzen, die er veranlaßte, die lieben Amtsbrüder, die in Einem Geiste mit ihm wirkten, beisammen zu sehen. Da ging es frisch und fröhlich

zu, weil der ernste Beruf keinem als drückende Last auflag, sondern zugleich die höchste Freude war, und davon zeugte ja sein ganzes Wesen je länger je mehr. Auch die Zusammenkünfte mit Lübecker und Lauenburger Kollegen in Mölln oder Ratzeburg half er beleben und erhöhen.

Christliche Kirche und christliche Schule bildeten, schreibt uns einer der Herrn Schullehrer aus Rautenberg's Inspektion, nach seiner innigsten Ueberzeugung ein organisches Ganze. Jene betrachtet er als die Mutter, berechtigt, diese, die Tochter, zu überwachen, zu leiten und vor Ausschreitungen zu warnen. Seine Grundanschauungen waren und blieben christlich-konservativ, so wenig er auch nach Gemüthsart und Ueberzeugung sich zu irgend einer Art von „Chinesenthum“ jemals hinneigte, sondern ein Lebendiger und „Werdender“ blieb bis in's hohe Alter. Prediger und Schullehrer in christlicher Gesinnung und Ueberzeugung im vollkommensten Einklange, das erschien ihm als die nothwendigste Bedingung, Schule und Gemeinde zugleich sittlich und religiös zu heben, als das Grundprinzip jeder christlichen Schulordnung. Daher widmete er mit Leib und Seele dem Gedeihen der Schulen einen so großen Theil seiner Zeit und seiner Thätigkeit. Daher betrachtete er auch die angestrebte neue

Schulordnung mit Mißtrauen, und sah in ihr einen Schritt weiter zur Untergrabung der christlichen Fundamente. „Und ohne Zweifel, hätte man ihm das Inspektorat über die Schulen der St. Georger Gemeinde genommen, man hätte ihm damit den Sarg vor die Hausthüre gestellt.“ Eine solche Kränkung — eine solche Beschränkung zumal seiner Wirkungssphäre — hätte der Mann, der sich bewußt war mit Darangebung der eigenen Seele dies große Gemeindewesen geistig zu beseelen, wie kein anderer das vermochte, auf die Dauer nicht ertragen, selbst wenn der Geist der neuen Einrichtungen ein besserer gewesen wäre, als es muthmaßlich der Fall war. Die Schullehrer schlossen sich ihm um so vertrauensvoller an, als er jedem ohne Unterschied des religiösen Standpunktes in traurigen wie in frohen Tagen ein theilnehmender Freund, ein erfahrner Rathgeber, und wenn es Noth that, auch ein bereitwilliger Fürsprecher und Helfer war. Er kämpfte stets gegen die allzu große Zahl zu ertheilender Schulkoncessionen, damit nicht durch die Menge der Schulen alle Lehrer nur ein kärgliches Einkommen hätten. Auch wünschte er eine unabhängige Stellung des Lehrers den Eltern gegenüber, damit derselbe nicht vor ihnen zu „kriechen“ habe. Wie oft griff er auch unaufgefordert zur Feder, um den einen gegen ungerechte Angriffe zu schützen, dem andern durch seine gewichtige Verwendung eine bessere Lebens-

stellung zu verschaffen, dem dritten in kranken Tagen hinreichende Mittel zu einer kostspieligen aber nothwendig gewordenen Kur oder Badereise auszuwirken. Alle geistlichen Spenden ertheilte er ihren Familienkreisen unentgeldlich und wenn ja einmal der Widerspruch eines skrupulös Gesinnten laut werden wollte, so wußte er ihn mit dem Kernspruch zu beschwichtigen: Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Von seinem Wohlwollen in dieser Beziehung blieben um der Lehrer willen selbst die Dienstboten derselben nicht ausgeschlossen.

Darüber ist nur Eine Stimme, daß seine ganze wunderbare Anziehungskraft magnetisch ausströmte, wenn er unter die Kinder trat. Da gab es freudetrunkene Blicke und ausgereckte Hände und Händchen, da gab es ein stürmisches Willkommen und wie aus Einem fröhlichen Munde tönte das „Morgen" oder „Tag" (das „Gute" verstand sich von selbst), „Herr Paster!" Da ging ihm selbst das Herz auf und der ernste Haushalter über die Geheimnisse Gottes wurde zum Kind unter den Kindern. Einmal im Jahre hielt er in jeder Schule die Prüfung ab. Doch kam er auch sonst, so viel er konnte. Er verweilte dann wenigstens 3 Stunden, oft 4—5 Stunden und zeigte seine genaue Detailkenntniß, seine große Umsicht und die Schärfe seiner Beobachtungsgabe. Ihm entging weder die äußere Lage und Einrichtung der Klassen-

zimmer, noch die Zahl der Schüler, die Beschaffenheit der Schulgeräthe, die Temperatur und Lüftung, und mancher praktische Wink ward gelegentlich gegeben. Der Stundenplan wurde durchgesehen und sorgfältig erwogen. Obwohl er seine wohldurchdachte Ansicht entschieden geltend machte und die angeborne geistige Herrschergabe nicht leicht verleugnete, so wird ihm doch das Zeugniß gegeben, daß er Widerspruch mit Gegengründen zu ertragen vermochte. Auch wenn der religiöse Standpunkt des Lehrers ein anderer war als der seinige, ließ er sich dadurch nicht zur ungerechten Beurtheilung der Leistungen hinreißen. Intoleranz war überall nicht seine Sache, wo er als Mensch dem Menschen gegenüber stand. Er schätzte den gewissenhaften, redlichen Menschen, wie und wo er ihn fand. Er trug zumal die Schwachheit und Beschränktheit mit vieler Geduld und freundlicher Nachsicht. Der Elias auf der Kanzel und im Amtskleid offenbarte sich in der Seelsorge und im Leben als der weitherzige und klar in's Menschenherz blickende liebende Mitpilger, als der brüderliche und väterliche Freund und der „Mithelfer zur Freude“ für die Vielen. Bei den Prüfungen selbst verfolgte er jeden Gegenstand, wie vaterländische Geschichte, mathematische Geographie u. s. w. mit dem lebhaftesten Interesse, wie sein vielseitiger Geist es ihm eingab und neuer Reiz, neue Anregung strömte jedesmal auch auf Lehrer und Schüler über.

Von Erschlaffung und Mattigkeit niemals eine Spur. Mit pädagogischem Takte beachtete er sowohl Inhalt als Methode. Am liebsten knüpfte er in den Elementarklassen eine Unterhaltung mit den Schülern an und fesselte sogleich ihr Interesse, wenn er auch nicht lauter „Muster-Katechisationen“ nach neuester Methode abhielt. Die schriftlichen Ausarbeitungen sah er gewissenhaft durch und hob die besten hervor. Die Probelektionen der Schulamtsbewerber nahmen ihm auch manche Stunde, niemals unter vier Stunden, fort; denn er ging gründlich zu Werke, alles Oberflächliche war ihm ein Gräuel. Der Landherr trieb wohl einmal zur Eile, wenn Rautenberg noch länger prüfen wollte. Daß sich beiläufig die Zahl seiner Confirmanden in späteren Jahren mehr und mehr verminderte, das hatte sehr ehrenwerthe Gründe. Er nahm keine Meldungen an als von Eltern oder Lehrern; er litt nicht, daß die Schule deßhalb versäumt wurde; er forderte einige Fertigkeit im Lesen und Bekanntschaft mit Luther's Katechismus und mit manchen Bibelsprüchen und Gesängen; endlich griff er auch wohl durch und schloß manchmal einen rohen, unreifen Burschen von der Confirmation aus.

Ueber Alles galt ihm die geistliche Musik und der Gemeindegesang als höchstes kirchliches Bildungs- und Erbauungsmittel nächst dem Wort und

Sakrament. Bei den Collekten und Responsorien, schreibt ein Sachkundiger, wußte er stets seinen Anfangston auf das Korrekteste zu finden, die Orgel mochte übrigens eine Tonart spielen oder aus einer in die andere transponiren, wie sie wollte. „Wer unter seinen Kirchgängern und Gemeindegliedern erinnert sich nicht mit innerem Wohlgefallen der ergreifenden Apel'schen Antiphonien, die er einführte, da er z. B. mit Begleitung der Orgel zur Weihnachtszeit so innig und auch zugleich so taktfest sein: Ein Kind ist uns geboren, Hallelujah! sang. Wie seelenvoll und andachtsvoll war sein Altardienst! Wie würdevoll seine Abendmahlsfeier! Die heilige Handlung, Orgel, Gesang und Collekte griffen hier so in einander, daß auch die Zuhörer reich erbaut wurden." — Vorzugsweise begünstigte Rautenberg die rhythmischen Choräle, nach Dr. Layriz, und ein Hochgenuß war es allemal für ihn, wenn er dieselben mit Korrektheit vortragen hörte. Seine Lieblingsgesänge waren: Eine feste Burg — Es wolle Gott uns gnädig sein — Gelobet seist du, Jesus Christ — Schmücke dich, o liebe Seele — Wachet auf, ruft uns die Stimme — Jerusalem, du hochgebaute Stadt — Wir glauben all' an Einen Gott. Daß er ein Meister war in der Anordnung auch eines musikalischen Theils des Gottesdienstes, das hat er besonders bei der ersten Sekularfeier der St. Georgskirche am 26. Oktober 1847 bewiesen,

deren Programm er entworfen hat. Eigenhändig schrieb er dazu aus den Werken alter berühmter Komponisten, als Palästrina, das „Ehre sei Gott dem Vater" u. s. w. und wußte diese Antiphonie sinnig mit seiner tief ergreifenden Predigt zu verflechten. — Wie hoch hielt Rautenberg seinen Gemeindegesang! Oft stand er in seiner Sakristei und horchte mit innerem Wohlgefallen auf die Taktfestigkeit, die sich nicht wankend machen ließ. Gesang und Predigt bildeten ihm stets Ein Ganzes und die Predigt nahm sehr häufig Bezug auf das Gesungene. So war ihm auch der Schlußvers nicht ein bloßes Signal des Ausgangs, sondern der Schlußstein seiner Andacht, davon er jede Störung fern zu halten suchte. Die Vervollständigung seiner „lieben Orgel" in den fünfziger Jahren fand bei ihm die lebhafteste Theilnahme und Unterstützung und sein Bildniß in ihrer Nähe hat einen wohl geeigneten und wohlverdienten Platz erhalten. Jede Verbesserung, jedes Geschenk für seine liebe Kirche war ihm unendlich viel wichtiger und werther als Alles, was ihm selbst oder seinem (beiläufig sehr baufälligen) Hause zu Theil wurde.

Eine eigenthümlich schwere Anfechtung ward für unsern Freund die 1838 in Anregung gekommene, 1839 verwirklichte **Anstellung eines zweiten Pre-**

digers zu St. Georg. Nicht ohne seine entschiedene Mitwirkung, wie wir gesehen, war 1834 die Vorstadt wirklich zu einem besondern Kirchen-Collegium gelangt, aus acht Vorstehern und ebenso vielen Adjunkten bestehend unter den zwei Senatoren, welche Landherrn der Vorstädte waren, als Patronen und die ehemalige Hospitalkirche St. Jürgen war dadurch vollends in die Reihe der selbstständigen Parochialkirchen Hamburgs eingerückt. Die bei dieser Veranlassung gehaltene und herausgegebene Predigt zeigt, wie freudig Rautenberg diese Errungenschaft begrüßt hat. Schon 1729—1779 hatte übrigens die Kirche neben dem Pastor auch einen Diakonus gehabt, an dessen Stelle später, weil angeblich zwei Prediger von diesem Amte nicht leben konnten, eine Anzahl von Candidaten die Nachmittagspredigten hielten, während der Pastor nur den Hauptgottesdienst verwaltete. So war es bisher geblieben. Jetzt erklärten sich die Vorsteher bei der bedeutenden Einwohnerzahl von 10—11,000 Seelen nicht ohne Grund für das Bedürfniß einer Wiederbesetzung der zweiten Predigerstelle. Rautenberg wurde vom Senate aufgefordert, sich darüber auszusprechen, jedoch erst nachträglich. Wir erfahren aus seinem Memorial bei dieser Gelegenheit unter Anderem, daß die Zahl der Gebornen 1837 schon 435 betrug, die Zahl der Copulirten 142. Obwohl die Vorsteher von Abnahme des Kirchenbesuchs reden, betrug die

Communikantenzahl noch 3150, während z. B. in St. Pauli bei fast gleicher Einwohnerzahl es nur 1226 Communikanten gab und in St. Michaelis von 36,000 Einwohnern nur 7,800 den Altar besuchten. Sechs bis sieben Jahre hatte etwa „der stürmische Zudrang“ zu Rautenberg's Kanzel gedauert, „der erste Tumult der Neugierde“ — so nennt er es selbst — aber die konstante Zuhörerzahl war auch nach 17 Jahren immer noch so bedeutend, wie die irgend eines andern Predigers; selbst in den Betstunden des Donnerstags predigte er nie vor leeren Bänken. Die Ansicht Rautenberg's ging im Allgemeinen dahin, daß kein dringendes Bedürfniß augenblicklich vorliege für Berufung eines zweiten Predigers und daß bei dem Vorstande, der sich nicht eben durch kirchlichen Eifer auszeichne, allerlei weniger löbliche Motive mitgewirkt hätten. Zumal was den ausgesprochenen Wunsch betreffe, daß auch die Vormittagspredigten abwechseln sollten, so wolle man eben nur „Abwechselung“ und nichts mehr bezwecken. Für das Auskommen von zwei Predigern sei nicht ausreichend gesorgt. Es ist wohl keine Frage, daß von vorn herein die Absicht war, einen rationalistischen Prediger unserem Rautenberg an die Seite zu setzen, wie der Erfolg ohnehin bewiesen hat. Auch öffentliche Stimmen sprachen sich daher so aus, daß man in Rautenberg einen Seelsorger und Prediger besitze wie wenige Gemeinden, und daß nichts daran liege, wenn

man noch einen „Kanzelredner" in den Kauf bekomme, „diese ganz neue Sorte Kirchenbeamter, von welchen in der Bibel nichts steht und mit welchen keiner Seele für das ewige Leben geholfen ist. So bleibt der entsetzliche Zustand und das ganze Heidenthum und unser jetziger Pastor, wenn ihm auch einige Taufen und Trauungen abgenommen werden, hat doch dieselbe Arbeit mit dem Gehen nach den verlornen Seelen" (Unterhaltung über die Predigerwahl zu St. Georg, 1839). Es geschah, wie vorauszusehen war. Am schwersten ward es Rautenberg, auch die Hauptpredigten zur Hälfte abzugeben. Seinem natürlichen Menschen war durch dies Alles ein Joch auferlegt worden, gegen das er sich lange schmerzlich, im Anfang ohne Zweifel allzu ungestüm gesträubt hat, welches aber je länger je mehr sich als sanftes Joch dessen erwies, der auch zu ihm wie zu uns Allen den Ruf ergehn zu lassen nicht müde wurde: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen." — Er hat später gelernt, nicht mehr zu murren, selbst als ein Prediger ihm zur Seite trat, der die größere Zahl der Gemeindeglieder für sich gewann, als Kirchenbesuch, Taufen und Copulationen sich für unsern Rautenberg bedenklich minderten, als auch die Zahl der Confirmanden

abnahm. Ja, dem heimgegangenen Freunde waren in seinem Leben „schwere und demüthigende Erfahrungen“ nicht erspart. Der Kreis um ihn her schwand, starb aus, jüngere Wahrheitszeugen bildeten neue Kreise. Das alte, gemüthliche, ländliche St. Georg war endlich zur vornehmen, großen, glänzenden Stadt geworden, der die Kraft eines alternden Mannes nicht mehr entsprechen konnte. „Aber es war eine wahre Erbauung, den theuren Pastor Rautenberg auch über diese Erfahrung reden zu hören in dem Geiste dessen, der auch ihm gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen. Er wußte, daß er in Christi Namen gesäet und wußte, daß das Gedeihen und die Zeit der Erndte in des Herrn Hand liegt. Deßwegen ermüdete er nicht, sondern wurde im Geist immer jugendlicher, jemehr das Alter seiner Jahre im Leiblichen ihm empfindlich wurde.“

Die Cholera und die Feuersbrunst wurden mächtige Missions- und Heroldsrufe durch ihn, wie sie es sein sollten. Er ließ Luther's Sendschreiben wieder abdrucken: Ob man vor dem Sterben fliehen möge? als „Beitrag zur geistlichen Rüstung gegen die Cholera.“ In der Vorrede sagt er: „Daß ich nicht meine, es sei Befangenheit in den unaufgeklärten Ansichten seiner Zeit, wenn Luther die Pest eine Strafe

Gottes und eine Wirkung des Satans nennt, darf ich wohl nicht erst versichern. Nur die flach raisonnirende, naseweise Unwissenheit kann die Wahrheit zu leugnen sich unterfangen, daß alles Uebel aus der Urwurzel des Bösen stammt und in der Hand des gerechten Gottes eine Ruthe der Zucht für uns Sünder wird nach der heiligen Schrift." Auch das trug ihm höhnische Anzapfungen ein, ja über solche Finsterniß wollte man fast verzagen. Eben deßhalb durfte die Hand Gottes nicht ruhen. Hamburg ist mit Züchtigungen heimgesucht worden vor andern Städten. In der Pfingstpredigt des unvergeßlichen Brandjahres 1842: Der Herr im Feuer, das unsre Stadt verheert, heißt es: „Wer auf dem schaurig rothen Blatte des Schicksals, das uns der Herr am Himmelfahrtsfeste aufgeschlagen hat, keinen Spruch des ewigen Richters liest über unser Tichten und Trachten, Thun und Lassen, der ist übler von Gott berichtet als viele Heiden. Sein Gott ist nur ein Gott der Natur, nicht der in Christo berufenen Gemeine. — Die brennende Stadt, ein Anblick, den wohl kaum einer ihrer Bewohner sich je vorher ausgemalt, hat indeß bei Manchen diesen Traum verscheucht und mancher Mund, welcher sonst leugnete, daß Gott Richter auf Erden sei, hat schon, auf die Flammen zeigend, bekannt: Das ist Gottes Gericht." Da werden die Aussprüche der Propheten Israels über Juda und die Städte der Heiden auf-

geführt als Zeugnisse über das brennende Hamburg. „Grade die Gassen, in welchen vorzugsweise die Eitelkeit ihren Schmuck und die Prunksucht ihr Geschmeide nahm, liegen nun in Asche. — Wer will nicht bekennen: Ja, das ist des gerechten Gottes Sprache! Und wen schlug's nicht zu Boden, wenn er am herrlichsten aller Feste unsres Herrn, am Tage seiner Himmelfahrt, schon tief betrübt über das weltliche Getümmel, das von jeher diesen Tag entweiht, bei dem schaurigen Flammenscheine des hohen Doms, den ernsten Spruch des Gottes, der sich nicht spotten läßt, vernahm: Werdet ihr mich nicht hören, daß ihr den Sabbathtag heiligt, so will ich ein Feuer unter ihren Thoren anstecken, das die Häuser zu Jerusalem verzehren und nicht gelöscht werden soll (Jer. 17, 27). — In schwarzer Schrift wollten wir's nicht lesen, so hat der Herr es uns denn in rother fürchterlich zu lesen gegeben, wie ernst sein Zorn über alles ungöttliche Wesen sei, welches unsere Herzen an die Erde schmiedet." — „Viel tausend Wohnungen sind nicht mehr, aber Raum zum Knieen und Händeaufheben vor dem Herrn blieb Jedem, und wär's auch mitten in den Trümmern. Macht sie zur Betschule, Hamburgs Kinder! — Fünf Bethäuser fielen, kein Haus der Lust. Deutet damit nicht der Herr, daß wir sollen die Spielhäuser zu Bethäusern machen? — Das offenbar sündliche und seelenverderbliche Wesen darf Keiner

ruhig fortdauern sehen, der nicht sträflich Gottes Ruf überhören und brennen lassen will, wo er löschen und helfen soll. Es werde nicht länger geduldet. Ein feuriger Krieg erhebe sich gegen alles Böse. Und neben diesem Kampfe zugleich eifriger und treuer mitbauen an allen öffentlichen Herbergen christlichen Sinnes, mitpflegen jede Pflanzung des himmlischen Vaters, das ist unser Beruf auf dem frei gewordenen Boden des gemeinsamen Lebens." — In den eilfertig errichteten Hütten der Abgebrannten bewährte sich der treue Hirte und was er jemals geleistet in geistlicher und leiblicher Sorge, Pflege und Vermahnung, das überbot er noch in diesen Wochen und Monaten, da ein Drittel von Hamburg in Trümmern lag und da die immer noch ausbrechenden Flammen selbst innere Mission trieben und manches steinharte Herz zum ersten Male beten lernte. Er hatte damals wackere Helfer z. B. die Candidaten Wendt, Brauer u. A. Von da an und vom Jahr der Verwirrung 1848 an drang der Ernst dieser Zeiten, in denen wir stehen, so gewaltig immer von Neuem an's Tageslicht hervor, daß die Losung: unserm irrenden Volke zu helfen und Seelen zu gewinnen, bei ihm wie bei so manchem andern wackern Kämpfer Christi immer mehr diejenige ward, welche alle anderen Interessen und Sorgen überwog. An den Kranken= und Sterbebetten zumal hat sein Herr durch ihn Großes gewirkt. Mancher, der

ihm im Leben geflucht, ließ ihn kommen und reichte ihm bitterlich weinend die Hand. Alte längst verjährte Gewissensnöthe kamen da an's Tageslicht. Da war ihm Tag und Nacht, Winter und Sommer gleich, und stets das rechte Wort zur Hand, wie es ihm sein priesterlich Herz und sein klarer Blick eingab. Hier kam die eigentliche Größe des Mannes an den Tag.

„Aus der Arbeit der Sonntagsschulen heraus — verstand Rautenberg, was nur Wenige in Hamburg verstanden haben, die spätere Arbeit der Brüder des Rauhen Hauses, aus der Kindernoth heraus, wie sie durch die Sonntagsschulen an's Licht gekommen war, die Nothwendigkeit der Stiftung eines Rettungshauses, über das er die ersten priesterlich segnenden Worte gesprochen, in welchem er den Ehebund der Hauseltern gesegnet, zu welchem er von einer Reise herübereilte, als er von dem Heimgang der „alten Mutter“ gehört, um ihr das letzte Geleit zu geben und an ihrem Sarg im Betsaal ihr die unvergeßlichen Worte der Liebe nachzurufen. —

„Ebenso war er es, der gleich von Anfang an die Arbeit des Vereins für innere Mission in unserer Stadt als ein Werk des göttlichen Wohlgefallens begrüßte, dasselbe thätig und eifrig mit anfaßte und ohne daran zu ermüden, wie so Manche bald ermüdeten,

mit dem Stadtmissionar seiner Gemeinde (zuletzt Bruder Irwahn) bis an sein Ende in einer Liebe verbunden geblieben ist, die zu einem neuen Zeugniß geworden, wie tief er verstand, was noth that zum christlichen Aufbau einer Gottesgemeinde und wie innig er sich aller Liebe verwandt wußte, die für das Kommen des göttlichen Reiches betet und arbeitet."

Wohl gab es kaum einen christlichen Verein und kein Werk christlicher Liebe in Hamburg, das er nicht mitgefördert, dessen Zweck er nicht auf der Seele getragen, und dafür gearbeitet und gebetet, dessen Jahresfeier er nicht durch sein allezeit bereites und lebendiges Wort erhöhet hat. Bibelgesellschaft, Niedersächsische Traktat-Gesellschaft, der Verein für entlassene Sträflinge, der Frauen-Verein St. Georgs, das Kranken-Asyl Bethesda, die Blindenanstalt, das Knakenrüggische Stift u. s. w., vor Allem die Norddeutsche Heiden-Missionsgesellschaft wissen davon zu rühmen. Als Verwaltungs-Mitglied der letzteren hat Rautenberg manches Jahr hindurch das Missionshaus und dessen Zöglinge unter seiner seelsorgerlichen Leitung gehabt, ist auch hierin unermüdet gewesen, der heiligen Sache zu dienen, mitten unter allerlei Streit und Verdruß, hat mancher Jahresversammlung auch außerhalb Hamburgs beigewohnt, z. B. in Rostock die Festpredigt 1844 gehalten, die tiefen Eindruck gemacht, hat liebe Freunde dort und anderswo gewonnen, und ist öffentlich

für die Grundsätze der Gesellschaft, in der bekanntlich reformirte und lutherische Vereine brüderlich zusammengetreten waren, auf den Kampfplatz getreten in der geistvollen kleinen Schrift: „Die Kirchenspaltung und die Mission", eine Vertheidigung der norddeutschen Missionsgesellschaft gegen die Schrift des Herrn Pastor Petri zu Hannover: Die Mission und die Kirche, Hamburg 1841, und in der Zugabe zur aktenmäßigen Darstellung: Die Entlassung des Missionszöglings A. T. Wolff aus dem Missionshaus der Norddeutschen Gesellschaft, Hamburg 1844. Es bewies sich hier entschieden „sein evangelisch-freier Geist, mit dem er bei aller Festigkeit und Klarheit im Bekenntniß der Kirche doch die ewige Wahrheit der Schrift und die Gemeinschaft im lebendigen Glauben allem andern Unterschied voranstellte." Rautenberg trug, wie wenige seines Standes und Amtes, die Eine apostolische Kirche (Eph. 4.), das obere Jerusalem, die werthe „Magd des Herrn", wie Luther sie nennt, „die Amaranthblume" im Herzen, von welcher auch die lutherische wie jede andere Kirche nur eine Tochter, ein Vorhof der Heiden und ein Zweiglein sein will und darf sein wollen und deren Gestalt seit den Tagen der Apostel vielleicht niemals so deutlich für Geistesaugen hervorgetreten ist, wie seit etwa 100 Jahren, so gedrückt und verfehmt sie auch heute noch ist bei vielen

Confessions- oder Sektenmännern, bei allerlei „anern" und „isten", oft nur aus Unwissenheit.

Die Männer der ersten feurigen Liebe aus dem Anfang des Jahrhunderts sind fast alle dieses Bekenntnisses gewesen zur unsichtbaren, dem Glauben aber sichtbaren, allein wahren Kirche, zur apostolischen Urgemeinde, die in den evangelischen Kirchen noch völliger als bisher sich offenbaren sollte, ein Bekenntniß, das nur auch weit höher und siegesmuthiger als bisher einherschreiten müßte gegen fleischlich-jüdischen Partikularismus jeder Art, auch gegen äußerliche Unionen, die nichts helfen und nur noch mehr Unfrieden stiften.

Auch für dies sein apostolisches Kirchenbekenntniß, das doch nichts weniger als ein preußisches Unionsbekenntniß war, hat Rautenberg sein Märtyrerthum ausstehen müssen, nachdem er aus dem frühern Tode der Kirche ihr zu neuem Leben hatte Bahn machen helfen. Undank ist leider der Lohn, der auch bei der Menge der Christen gewöhnlich zu finden ist. „Die ihn anfeindeten als einen Zurückgebliebenen, hätten billig bedenken sollen, daß er das, wofür sie jetzt mit Kinderschwertern kämpfen und kämpfen können, zu einer Zeit verfocht, als es darauf ankam, daß ein Mann mit scharfem Stahl auf den Plan träte."

Ein Häuflein und ein Sektenhaupt nach dem andern trat ab von der Kirche und fast immer mußte

Rautenberg es sein, der ihren Zorn absonderlich erfuhr. Er hat sie doch mit vieler Freundlichkeit und Geduld getragen, wie das zum rechten apostolischen Glauben gehört. Denn freilich ist der Zustand unserer Confessions- und Landeskirchen nicht der Art, daß man dem Separatisten seinen Irrthum nicht willig müßte vergeben können, sobald er nur aufrichtig den Herrn der Kirche sucht und nicht lauter Bann und Fluch vor sich herträgt. Es wäre davon viel zu erzählen, auch von Solchen, die noch dem müden Greis zu schaffen gemacht haben, dem sie doch so viel zu danken hatten, vielleicht das Beste, was sie besitzen. Sie wissen eben auch nicht, was sie thun.

Wir finden es, ehrlich gesagt, nicht nöthig, von denjenigen Kämpfen gegen das moderne Heidenthum noch besonders zu reden, die er als Fortsetzung seiner ersten ritterlichen Turniere gegen den Rationalismus vulgaris immer noch von Zeit zu Zeit zu bestehen hatte und in denen die alte Tapferkeit, Scharfsichtigkeit und Unerschrockenheit sich niemals verleugnete. Dahin gehört, was er und Pastor Strauch 1841 gegen die damaligen Candidaten Schleiden und Grapengießer, deren Schriftstellerei schon mehr die moderne schillernde Farbe trug als die des Rationalismus vom alten Schlage, auszufechten unternahmen, wobei den beiden Pastoren ein Gutachten der Bonner theologischen Fakultät entschieden zu Hülfe kam, ohne

freilich damit der Hamburger Kirche in ihrem invaliden Zustande wesentlich aufhelfen zu können. Staunen und Rührung zugleich überkommt einen, wenn man die Massen von eigenhändigen handschriftlichen Ausarbeitungen aus allen Jahren seines Amtes vor sich sieht, die meistens rein kirchliche Fragen und Kämpfe betreffen. Sie reichen mit ihrer immer mehr zitternden Handschrift bis tief in sein letztes Lebensjahr hinein. Da giebt es keine Frage, die heute eine mehr oder weniger brennende ist, als Civil-Ehe, neue Kirchenverfassung und Schulordnung u. s. w., worüber Rautenberg nicht von seinem praktisch-hamburgischen Standort aus mit Scharfsinn und kritischem Eindringen sein Gutachten sich schriftlich gebildet und zum großen Theil dasselbe so oder anders auch geltend gemacht hätte. Aecht seelsorgerlich war noch der Strauß, den er über die willkürliche Weglassung des Ehrennamens „Jungfer" in den Anzeigen der Proklamirten theils schriftlich mit der Redaktion der Hamb. Nachrichten, theils mündlich auf der Kanzel durch feierliche Verwahrung ausfocht. Ihm war es zu verdanken, daß sich in der Vorstadt keine öffentlichen unsittlichen Wirthschaften befanden. Wenn Gefahr da war, so ruhte er nicht, bis der Landherr Wandel schaffte. Er blieb auf dem Kampfplatz für Glauben, Recht und Sittlichkeit bis zuletzt. Wir müssen mit Wehmuth sagen: Es ist weite Bresche geschossen in die Mauern, auf denen er über

40 Jahre mannhaft gestritten hat, ja die Mauern selbst eines christlich-bürgerlichen Gemeinwesens liegen am Boden. Die Zukunft aber ist Gottes. Er schafft sich lebendige Mauern, wenn die menschlichen Ordnungen hinfallen.

Aus Briefen an Rautenberg. Die Zahl seiner Freunde, zumal im Predigerstande, in der Nähe und Ferne war überaus groß; ihre Besuche waren ihm lauter Festtage und seine Gastfreundschaft fast unbegrenzt; aus ihren Briefen hier eine kleine Blumenlese. Der erste ist von einem jungen Prediger im Hannover'schen: „Ich habe es wahrlich dankbar erkannt, daß Sie mit so sanftmüthigem Geiste mich, den schwachen Neuling im Reiche Gottes, aufgenommen haben. So viel hatte ich nicht zu hoffen gewagt, als ich den Muth hatte, mich Ihnen zu nähern. Ich erwartete in Ihnen einen Christen von unerbittlich strengem Ernste zu finden und fürchtete insgeheim, daß Sie Forderungen an mich stellen würden, denen ich nicht gewachsen sein möchte. Statt dessen predigen Sie mir die Freundlichkeit und Sanftmüthigkeit unsers lieben Herrn Jesu und obwohl Sie seinen heiligen Ernst nicht verleugnen, so stärken Sie mir doch die Hoffnung, daß der barmherzige Heiland Geduld hat mit meiner Schwachheit. Ach, das that mir so oft noth in der letzten Prüfungszeit.“ —

Wallis, Advokat in Lüneburg 1829: „Ihr langer Brief hat gestern Abend viele Freude gemacht. Wir haben uns über die Masse Ihrer Berufsarbeiten gewundert. Daß Sie in Ihren Augen ein unnützer Knecht sind, ist ganz begreiflich; Sie würden sonst kein auserwähltes Rüstzeug sein. Die Welt wird so wenig das eine wie das andere glauben. In andern Dingen ist sie erstaunlich leichtgläubig, wovon sie noch kürzlich ein Pröbchen lieferte, indem sie das Gerücht verbreitete, daß ein mystischer Prediger alldort seine Frau todt geschlagen habe. Den Namen nannte man nicht laut. In einer profanen Theegesellschaft, worin meine Frau sich befand, ist man seiner Sache ziemlich gewiß gewesen. Unser Herr ist doch ein großer Prophet gewesen, das muß ihm der Neid lassen (Matth. 10, 25).“

Rudelbach aus Glaucha 1830: „Eine Lebensstimme von Ihnen vernahm ich neulich in der Evangelischen Kirchenzeitung und dankte in meinem Herzen Gott dafür. Auch hier woget und brauset es, aber Gott Lob! die ernsten Christen schließen sich enger zusammen — überhaupt ist hier von alten Zeiten ein Same, der nur eben des Thaues und Regens vom Worte des Herrn bedarf, um fröhlich aufzugehen.“

Sattler aus Stade 1830: „Mein lieber Bruder, ich habe Dich recht lieb um Christi willen. Mir däucht, ich sehe es Ihnen an, wie Sie gewiß recht viel zu kämpfen haben und eine gewisse Unruhe Ihrer

Herr werden will. Ihr Amt und Ihr Haus will Ihnen über den Kopf wachsen. — Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? An denen, die in Christo sind, ist nichts Verdammliches. Wie oft hast Du das gepredigt, lieber Bruder. Auch für unsre Häuser ist das wahr, ganz gewiß und wahrhaftig.“ —

Rußwurm aus Herrnburg 1831: „Der Herr predigt jetzt in dieser viel bewegten Zeit auf ganz eigenen Kanzeln und durch ungewöhnliche Priester. Möge dadurch die gewünschte Palingenesie bewirkt und fertig geführt werden. Auch uns erfülle und stärke Er immermehr mit seinem Geist, daß wir muthig und eindringlich fortrufen: Thut Buße, der Herr ist nahe!“

Schleiermacher aus Berlin, April 1828: „Je mehr Sie sich überzeugt haben müssen, mein werthgeschätzter Herr Bruder, daß ich unter die schlechtesten Briefschreiber gehöre, um desto mehr glauben Sie auch nun, daß es mir sehr Ernst ist mit der Sache, um deretwillen ich die Feder ergreife. Ich habe nämlich gehört, daß Sie sich der Wahl des Prediger Funk (später in Lübeck) entgegenstellen und ich habe mich über den Stern, der dem braven Mann, der so lange für seine Ueberzeugung gelitten hat, endlich aufgegangen ist, so von Herzen gefreut und Gott so dafür gedankt, daß ich nun auch das Meinige für die Sache thun muß, was in meinen Kräften steht. Sie haben im Allgemeinen ganz Recht, daß man die höchste Vorsicht

beobachten muß in Beziehung auf einen Prediger, der sein Amt niedergelegt hat. Aber was unsern Funk betrifft, so möchte ich doch Sie, mein Lieber, und alle bedenklichen Hamburger fragen: Seid ihr die einzigen Fremdlinge in Israel, die nicht wissen, was in diesen Tagen geschieht? Ich kann Ihnen mein heiligstes Wort drauf geben, daß daran, daß Funk die Pfarre in A. nicht wirklich erhalten hat, nichts Andres Schuld hat als nur die Agendensache. — Es sollte mich sehr schmerzen, wenn dieser brave Mann auch diesmal sein Ziel verfehlte und seine hier erlittene Unbill ihm auch außerhalb des Reiches der Agende Schaden thäte. Daß sich übrigens Funk hier immer tadellos betragen hat, wird Jeder bezeugen, ja ich kann kaum glauben, daß irgend ein hiesiger die Stirn haben könnte, ihm einen üblen Leumund in dieser Hinsicht zu machen. Von seiner theologischen Denkungsart zeugen seine Schriften. — Wenden Sie also um, mein Lieber, und interessiren Sie sich für ihn bei Ihren Freunden auf mein Wort und Zeugniß. — Möchte nur auch etwas mehr Friede in kirchlicher Beziehung in dem schönen Hamburg sein! Ich glaube, man muß die gute Sache mehr für sich selbst reden und werben lassen und auf alle Weise verhindern, daß sie nicht zur Parteisache werde. Wenn die Liebe so schlechter Witterung ausgesetzt ist, so kann doch auch der Glaube nicht rein und kräftig gedeihen. Nehmen Sie auch diese Aeuße=

rung so gut auf, als sie wohlgemeint ist und erhalten Sie Ihr freundliches Andenken Ihrem treu ergebenen S." —

Claus Harms aus Kiel 1832: „Sei gegrüßt, mein lieber Bruder Rautenberg — wenn es das auch nur ist — sei gegrüßt mit der Apel'schen Gelegenheit. Dein Empfohlener und ich sind bereits in gutem Gange. Ich habe wieder ein hübsches Häuflein um mich, möchte Mehreren etwas sein, möchte diesen weit mehr sein. Wo nimmst Du die Zeit her, daß Du bei allen Deinen Ministerial=Verrichtungen auch Dir, ich meine, auch der Contemplation und dem Studio noch etwas leben kannst? Der Tag hat doch auch in Hamburg nur 24 Stunden. Ich hoffe, Du arbeitest diesen Winter Dich so ab, daß Du künftigen Sommer Dich im Kieler Seebad stärken mußt. Wenn Du (Nachschrift ist dies) den Musikdirector Apel davon überzeugen könntest, daß er keine Verszeilen in einander spielen dürfe. „Die Jesus Christ erlöset durch große Marter" spielt er fast in Einem fort. Der Deinige H." —

Derselbe 1839 (in Bezug auf das Erscheinen oder Nichterscheinen Rautenberg's bei der Einführung von Past. Regedanz, zweitem Prediger zu St. Georg, worüber Rautenberg sein Gutachten verlangte): „Nimm diesen Brief, gehe hin und sage den Brüdern Mutzenbecher, Strauch und die Du mehr nennst, auch nicht nennst, und so Du willst dem Patronat, den Oberalten

und selbst dem Rath, sage denen aus und mit diesem Brief also: Es ist nicht Kraut, welches Rautenberg essen soll, sondern es ist Opferfleisch, das ihr ihn nöthigt zu essen; dafür hält er es, ich mit ihm, darum schont sein Gewissen. Es ist kein Gevatterstand bei einer christlichen, nein bei einer heidnischen Taufe, den ihr von Rautenberg begehret. Begehrt's nicht! Sein Gewissen irre? Dann irret meines auch. Er und ich geben's euch zurück. Ihr irret zweimal. Denn ihr dürft kein Gewissen mit Drohworten zwingen wollen, wie ihr thut und ihr solltet ebensowenig dabei gegenwärtig sein wollen, als er dabei gegenwärtig sein will. Recht habt ihr, seine Abwesenheit ist eine Mißbilligung, aber was ist seine Gegenwart denn? Eben Billigung, ein Gutheißen, ein Beitritt. Davor solltet ihr fliehen, wie er es thut. Zum Mindesten legt ihr durch euer Dabeisein Eins von Zweien an den Tag: Gleichgültigkeit gegen das Pastorthum, oder Unsicherheit bei euch, ob doch nicht die Ansicht der Andern die richtigere sei? Und diese Zwei sind Eins. Macht Rautenberg keinen Wind vor, als wenn er mit seinem Wegbleiben der gläubigen Gemeinde schadete, sie zerstreute u. dgl. Ich sage: Nein, sie wird sein Wegbleiben fordern und bleibt er weg, sich dichter um ihn versammeln. Dem ungläubigen Theil wird er aber in's Maul fallen, er thue was er thu. Du aber, Bruder Rautenberg, gehst eher noch als zu Andern

mit diesem Brief zu Dir selbst und prüfst Dich, ob einen und welchen Antheil Ehrgeiz, Habsucht, in ihren verschiedenen Formen und Farben an Deiner Weigerung haben und event. reinigst Du Dich. Das ändert aber nichts an der Sache. Der Deinige H."

Hudtwalcker aus Eilsen 1832. (Es ist damals der Gedanke, dem allzugroßen Drucke der Arbeit und des Streits zu entgehen, vorübergehend in Rautenberg aufgestiegen, wie auch Pauli's Briefe zeigen.): „Ihr Brieflein hat mich ordentlich erschreckt. Nein, Sie dürfen nicht fort aus Hamburg, das war augenblicklich mein Gedanke und vielleicht ist es eine höhere Fügung, daß Sie sich grade an mich wandten. — Haben Sie denn eine sichere Zuversicht, daß die Wahl Ihres Nachfolgers gut ausfallen werde? Ach, mein lieber Herr Pastor, die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts, und selbst Leute, die wissentlich keinem Widersacher des Evangelii ihre Stimme geben würden, wird man wenigstens dahin zu bringen wissen, daß einer gewählt wird, der nicht so entschieden und so kräftig auftritt. Sie werden meinen schwachen Glauben schelten; aber ich denke, der heilige Geist greift nur da ein, wo Menscheneinsicht einmal gar nicht ausreicht und überläßt uns auch etwas, und die Macht des Fürsten dieser Welt ist noch sehr, sehr groß. Und nun erwägen Sie auf der andern Seite, wie groß Ihre Wirksamkeit unter den jetzigen Verhältnissen ist,

wie viel populärer Sie, zunächst bei Ihrer Gemeinde, wiederum durch die letzten politischen Ereignisse, ich meine die Sache mit der neuen Verfassung der Vorstädte, geworden sind; wie allmählich das Wort, das Sie predigen, den Geruch des Todes zum Tode, der den Weltkindern so unheimlich ist, verliert und der kräftige Hauch des Lebens zum Leben durchdringt, wie selbst der große Widerstand Sie halten müßte, da einem Paulus dieser gleichsam als von der großen Thüre, die ihm in Ephesus aufgethan ward, unzertrennlich schien und eines ihn so gut hielt wie das andere (1. Cor. 16, 9). So dünkt mich, kann Ihnen die Entscheidung nicht schwer fallen. In Bremen haben sie ja ohnehin so viele treue Streiter Christi — nicht wahr, Sie bleiben?" —

Derselbe 1838: „Sie und Ihre Gemeinde sollen in den Schmelzofen der Läuterung und der Prüfung. So halten Sie denn stille und löcken nicht wider den Stachel. Wie ist es Daniel ergangen und so viel andern Gottesmännern? Zeigen Sie Ihren Feinden, daß Sie sich verrechnet haben. Ueberwinden Sie Alles in Liebe und in Geduld. Ich bitte Gott auf meinen Knieen, daß Er Ihnen beistehe und Ihnen Kraft gebe. Gott lege, wenn es meiner armen Worte noch bedarf, seinen Segen auf Sie und mache das Wort Pauli an den Timotheus zu Ihrem Wahlspruch in dieser Sache: So sei nun stark, mein Sohn, durch die Gnade

in Christo Jesu. Da ist mächtig viel in wenig Worten!" —

Claudius in Sahms 1855: „Gar wohlig fühlt sich's an, daß, kommen wir auch nicht in äußere Berührung, von unsrer gegenseitigen Liebe das Ende weg ist. Die leidenschaftliche Liebe wehrt einem Dritten mit Hand und Fuß; die bessere besteht nur, vermag nur etwas in einem und zwar in Einem Dritten. Muß doch eine Schneiderscheere von dem ihre Balken verbindenden Angel ihre Thatkraft hernehmen. Bleiben wir bei dem, in welchem wir, jeder nach dem ihm anvertrauten Pfunde, nicht ohne Segen gewirkt haben." —

Mumssen in Hamm 1856: „Mobil bist Du hoffentlich, da Du noch nicht integrirend zur Stadt Hamburg gehörst. Denn die gute Dame Hamburg kann sich nicht recht regen. Sie liegt und schläft und träumt und wird nun immer mehr das Gesicht verziehen. Sie denkt im Schlaf: ick kann keen Lucht kriegen. Ursache deß, es sitzt ihr eine gewaltige „krause" Masse auf der Brust und rings umher allerlei glitzernde u. s. w. Gespenster, ein Jammerbild und darunter steht: Wie der Alp drückt." —

Anonym 1848, Weihnacht: Unterzeichneter bietet Ihnen von Herzen, zur Erinnerung der heutigen Feier, sich selbst und seine kräftigen Dienste an. Sie werden an ihm einen tapfern Vor- und Mitstreiter haben, denn seine Hand zu helfen hat kein Ziel. Nur muß

ich dabei die Bedingung stellen: Mich allein nur machen zu lassen, mir immer vorwärts im Kampfe zu folgen, sich fest auf mich zu verlassen und meinem Worte und Zuruf gehorsam zu sein. Dafür werde ich Ihre Arme stählen, als wäre ich's selbst, der durch Sie kämpft. In der Hoffnung, daß Sie mein Anerbieten nicht zurückweisen, verbleibe mit ewiger Liebe

der Schlangenkopfzertreter.

(Hierbei erfolgte ein Thonabdruck, der Ritter St. Georg, wie er auf der neu gegossenen Glocke steht, die heute getauft wird. R.)

Es war Rautenberg vergönnt, eine Reihe von Jubeltagen seiner Kirche und seines Amtes mit seiner Gemeinde in Dank und Freude zu begehen.

Am 24. September 1843 beging er die Sekularfeier der Grundsteinlegung, am 26. Oktober 1847 dieselbe Feier der Einweihung der Dreieinigkeitskirche St. Georgs. Die Predigt über Psalm 26, 8 verkündete mit warmer Herzenswärme den rechten Dank für — die rechten Gaben in — den rechten Segen aus unserm Gotteshaus.

Am 12. October 1845 beging er seine fünfundzwanzigjährige Amtsfeier unter großer und herzlicher Theilnahme von nah und fern, woran seine im Familienkreise von theuren Verwandten und Freunden, Kindern und Enkeln fröhlich begangene

silberne Hochzeitsfeier bald darauf sich anschloß. Seiner Predigt am 21. Trinitatis legte er den Text seiner Antrittspredigt zu Grunde aus 1. Petri 5, 1—4, der ihm am Sarge abermals ist nachgerufen worden und somit recht eigentlich sein Ehrentext geworden ist. Es wird nicht viele Jubelhirten, zumal an einer und derselben Gemeinde geben, die von der ersten bis zur letzten Predigt so den Einen Grundton inne gehalten haben und deren Wärme und Begeisterung in diesem Tone weit eher gestiegen ist als gefallen. „Hier laßt mich ein lautes Hallelujah rufen, Freunde, daß es eine Heerde Christi war, die mir heute vor 25 Jahren befohlen ward, und ein lauteres noch, daß du Christi Heerde bist, du theures Häuflein, welches ich aus seiner Gnade noch heute zu weiden habe. Wie die Bienen schwärmen zur Sommerzeit, so schwärmen in unsern Christenlanden unzählige Schaaren auf, die sich christliche Gemeinden nennen, und ist doch unter ihnen keine Heerde Christi. Seiner Stimme gehorchen sie nicht, seine Majestät erkennen sie nicht, sein Blut achten sie nicht. Ihr Hirt heißt anders: Geist, Vernunft, Idee, Freiheit, auch wohl Aufklärung, Fortschritt sogar, u.s.w. Treue Prediger des Evangeliums haben von ihren Gemeinden weichen müssen. Darum, liebe Heerde, preise ich mich glücklich in dir. — Wohl sollte die Zahl der Mitbeter größer sein. Wo sind aber die Neune? (Luc. 17, 17) so muß ich fragen, wenn ich

mich umsehe unter den 15,000 Seelen unseres Gemeindeumfangs, die längst Genossen des Altars waren. Ach wäre nur von den 5000, die meine Hand an diesem Altar segnend aufgenommen, die Hälfte treu geblieben! Trage ich Schuld an diesem Abfall? — Hat meine Zeit, meine Kraft, mein Leben dieser Hirtenarbeit gehört oder hab' ich sie sonstwo geopfert und verschwendet? — Wollt ihr antworten? Eure Antwort hört' ich gern. Entbehren aber kann ich deine Antwort nicht, mein Herr und Hirt, allwissender Herzenskündiger. Sage mir, wo ich es fehlen ließ. Du weißest meine Gebrechen. Züchtige mich, doch mit Maß und hilf mir deine Heerde besser weiden. — Dein geringer Knecht kann doch nicht verzichten, so wenig auf dies liebe Amt, als auf die unverwelkliche Krone von deiner Hand."

Endlich ist ihm denn als schöne Abendröthe eines langen, heißen Tages, auch eines Wüstenweges, aber auch voll von Erfahrungen des „ausgereckten Armes", eine 40jährige Jubelfeier zu Theil geworden, die er 1860 als fast 70jähriger Greis in großer Kraft und Frische des geistigen und physischen Menschen begangen hat. Die Segenswünsche, Zuschriften, Geschenke, das fröhliche Gedränge um ihn her von Alt und Jung, Reich und Arm, die Kränze in der Kirche und im Hause, bezeugten in ihrer endlosen Fülle, welch' ein Strom von Liebe und Segen sich auf seinem

Pfade um ihn gesammelt hatte und ihn nun rauschend umwogte. Ein „Kirchlein in der Kirche" hatte sich um ihn gebildet, das lebendig fortwachsen wird und fortwächst. Die Predigt ist uns leider nicht zur Hand. Die Antiphonie am Schluß des Gottesdienstes, von ihm selbst angestimmt, faßte Alles zusammen in dem Einen Grundton: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan. Hallelujah. — Der Chor antwortete: Hallelujah, lobe den Herrn. Alles was Odem hat, lobe den Herrn! — Eine liebe Schwägerin schrieb ihm: „Ich bete den 103. Psalm für Dich aus tiefstem, treuestem Herzen und werde ihn auch laut lesen für Dich. 40 Jahre ein mühsam und gesegnet Amt unter Deines treuen Heilandes Hut hast Du geführt. Ein treuer Arbeiter im Weinberge bist Du gewesen. In viel Schwachheit wie all die Seinen, aber doch gesegnet vom Herrn und doch treu erfunden. All Dein ganzes Herz und Leben hast Du ja in Seine geliebten Hände gelegt, all Deine Schuld hat Er Dir vergeben, und was Du für Ihn gethan, steht angeschrieben im Buche des Lebens. So kann aus Seiner Hand Dich nichts mehr reißen, nicht Teufel, nicht Tod!"

Folgende Zahlen geben einen ungefähren Begriff von seinem Wirken. Als er (1821—1839) 18 Jahre hindurch noch allein Prediger war, copulirte er im Durchschnitt 133 Paare jährlich, taufte 376 Kinder

und konfirmirte 199 Kinder (Durchschnitt der Jahre 1828—32). Die Confitentenzahl stieg, wie oben gesagt, 1822—1830 von gerade 2000 auf 3340.

Dagegen wurden 1860 von zwei Predigern 830 Kinder getauft und 305 Paare kopulirt. Von diesen hatte Rautenberg nur noch 147 getauft und 82 getraut. Dennoch blieb sein Beichtstuhl der größere in St. Georg. Er hatte, obwohl seine Confirmandenzahl mehr als um die Hälfte kleiner war als die seines Collegen, 1860: 2402 Confitenten, Past. Detmer nur 1497. Stets behielt er die größte Confitentenzahl in Stadt und Vorstädten und ist selbst bei der überall bemerklichen Abnahme nicht unter diejenige Zahl herabgekommen, die er gleich anfänglich hatte. Das Verhältniß stellt sich in den verschiedenen Kirchspielen so:

	1830	1860	(bei einer gewaltigen
St. Petri	2415	3524	Zunahme der Bevöl-
St. Nicolai	2470	1202	kerung von 120,000
St. Catharinen	4377	2224	auf 160,000 u. m.)
St. Jakobi	6375	2536	
St. Michaelis	7339	4504	
St. Georg	3340	3899	(beide Prediger)
St. Pauli	1054	1572.	

Schluß.

Persönliches. — Greisenalter und Heimgang.

Das persönliche Bild ein wenig zu vervollständigen, wollen wir ihn und die Seinigen noch schließlich zu Worte kommen lassen, so weit es der Raum gestattet.

Bei dem Unterricht seiner beiden Töchter war er trotz aller Arbeit immer geistig frisch und lebendig. Die Flüsse, Städte und Länder brachte er ihnen in Reime, z. B. die englischen Ströme: Severn near Bristol flows, Mersey the same way goes, Forth and Tay easterside, western the stormy Clyde — oder in spaßhafte Sätzchen, z. B. 7 afrikanische Flüsse: Nun sieh, großer Zahn, o zärtliche Nähe — Niger, Senegal, Gambia, Orange, Zambese, Nil. — Gulliver's Reisen waren ihm eine Fundgrube von Scherz und Heiterkeit, ohne daß er der grammatischen Gründlichkeit etwas vergab. In den Bibelstunden strömten alle Quellen seines reichen Geistes zusammen, Welt-

geschichte und Menschengeschichte, Philosophie und Naturwissenschaft, Alles wurde darin berührt. Am gründlichsten ging es bei'm Römerbrief her. Dreimal las er, soweit es passend war, die Bibel mit ihnen durch. Er weckte in ihnen das eigene Denken und der Unterricht bleibt ihnen unvergeßlich. Auch die Spaziergänge, z. B. nach Hamm, wurden durch Erzählungen belebt und Abends vor dem Einschlafen gab es noch eine Geschichte. Robinson, von ihm erzählt, war viel interessanter als das Buch. Er stand dann auf der Thürschwelle, mit der Stirn gegen seine gefalteten Hände gelehnt. War ein Abschnitt erzählt, so half kein Bitten mehr; das Nachtgebet mußte gesprochen werden und eingeschlafen. — Auf den Fahrten zu Taufen oder Trauungen begleiteten sie ihn oft und niemals riß der Faden seines lebhaften Gesprächs ab.

Früh bei'm Kaffee, wenn er aus der Elbe kam, in der er bis zur Eiszeit zu baden pflegte, war er meist sehr frisch und heiter, und erzählte seine Schwimm-Abentheuer. Hier war es, wo er mit jungen Männern, Jünglingen und Knaben wie ihres Gleichen sich umhertummelte, im Wasser und auf dem Lande mit ihnen um die Wette lief und schwamm und sich so eine zweite frische Jugend im vorgerückten Alter erschuf. Dieses Bad hat ihm, auch nach der Meinung der Aerzte, zwanzig Lebensjahre eingebracht; denn es stellte die Spannkraft immer wieder her, die sonst den ungeheuren

Anstrengungen des Geistes und Leibes hätte erliegen müssen. Zu seinem Schiffer Gerbers hatte er lange ein fast freundschaftliches Verhältniß. Er ließ ihm sein eigenes Brot, als geschähe ihm eine Gefälligkeit, weil Gerbers zu arm war, eins zu kaufen. Oft tröstete Rautenberg ihn, z. B. Aber Gerbers, se hebben doch ja en gode Fro. — Ja, dat heff ick leider! war die Antwort. Eines Tages kam Bericht, daß Gerbers zum Fischen ausgefahren sei, das Boot aber leer an's Ufer geschwommen. Rautenberg vergoß Thränen und konnte seine Abwesenheit lange nicht verwinden; er ließ sich nun vom Bruder fahren. So viel Ernstes und Schweres auf ihm lag, zumal die Sorge um seinen Liebling mit dem gestörten Geiste, bis Gott denselben sanft und schmerzlos von seinem traurigen Dasein erlöste — sein inneres Leben floß immer frisch. Immer mehr trug er Alles als von Gott ihm auferlegt. Ein Aufenthalt im Ostseebade Scharbeutz ist den inzwischen verheiratheten, oft lange von ihm getrennten Töchtern unvergeßlich geworden. Jeden Weg taufte er besonders. Einer, welcher durch eine üppige Weizenkoppel voll rother Mohnblumen auf eine Höhe führte, von welcher man einen herrlichen Ueberblick über die blaue Ostsee genoß, hieß der Champagner-Weg, vielleicht der begeisternd schönen Aussicht wegen. Auf einer waldigen Höhe wollte er sich ein Schloß bauen. Ein Redderweg am Walde hinlaufend hieß der Swinegel-

Redder, ein dritter der Gänseredder, weil er dort öfter mit einem kleinen Gänsehirten konversirte. Er interessirte sich selbst für einzelne Bäume, zumal für die durch die unmittelbare Nähe der See verkrüppelten Buchenstämme, die er mitleidig in's Herz schloß, und zu allerlei Gestalten des Lebens verarbeitete. „Sieh, wie zärtlich der Vater sich zum Sohne herabneigt. Wie dort der Schulmeister einen Jungen ohrfeigt! Dort hält die knorrige Buche eine junge Eiche wie schützend umschlungen. — Alles steht wie lebend da, nur erstarrt im Kampfe gegen die wilde See.“ — So ging es langsam weiter. Die Gegenstände ließen ihn nicht los. Ein Blick auf die See, ihre Beleuchtung im Sonnenuntergang, schlug dann wieder andre Saiten in seiner Seele an. Der Schafhirt ward angesprochen, im schwärzlich grauen Rocke, das Horn über der Schulter, mit dem langen grauen Bart und dem verwitterten Gesicht, der von seinem Hunde „Greif“ mit tiefer Achtung sprach wie von einer Dame, worauf Rautenberg mit vollkommenem Ernste einging. Man ruhte wohl noch auf Haufen von Seegras ein wenig, und Muscheln und Strandthierchen gaben neuen Anlaß zu Beobachtungen. Zu Hause war es die Storchfamilie auf dem Dache, die er genau und gleichsam seelsorgerlich observirte, z. B. daß sich die jungen Störche aus Faulheit, wie er behauptete, kindisch stellten und füttern ließen. Der Vormittag ging mit Brief=

schreiben hin, worauf er die Briefe 1 Stunde weit durch den Wald trug. Der Wald, die Epheuranken, die Vögel, die er mit seinem gewohnten Kindernamen nannte: Lischen allerlei, Vogel Bülau, Blauwippsteert, die Blumen, Alles hatte für ihn Persönlichkeit, eigenes, bestimmtes Leben, gerade so wie ihn jedes Menschengesicht, jeder menschliche Zustand lebendig und eigenthümlich ansprach und ihm das rechte Wort dafür sogleich zu Gebote stand. Alles aber auf Eins zu beziehen, das vergaß er doch niemals.

1845 schreibt er den Töchtern nach Ratzeburg: „Daß nur der Herr sein Recht bekomme! Alles Andre ist Bagatell. Ihr könnt Ihm das nun auch dort im schönen Waldrevier geben und die Freude und Erholung als Zuckerbrot seiner Liebe empfangen, womit Er euch auf die harrende Arbeit für ihn fröhlich machen will. Die Vögel und die Eichhörnchen, der Mond und der Komet und die hellen Nächte und der Silbersee mit seinen Fischlein, sie predigen euch im Wesentlichen doch auch nichts Andres.“ — „Warnen muß ich nur vor dem Uebernehmen à la Bettina und sodann rathen, daß Du nicht bloß die Kühe läuten hörst, sondern auch auf die Frau Magdalis sehest, welcher die schöne bunte da gehört und auf die harte Schwiele in der Hand, welche müde von Tagesarbeit kaum Abends der zärtlich brummenden Lise die süßweiße Last abzunehmen vermag.“ — „Hier im Hause

nichts Sonderliches, nur so ein wenig Spuk und Mord. Mittwoch nach Tisch klingelt's an der Küchenglocke. Wir untersuchen, öffnen die Thür unter der Treppe und die schwarze Katzenmutter steckt ihre weiße Schnauze durch ein Knastloch. Das schwarze Kätzchen miaut oben. Die Alte schmiert und schmeichelt zudringlich an uns herum, spricht sehr lebhaft, was wir von ihrem Mittagshunger verstehen, weßwegen sie auch geschellt habe und Sophie eilt, für Madame und Kinder anzurichten. Donnerstag früh, als ich vom Bade zurückkehre, hält Sophie mir die beiden süßen Kleinen todt entgegen. Wunden am Nacken setzen es außer Zweifel, das alte chinesische Satansungeheuer hat ihr eigen Fleisch und Bein erwürgt. Sie habe schon den Abend vorher den Kleinen mit wüthendem Schnauben das Abendbrot weggerissen. Sie sei übrigens schon längst wieder guter Hoffnung aus andrer Ehe. Da haben wir nun zugleich den gräßlichen Schlüssel zu den früheren Geschichten. O, über die Höllengleißnerin! Nun bekommt sie auch kein gutes Wort mehr von mir, die verruchte zweite verbesserte Auflage von Gesche Timm. Henkeramt will ich an ihr nicht üben, aber auf's erste beste Schiff nach China werd' ich sie schmieden lassen, wohin das gräuliche Kreatur in seiner Höllenunnatur gehört. Da soll man ihr die Zähne ausbrechen, ihr chinesische Modestiefeln anziehen und der sentimentale Racker soll Thee saufen, bis sie zur

Erkenntniß kommt, damit sie wisse, es gebe eine Gerechtigkeit in der Welt. O, die Canaille von Larve die! Ich hoffe, ihr habt da bessere Menschen." — „Donnerstag und gestern wird auch der See dunkel gegrollt und weiß geschäumt und der Wald unter'm Sturm geheult haben und Ihr habt wohl den lieben armen kleinen Gänsejungen nicht besucht. — Aber heute vielleicht. Es ist wieder eben so lieblich wie Dienstag. Das süße bewegliche Bild tritt gar nicht wieder zurück in meine Seele und drängt mir alle Augenblicke das Herz in die Augen. Hütet Hänslein wohl weiße Lämmer dort oben? Du mußt mir zu Liebe jeden Tag zu dem Kleinen gehen und ihm jedesmal einen Schilling geben und das letzte Mal drei. Dabei sag' ihm, das käme von einem Knäblein im Himmel. Das ließe ihm sagen, er solle fleißig beten. Die einzelnen Schillinge bedeuteten die einzelnen Bitten und drei den Beschluß im Vaterunser, gerade so wie die einzelnen Schläge der Betglocke und der dreifache zum Schluß." — „Seine blauen Engeläuglein leuchteten mir jüngst gar hell in die Seele, als ich die schöne Anstalt für blinde Kinder einweihte und dabei den armen Kleinen aus den versiegelten Augenbrunnen die Thränen flossen. Zu einer schönen Stunde, sagte ich ihnen, kämen Engel und nähmen ihnen die Schleier von den Augen und sie sähen dann Gott und seinen Sohn und sein Paradies hell und klar mit Freuden

ohne Ende und Ziel. Da fragte ein sechsjähriger Knabe hernach: Du, die schöne Glocke, wann schlägt die wohl?“ —

Die Briefe an seine Töchter gehören überhaupt zu seinen schönsten. 1851: „Rein todt gescholten hättest Du Deinen alten oder jungen Papa, mein hold Töchterlein, wäre nicht Dein Kuß mitbeigeflogen und hätt' ihn gleich wieder lebendig gemacht. Nun hat er Dich aber flink sehr wieder geküßt und dann auf der Stelle die geheimnißvolle Epistel an ihre Adresse spedirt. Sie kam mir unkluger Weise vor, wie ein Brief an den Kölner Dom. Wie der Dom eine nicht fertig gewordene große Idee, so ist X die nicht fertig gewordene ganz kleine Idee zu einem Menschen. Es sind so ein Paar Zahlen, Linien und Dreiecke zusammengeführt, etwa wie ein im August ausgebrütetes Kücken, das in den Winter hineinkommt, ohne daß man sähe, ob das Gerüst zum Vogel oder zum Fisch oder zu gar nichts werden wolle. — Hast's recht getroffen, mein süß Herz, mit Deiner Vermuthung von meinem Arbeitsschuh, der mir sogar die Hände mit überzog, daß sie nicht zum Schreiben kamen, wie sie nur zu gern wollten. Kaum hatte ich mir's den Donnerstag ein wenig bequem gemacht, und mir ein Paar Sinne wieder wach geschlafen, da rollte der Wagen vor, mich zur Hochzeit der kleinen Bäckerstochter zu holen. Und von da an ging's nun Schlag

auf Schlag, wie Du es kennst, und bis heute tobt's denn so fort. Gestern vor acht Tagen habe ich meine gute alte Mama M. in ihre Gruft hineingesegnet. Du weißt, sie war es, die mir den Tag meiner Wahl zum Prediger so schön machte durch ihre wahrhaft mütterliche Theilnahme und Freude daran. Diese lieben ernsten Scenen umwogte das Meer der übrigen Arbeiten, Reden, Schreibereien u. s. w. u. s. w. Aber weggebracht aus Eurem Leben dort hat mich das Getümmel hier doch nicht. Sah euch doch sehr wehmüthig nach im Thor des Eutiner Gasthofs. — Hatte ich mich doch an dem süßen Duo Eurer Lieder und Eures Lebens erquickt in tiefster Seele, wie etwa, da ihr noch unter'm Tisch zusammensaßet und zusammensangt, nur in höherm Ton diesmal. Aber die Erde giebt auch nur Bilder des Himmels. — Armer Knabe mein, da am Mühlenteich! Es ist doch wieder schaurig, was du von ihm schreibst! Bringst Du das Blatt von ihm mit? Der Wagen, den er hofft, ach, möcht' es der Himmelswagen sein! — Sage L., erst gesund sein und dann getrost, das sei nicht die Regel, sondern umgekehrt: Geistesfröhlich und dann leibesfrisch. So hielt's der Christ. Ist nicht ganz leicht, aber doch, mit Gott!" — „September wird nachtragen, was August schuldig blieb und L. wird eines schönen Tages doch auch sagen, wie ich: Nun ist mein Uebel fort. Der liebe Gott hat gern so das Spiel mit seinen Kindern. Er schiebt ihnen

das fast bis zur Verzweiflung lange vergebens Gehoffte und Heißersehnte einmal so ganz unverhofft in die Thüre. Und sie stehen verblüfft. Es giebt eben nicht leicht etwas Schöneres vor Gottes Augen, als so ein verblüfftes Menschenkind!" —

1854: „Sehr stark hat sich die Ahnung mir aufgedrängt, daß der Herr sich doch bald der armen gequälten Seele des lieben Kindes erbarmen und sie sanft und schnell erlösen werde — vermuthlich wider oder über ärztliche Prognose. Und täusche ich mich, nun so weiß der Herr ja immer neuen Rath. Dank Dir für hold Liebeswort von Häns chens „reinem Feierkleid", mein lieb Töchterlein! Unserm G. hat Gott sein Feierkleid doch inwendig nun gereinigt wieder angethan, das bezweifle ich nicht. O Tag des Heils, wo ich ihn gerettet aus der langen fürchterlichen Leidensgluth, dort selig wiedersehen werde! Wie verlangt mich darnach."

1859: „Zu dem Allen kommt dann noch seine Güte, die mir noch einmal verstattet, von der Alpenhöhe meiner grauen Tage herab Dir für Deine neu angetretene Jahresreise zuzurufen: Fürchte Dich nicht! Sei getrost! Der Herr ist mit Dir! Ich freue mich hoch dieser Gnade und es stört mich darin nicht, daß seit einem halben Jahre die scharfe Höhenatmosphäre, in der ich athme, an meinem Lebensbaum so einem Aste nach dem andern die Blätter abstreift, die wohl

kein Frühling mehr ersetzen wird. Mein augenblickliches Uebel ist mir ein nagelneues. Der Doktor verheißt zwar völlige Herstellung, schüttelt aber zur Hoffnung auf baldige Rückkehr in's Bad, wenn auch nur in den Badeschrank, apollosweise das Haupt und erinnert an die nahen 70. — Meine alte liebe Mutter, die diesen Augenblick so hell und treu von der Wand über mir herabschaut, als wollte sie mir Grüße und Segenswünsche für Dich einlegen, war oft kränklich und blieb doch jugendlich frisch bis zum 74. Jahre." —

1862: „Beinahe möcht' ich fragen, ob wir denn nichts Andres thun als geboren werden und Geburtsfest halten? Denn wenn ich bedenke, daß ich nach drei Wochen selbst wieder in's Geburtstags-Gewehr muß, und schon zum 72. Mal, dann will mir's wirklich zweifelhaft werden, ob ich noch zu irgend etwas Anderem — zumal Besserem! gekommen bin. Nun ja, zu einem Anderen ist es, Dank der Gnade Gottes, freilich gekommen, zwar auch einer Geburt, der neuen aus dem Wasser und Geist. Und die tröstet, wenn das neugeborne Kindlein nur eins versteht, nämlich als ein solches zu sterben. Das schließt allerdings die Kunst ein, mit jedem Jahr, ja mit jeder Stunde, nicht älter, sondern jünger zu werden; denn je jünger, je schöner Kind — und je seliger im Himmelreich. — Ich fühle mich zwar leiblich wohl und bin frisch auf zu meiner Arbeit, aber der Herr giebt mir in der

Gestaltung der Dinge um mich her so viele Feierabendzeichen, so viele Winke, daß ich mein Bündel schnüren dürfe, und ich kann sie nicht länger ignoriren. Ich halte mich demnach gerüstet und wach, daß mein Herr mich wacker finde, wenn er kommt. Es war ja auch an 70 übergenug, wenn „meine Seel' in Gnaden" war. Warum noch weiter? Der Herr wird's wissen. Ihm sei's anbefohlen!" —

1863: „Vergessen wir übrigens nicht, mein Kind, wie sehr es sich für uns schickt, die Wünsche, welche der gnadenreiche Vater droben doch erfüllt hat, so wie die Uebel, von welchen Er sichtbarlich bewahrt hat, nicht zu knapp zu zählen. Die Summa kommt doch immer auf das: Ueberschwänglich über Bitten und Verstehen! hinaus. Das tröstet dann sehr über Vieles. Und nehmen wir dann einen Geburtstag als einen Anhaltspunkt auf der sausenden Fahrt nach Hause, nun, da hocken wir getrost wieder auf der Schiene zusammen, wenn's pfeift, Alt und Jung, mit Sack und Pack, Du sogar mit Schloß und Weinberg und aller L—r Herrlichkeit — und — Trübseligkeit und in Gottes Namen vorwärts, weil wir ja doch wissen, wohin es geht — und den Weg wissen wir auch (Joh. 14). Da läuten Sterbeglocken! O, leb' nur gern, von Herzen gern weiter und sei fröhlich in aller Mühe und Arbeit auf Erden, bis Du so alt sein wirst wie ich oder besser, wie Deine Großmutter, welcher

Du so ähnlich bist — und dann lebe dennoch nicht weniger gern und stirb eben so gern im Vertrauen auf Gottes Gnade, wie, wär's auch schon bei diesem Grabgeläute, Dein Dich fest an's Herz drückender alter Vater."

1864 (nach einer letzten Reise nach Cuxhaven zum Sohne): „Die Wogen-Elbe tanzte hoch und dagegen gerade an die miserable hölzerne Elbe, die mich fuhr, noch höher — bis in die „alte Liebe" hinein. Muth und Magen aber blieben mir frisch und fest und ich konnte am andern Morgen mit W. in einem Schifferboot wieder durch denselben Wellentanz an Bord des Riesenlinienschiffs „Kaiser" rudern und das immense Wunderding von oben bis unten durchstreichen und heimfahren, ohne daß mir anders zu Sinn gewesen wäre, als wenn ich nach der Veddel (Elbinsel) fahre. Das däucht mir wirklich ein Wunder. Der liebe Gott gürtet mich wohl deßhalb noch so mit Stärke, damit ich demnächst dem Charon nicht aus dem Kahn falle!" —

Zum 11. Februar 1864:

Du hast mit blauer Seide fein
Die Decke mir geziert,
Ich wickle Dich in Wolle ein,
Damit mein Kind nicht friert.

Erst wenig Stunden bist du alt
Vom Mutterleib noch warm,
Und in der Welt ist's bitter kalt,
Ach, daß sich Gott erbarm!

Doch ew'ge Liebeswärme pflegt
Und zieht Dich lang und groß,
Und bist Du müde — o sie legt
Dich sanft in Vaters Schooß.

Du siehst, mein herzliebst längst Töchterlein, daß Dein alter Vater in aller Eile — er hat kaum ½ Stündlein dazu — doch auch noch reimen kann und wie Du ihn dazu bringst, sogar noch fortfahren:

Sag', wer Dir näher weilen mag:
Ob der Dich deckt bei Nacht,
Ob der auch für den kalten Tag
Das Röcklein Dir gebracht? —

Dem Anfang des Schlusses Deiner ersten Lebenszille (nach arabischer Zählung) giebt der wunderbar waltende Herr der Tage ein andres Denkmal, den merkwürdigen Sieg deutschen Heldenbluts über dänische H—swuth. Eben liest Mutter aus einem Extrablatt, daß ein Candidat (so ein Ding, wie auch ich einst war), Namens Plogh, in Kopenhagen regiert und den König von Schweden zum skandinavischen König proklamirt hat. — Gewiß einer der größten Auftritte in der augenblicklichen Welttragödie (ich meine nämlich nicht Herrn Plogh, sondern den Sieg und Zubehör).

— Deinen Sachsen und uns Allen sei es ein gutes Zeichen, daß der liebe deutsche Christen-Gott alle mächtig schützen und überschwänglich segnen wolle, die Ihn von Herzen anbeten, fürchten, lieben und Ihm vertrauen. Dies Letztere ist unsere rechte Christenritterschaft in unserm Einzelleben, wie verflochten sonst in's gemeinsame Lebensgewirre wir auch immer sein mögen."

1865, 8. Februar (drei Wochen vor dem Ende): „So will der liebe Gott mir, wie es scheint, doch noch die Freude gewähren, mit eigenhändigen Liebes- und Segensworten mich an Deinem Wiegenfeste, mein heißgeliebtes Töchterlein, bei Dir einzufinden. Die sich nie erschöpfenden Anforderungen des Augenblicks, welche in der That mir daherströmen, wie heute am schneereichsten Tage des bisherigen Winters, das end- und zahllose Flockenheer am südöstlichen Himmel, schienen mir's schon unerbittlich nehmen zu wollen. Da ruft mich der Herr heut früh aus der Stifts-Betstunde durch eine halbe Ohnmacht nach Hause und der böse Knecht hat einstweilig Stubenarrest. Da will ich schnell Dich herzen und segnen zu Deinem ersten Morgen im fünften Lebensjahrzehnt. Mir fällt dabei plötzlich ein, was eine Verwandte für Gehei! und Baha! machte, als mir dieser Morgen erschien. Ich glaube, es sollte die Erinnerung gelten, daß man den Menschen bei'm Schlusse seiner 40 in's alte Register schreibe. Wohin

man mich geschrieben haben mag, weiß ich freilich nicht. Aber das weiß ich, daß ich nie ein Registrirter war und daß ich namentlich vom genannten Lebensalter an mich erst recht der Eintragung meines Namens in das registerliche Buch der Lebendigen freue. Offenb. 3, 5. Das Kirchenbuch oder Leichenbuch fragt nach der Zahl der Jahre, dies Buch nur nach dem Maß des Lebens. Und es weiß von keinem Unterschiede, als von dem, daß Kindesmaß sich füllt zum vollkommenen Mannesmaß. Dies aber ist lediglich das Werk des allmächtigen Lebensfürsten, der auch unser leibliches Leben allmählich von der Herrschaft der Vergänglichkeit und des Wechsels befreit und den ewigen Weg des Lebens in uns heraufführt. Von dieser Gnade immer mehr erfahren ist das größte Glück unserer Reise durch's Land der Jahre, und so schmücke er Deinen Jahrestag mit einem reichen Zuwachs davon. „Jung oder alt, doch erst im Grabe kalt“ singt unser Lappe; wir singen: „Jung oder alt, doch nun und nimmer kalt!“ — Mein alter Zeiger sagt mitunter sehr stark an. Nun, auf dem Leipziger Schlachtgefild durfte ich vor 50 Jahren nicht fallen. Vielleicht sinke ich auf dem Erntefelde des Amts in der tödtlichen Mittagshitze — und der gnadenreiche Sieger rechnet mir's zu Ehren an. Wie Er will! — Nun Ade, ich muß mich rüsten zur Fahrt nach unserm P. N., ihm sein drittes Töchterchen zu taufen. Es ist fürchterliches Schneewetter seit gestern

Morgen. Sei fest umschlungen von der treuen Liebe Deines nachgerade eisgrauen Vaters.

Allerlei aus mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung.

Aus einem Briefe Rautenberg's 1850: Vielleicht hat Deine Mutter Dir erzählt, daß ich auch eine Maria habe, zwar keine Tochter, aber eine Schwester, eine, o wie liebe liebe Schwester! Sie ist nun schon im Himmel. Da war ihre liebe Seele aber fast immer schon, auch als sie noch auf Erden war, besonders bei den schönen Gottesdiensten des Herrn in seinem Tempel. Nie vergesse ich, wie sie einmal in der Petrikirche, wo wir den Messias hörten, mir leise zurief: „Ach, meine Seele ist im Himmel. Könnt' ich doch hier bleiben, bis ich stürbe!“ — Das ist der heilige, königliche Davidssinn. Ps. 27, 4. Den erhalte Dir Gott, mein Kind, all' Dein Leben lang! Da ist Dein Herz selbst ein schöner Tempel Gottes (1. Cor. 3, 17) und Gott ist darin und Du wirst bleiben. Ps. 46, 6.

In Hinweisung auf die Marieen am Kreuz.

Da sei auch Eures Herzens Stelle,
Da schließet Euren Lebenslauf.
Da geh' auch Eurer Seele helle
Der Morgen ew'gen Lebens auf,
Und Jesu Liebe heb' Euch rein
In ihren Edenssonnenschein.

Eine Erzählung, die er öfter mittheilte, war die von einer Frau, die er nach dem Tode ihres Mannes besuchte. Er hatte die Frau konfirmirt und tröstete sie. Auf die Frage, ob denn ihr seliger Mann gar kein Begehren mehr gehabt habe nach göttlichem Trost und dem heiligen Abendmahle? — erwiederte sie sehr treuherzig: Ach ne, Herr Pastor, Sie wissen wohl, mein Mann war nie so vor das Gräßliche.

Besser war's, daß eine recht alte Frau ihm bekannte, wie Gott ihr hartes Herz gefunden und öfter bat: „Man een bitten von't ewige Leben, dat An're kann ick alleen besorgen."

Eine liebe Seele sagte wohl zu ihm, wenn er scharf gepredigt hatte: Heute hast Du Dich wieder mal recht begeistert für das Böse.

So entschieden er auch an seines Amtes und der Kirche Rechten festhielt, selbst den höchsten Behörden gegenüber, so gern geneigt war er, den Bedürftigen gegenüber von seinem Rechte abzustehen. Wie oft hat er die Annahme der Gebühren verweigert und manches harte Geldstück obendrein in die Hand gedrückt, die ihm sich öffnen wollte. Von einer ohne ihre Schuld heruntergekommenen achtungswerthen Familie war ihm zu Ohren gekommen, daß sie die Mittel zur Taufe ihres Neugebornen nicht zu erschwingen vermöge. Nach einer Besprechung mit einem gleichgesinnten Freunde fuhr am nächsten Sonntag schon ein Wagen vor die

Hütte und führte zum freudigen Schreck der Bewohner herbei, was sie schon lange vergebens ersehnt hatten: den Prediger nebst freundlichen Gevattern, aber auch reichen Vorrath an Wein, Kuchen und sonstigen Lebensmitteln.

Jährlich machte er als älterer Mann einen Besuch in Billwerder an der Bille bei einer werthen bejahrten Freundin. Er freute sich darauf wie ein Kind und nahm dann gewöhnlich zwei junge Mädchen mit aus der Verwandtschaft der Dame, seine Schülerinnen. Er war dann grade wie ein Vogel, der dem Käfig entflogen ist. Alle Arbeiten und Sorgen vergessend, überließ er sich ganz seiner Phantasie, die ihn in's schöne Zauberland der Jugendzeit zurückzauberte. Da waren's in Hamm und Horn die Pfade, die er als Jüngling und Bräutigam so oft betreten hatte und nun wieder fröhlich begrüßte. In Billwerder angelangt, war es zuerst die ältere schwerhörige Frau, der er sich mit ganzer Liebenswürdigkeit widmete. „Mama, ich wollte, ich könnte für Sie taub sein," schrieb er ihr auf. Dann ging es in die prächtigen Gartenanlagen. Da war es sein geliebtes Moorfleth, das er von Weitem grüßte, da entzückte ihn fast jeder einzelne Baum unter den seltenen Pflanzen, die es dort giebt. Da schaute er gerührt nach Kirchthurm und Pfarrhaus, das er als Candidat sich einst als schönstes Asyl gewünscht. Einmal ging's mit den

jungen Mädchen in die gewaltigen Heuberge der Vorgärten an der Bille und Jeder baute sich ein tiefes Nest in die duftigen Haufen. „Wo bleibt nun der Pastor?“ rief er lachend und mit Wonne den Duft einsaugend. Ein besseres Heilmittel gebe es nicht für die Nerven, behauptete er. So lag er lang ausgestreckt da, immerfort auf's Anmuthigste erzählend unter dem schönen Heu heraus, über sich den blauen Himmel und um sich Tausende von Singvögel, deren er ja auch einer war.

Bei'm Anblick einer in voller Blüthenpracht stehenden Geisblattlaube sagte er: Diese Blumen sind ganz wunderbar schöne Kronleuchter mit tausend Lichtern, die hat der liebe Gott ganz eigen und schön gebildet und ihnen süßen Duft gegeben. — Sein Entzücken an Blumen jeder Art konnte etwas von Trunkenheit haben, ähnlich wie seine Wonne an der Kinderwelt.

Eine ernstere, tiefere Freude hatte er an den Bäumen und zumal an einer alten Eiche unter den Fenstern seines kleinen Studierstübchens. Ganz eigen, sagte er, hat der liebe Gott diesen schönen Baum gebildet. Nun steht er kahl da und blühet nur; wenn aber die Frucht sich ansetzt, dann bereitet ihm der liebe Gott einen dichten, schönen, grünen Blättermantel. Dann ist die Eiche über und über grün und ihr seht nichts mehr von der sich verhüllenden Blüthe und Frucht. Wenn ich einmal gestorben, dann wird man

diesen schönen Baum auch bald vernichten, aber so lange soll sie mir lieb sein, diese Eiche. — Unerschöpflich war er in Klagen über das rücksichtslose Fällen, Abhauen und Verstümmeln der Bäume um die Stadt her. Die Bau-Deputation nannte er nur die Hau-Deputation.

Leute, die für ihn arbeiteten, vermochte er nicht mehr abzuschaffen. So hatte er einen Schuster, den er als christlichen Mann sehr lieb hatte, mit dem er übrigens nie zufrieden war. Viele Jahre schon quälte er sich bald mit dem unbequemen Fußzeug, bald mit dem schweren Entschluß, ihn abzuschaffen. Es blieb dabei. Eines Tages tritt er sehr heiter in's Zimmer und ruft: Frau, hol' mir eine Flasche Wein! — Was hast Du denn? — Ach, Frau, mein Schuster hat mich abgeschafft! ruft er überfroh. Dem neuen Schuster trug er auf, ihm seine Schuhe nach einer Zeichnung seines Fußes zu machen, den er zu diesem Behufe auf einen ausgebreiteten Bogen Papier setzte. In solch' breiten Schuhen, die ungefähr einer Scholle glichen, ging er nun durch's Leben, er der von Natur einen ganz hübschen Fuß hatte, wie die liebenswürdige Erzählerin bemerkt, der wir dies Geschichtchen verdanken.

Die Abschaffung der weißgepuderten Perrücken, welche die Hamburger Prediger noch lange auf der Kanzel und sonst trugen, verdankt man Rautenberg.

Er hatte mancherlei Unglück damit. Eines Tages, aus dem Wagen in Eile aussteigend, fühlt er, daß die Perrücke ihn oben an einem Nagel zurückhält, so daß der Kopf im Schlage stecken bleibt. Sein schönes, natürliches Haar fliegt über die Stirn. Der Bediente, — es war eine Hochzeit — drückt ihm eilig das unselige Lockengebäude auf's Haupt; er eilt aber sofort in die Küche hinein, fordert Puder und Frisirzeug und muß sich erst von Neuem in den status quo bringen lassen. Folgender Vorfall aber gab den Ausschlag. Er fühlt auf der Kanzel eines Nachmittags ein Krabbeln unter der Perrücke, greift dahin und zieht eine Spinne an ihren langen Beinen hervor. Er pflegte wohl hinzuzusetzen, er habe sie im Zorn hinabgeworfen, einem Beichtkind in den Schooß, das ihm andern Tages die Spinne wiedergebracht und gefragt: Was sie denn verbrochen, daß Pastor Rautenberg sie mit Spinnen von der Kanzel herunter bewerfe? — Ueber das Ablegen der Kopfzierde ereiferten sich anfangs die andern Prediger, folgten aber bald alle nach. So wird glaubwürdig berichtet.

Als Rautenberg die Predigt bei der Missionsversammlung in Rostock gehalten hatte, erschien in den Blättern eine Aufforderung, dieselbe drucken zu lassen, was später geschah. Inzwischen ging Rautenberg mit Mallet in einen Laden, und letzterer fragte beiläufig den Kaufmann, der auch den Senatorstitel trug: Haben

Sie denn auch die Predigt des Pastor Rautenberg gehört? Ja wohl, entgegnete der Kaufmann, sie war nicht übel, so! sö! recht gut — aber im Vertrauen, die Bitte um den Druck der Predigt, die hat er selbst in die Blätter einrücken lassen, das weiß ich. — Lachend verließen die Freunde den Laden.

Ein schon bejahrter Nachtwächter von der alten Garde, die jetzt auch begraben ist, holte ihn eines Tages zu seiner uralten Mutter, die im Sterben lag, nach dem sogenannten „Armenkathen.“ Hier kam ihm eine Menagerie von Hausthieren aller Art entgegen, Ziegen, Gänse, Enten, Hühner. Der Sohn war in die Kammer gegangen, seine Mutter zu wecken: „Mudder, Mudder, wack up, Ehrwürden is da, Mudder!“ — Aber Mudder war inzwischen in den ewigen Schlaf gesunken. Der gute Sohn brach in ein wirklich kindliches, rührendes Heulen aus: Mudder is dodt! Rautenberg segnete die Leiche ein und ging nach Hause. Aber bald war der gute Sohn wieder da und bat und beschwor: „Ehrwürden, ick wull mien Mudder doch so geern en ehrlich Begräfniß geben.“ Rautenberg sollte ihm helfen, dem Armenbegräbniß zu entgehen. Das Geld bekam der Nachtwächter zusammen, aber die Erlaubniß, seine Mutter selbst zu begraben, war nicht zu erlangen. Denn damals und bis vor Kurzem ward streng darauf gehalten, daß, wer Armengeld bekommen hatte, auch von der Armenordnung mit

plattem Sarge begraben werden mußte. Da stahl der Nachtwächter die Leiche seiner eigenen Mutter, brachte sie anderswo hin, begrub sie ehrlich und danach zeigte er es an. — Diese und ähnliche Vorfälle mußten freilich von Rautenberg selbst vorgetragen werden, um sie als Charakterzüge aus dem Leben unseres Hamburgischen Volkes würdigen zu können. Denn das sind sie und keineswegs bloße „Anekdoten" zum Lachen.

Als er einmal in der Predigt sagte: Ihm wäre es recht, wenn der Tag 48 Stunden hätte, bekam er einen Brief von Jemandem, der ihn sprechen wollte. Eine barsche Stimme rief ihm entgegen: Sünd Se de Mann, dee Gotts Ordnung umkehren will? — Der Mann ließ sich bedeuten, gab ihm die Hand und sagte: Na, dat's man good, ick har ümmer Goods von Ihnen hört, da wär mi doch bang, dat Se gegen unsen Herrgott anwullen. —

Eine Dame, die ihm schon weniger vortheilhaft bekannt geworden war, kam eines Tages und bat sehr dringend um Unterstützung. Rautenberg, sehr beschäftigt wie immer, wies sie etwas kurz ab. Die Dame, tief gekränkt, erhob die Stimme und rief: Wir sind die Tugend selbst und müssen also leiden. Rautenberg wendete sich sofort von seinem Pulte um und sagte verbindlich: Ach, das freut mich doch sehr, daß ich endlich Gelegenheit habe, die Tugend in Person kennen zu lernen. Bitte, setzen Sie sich, Fräulein Tugend,

Seine Dienstboten hatten es gut bei ihm, denn er sah sie als Theile der Familie an, worin seine Gattin und Kinder mit ihm übereinstimmten. Eines seiner Dienstmädchen hatte er über 16 Jahre. Sie hat in ihrer Küche manchen Strauß für ihren Herrn tapfer ausgefochten und er nannte sie nicht anders als seinen „Küster.“ Erst als sie krank ward, verließ sie den Dienst. Sie war so maßlos traurig bei seinem Tode, daß man voraussah, sie werde ihn nicht lange überleben, nach drei Monaten schon ist sie ihm in die Ewigkeit nachgefolgt.

Die Osterzeit war immer die schwerste für ihn und meistens fielen seine Unpäßlichkeiten in diese Zeit. Er litt öfter an hartnäckiger Heiserkeit, auch wohl einmal an einer geschwollenen Zunge, weil er mit diesem Gliede am Meisten sündige, wie er ehrlich genug sagte. Schon 15 Jahre vor seinem Ende schickte ihn sein Neffe und Arzt, Dr. Herrmann Rautenberg, zu dem er großes und gegründetes Vertrauen hatte, in's Seebad, das ihn stets wunderbar kräftigte. Denn er badete nicht bloß den Leib, sondern auch die Seele gründlich aus in Gottes großer Schöpfung und je karger ihm die Zeiten der Erholung zugemessen waren, desto mehr holte er sich allen Honig aus diesen Erquickungsstunden. In den letzten Jahren hatte er zuweilen gegen Ostern bis in die Mitternacht die Auf=

säße der Confirmanden nachgesehen, ganz gegen seine Gewohnheit. Er mußte Abends schon etwas vorgeschlafen haben, um Nachts schlafen zu können. Im letzten Sommer 1864 besuchte er sein liebes Scharbeutz, aber nicht so lange wie sonst, da er in einem befreundeten Hause eine Tochter kopuliren wollte, weßhalb er schon nach 14 Tagen wieder heimkehrte. Mit seiner Frau und Schwiegerin machte er noch die weitesten Spazierwege und verleitete sie, weiter zu gehen als sie beabsichtigten, um ihnen noch eine oder die andere Aussicht zu zeigen. Wie freute er sich an ihrer Freude! Es war seine letzte weitere Ausflucht, die Reise zum Sohne nach Cuxhaven ausgenommen, von der wir oben gelesen. Er gönnte sich kaum einen Tag der Erholung. Nach Neujahr war er eine Zeit lang ohne seine Frau, die ihm sonst seit Jahren mit kurzen Unterbrechungen immer treu zur Seite war, da grade seine Tochter der Pflege bedurfte. Zwei Enkel hatte er bei sich, zu seiner großen Freude. Nach ihrer Rückkehr im Februar merkte sie ihm noch nichts an, bis jene Ohnmacht erfolgte in der Stiftskirche, wo er predigte. Am 16. Februar wiederholte sich dies in der St. Georgskirche, als er die Donnerstagspredigt hielt.

Seine letzten Predigten waren folgende gewesen: Am fünften Epiphaniassonntage, zugleich der Feier von Anschar's 1000jährigem Todestage predigte er über Luc. 2, 22—32: „Von dem schönen Abend

der Knechte Christi in dem Lichte seiner Erscheinung.“ Er ist 1. ein heißer Dank für den herrlich lichten Morgen ihres Gnadenberufs, 2. ein erquickendes Zeugniß, daß ihre Mühe und Arbeit dem Herrn ein angenehmes Opfer sei, 3. die entzückende Wahrnehmung, daß die Nacht vorher sich ganz verliert in dem Lichte des Herrn. Am Sonntag Septuagesimä über Matth. 20, 1—16: Die Herrlichkeit des Herrn unter seinen Arbeitern im Weinberge. 1. In dem Glanze seiner Allwissenheit übersieht sein Auge keinen Einzigen, 2. seinem allmächtigen Schutze entzieht sich kein Einziger, 3. seine allerbarmende Gnade spricht am Schluß allein das Urtheil. — Einen schöneren Schluß seines 44jährigen Arbeitstages in diesem Weinberg konnte der Herr seinem Knechte nicht bereiten als durch diese beiden Predigten, da er sich noch selbst als Simeon schildern durfte und ausrufen, auch als ein würdiger Nachfolger Anschar's, des nordischen Apostels: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren! Er hatte seines Heilands Herrlichkeit mit Augen des Glaubens vorausgeschaut.

An jenem Donnerstag in der Sakristei hatte er den Text Matth. 11, 25—30 („Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“). Von dem Kirchengebet las er nur den Anfang und dann den Schluß: „Und wenn zuletzt unser Ende kommen wird, daß wir aus dieser Welt werden scheiden müssen, so

stehe uns bei mit Deiner Gnade, reiße uns mit Deiner allmächtigen Hand aus der Todesnoth.“ — Da wankte er nach seinem Stuhl, ward todtenbleich, doch verlor er die Besinnung nicht. „Singen, singen“ sagte er leise. Während man ihn mit stärkendem Wasser rieb, ward der Schlußvers gesungen und bald hatte er sich wieder so weit erholt, um in dem bereit stehenden Wagen nach Hause zu fahren. Lebend betrat er seine liebe Kirche nicht wieder.

Der herbeigerufene Arzt meinte, er solle ausfahren, und so fuhr er mit den beiden Enkeln und war unterwegs sehr heiter. Am anderen Tage begleitete ihn der treue Freund Robert Schneider, der auch manchen Sommertag mit ihm die Berge und Thäler des Harzes und der sächsischen Schweiz durchstreift hatte. Er klagte doch, es presse ihn etwas auf der Brust. Nächsten Tags am Sonnabend kehrte die Ohnmacht wieder, auch dieses Mal erholte er sich bald und fuhr aus. Am Sonntag war es, wo ihn der Arzt nach abermaliger Ohnmacht in's Bett beorderte, da er fieberte. Von da an ist er nicht mehr aufgestanden. Es beruhigte ihn, daß seine Frau auf dem Sopha im Zimmer bei ihm die Nächte zubrachte. Die Ohnmachten rührten von Krampf am Herzen her. Er lag schon viel im Halbschlummer und phantasirte. Er sagte einmal: ich muß Herrmann (den Arzt) doch fragen, was er meint, ob ich sterbe? Die Frau ent-

gegnete, das könne ihm der auch nicht gewiß sagen. „Das weiß ja nur Gott, und Du hast ja einen treuen barmherzigen Gott!“ — „Ja, den hab' ich und selig sterb' ich auch.“ — Er hatte vor wenigen Monaten geäußert, er werde bald den lieben Stöber sehen, dessen Erzählungen für ihn „Confekt“ waren, wie er sagte und den er niemals im Leben gesehen. Dieser starb sechs Wochen vor ihm, das hatte ihm schon die bestimmtere Vorahnung des nahen Endes gegeben. Uebrigens war sein Bewußtsein viel unterbrochen. Doch kannte er die ihn Umgebenden sehr gut. „Ich habe es gut,“ sagte er einmal, „lauter befreundete Gestalten um mich her. Der Doktor sagt, ich solle schlafen, das ist schön. Ein ganzes Blumengewebe sehe ich und die lieben Gestalten dazwischen. Das legt sich wie Schlaf auf meine Augen.“ — Dazwischen kamen Gedanken an die Amtsgeschäfte und Fragen, ob auch Alles besorgt werde und nichts vergessen sei. Sein Geist arbeitete sichtlich fort in der gewohnten Weise.

Der letzte Schritt, an dem Rautenberg sich in kirchlichen Dingen betheiligte, war der gewesen, daß er gegen die Gleichberechtigung einer Taufe ohne apostolisches Glaubensbekenntniß bei dem Senate mit protestirt hatte. John hatte nicht gewußt, daß ein solcher Schritt im Werke war. Ich bedachte nicht, sagte er nachher voll Freuden, daß auch hinter den Bergen noch Leute wohnen. Und wie freute sich Rautenberg,

als auch John sich einfand, da die Eingabe ad Senatum festgestellt wurde. Freilich eine Antwort bekam man nicht und es kann jetzt mit und ohne Apostolicum in Hamburg nach Belieben getauft werden. (Das ist selbst im ultra=liberalen Canton Zürich noch nicht der Fall.) — Noch in der Nacht vom 21. bis 22. Febr. hatte ihn diese Sache beschäftigt, die ihm schwer auf dem Herzen lag, wie ein letzter Stoß auf die Grund=lagen aller kirchlichen Ordnung. Past. Sengelmann kam am nächsten Tage zu ihm, auf den Wunsch seiner Frau, da er vielleicht das Abendmahl begehren möchte. Wir lassen ihn erzählen. „Bei'm Eintritt leuchtete sein Auge so freundlich auf und er hieß mich so herz=lich willkommen. Was er aber Liebes sagte, wußte ich nicht anders als mit dem herzlichsten Danke dafür zu erwiedern, daß ich von ihm als kleiner Junge zu=erst das Wort des Lebens vernommen. Er sagte dann: An euch Jüngeren bin ich immer wieder frisch ge=worden. — Und Du bist es Gottlob auch geblieben. Ja, dem Herrn sei Dank, ich fühle mich jetzt auch frisch. Ich habe den Herrn gebeten, er möchte auf meinem letzten Lager nicht gar zu ernst mit mir sein und so ist es denn auch jetzt, als wenn der Vater lieblich mit seinem Kinde spielt. — Nun wollten aber die Amtsgedanken durchbrechen, die mußte ich zurück=weisen. Scherzhaft verpflichtete ich ihn zum Gehorsam und er erwiederte: Ja, ich will Dir auch gehorsam

sein, ich will von solchen Dingen nicht reden. Er wandte sich dann zum Fragen nach meiner Frau und meinem Schwiegervater, und schloß beim Weggang mit den Worten: Das war die beste Medizin, daß Du gekommen bist." — Der Gedanke, doch wieder gesund zu werden, kam ihm noch öfter. Seine Tochter kam zur Stadt, die er seit Januar nicht gesehen; er rief ihr zärtlich entgegen: „Mein Kind! mein Kind!" — Dann ward er wieder unklarer und schlummerte einige Tage fast fortwährend, währenddem er Unterricht zu geben oder die erwähnte kirchliche Streitigkeit durchzukämpfen schien. Er klagte, er leide sehr, und trank viel Wasser. In der Nacht vom 22. bis 23. Febr. rief er auf einmal laut aus: „Ich segne meine Gemeinde, ich segne, segne sie, sie sollen alle selig werden." Ein andres Mal sagte er: „Ich verlasse mich ganz auf die Gnade meines Herrn und Heilandes Jesu Christi." — Meistens aber schien er, wenigstens der Außenwelt gegenüber, unbewußt. Er konnte nicht mehr ohne Hülfe eines Wärters gehoben werden. Ein Veilchenstrauß ward ihm einmal gereicht, er sagte: „Das erfrischt, Waldesduft" — auch auf die Zunge legte man ihm wohl Eis zur Erfrischung. Seinen Sohn erkannte er übrigens sogleich und fragte nach Frau und Kindern. Die älteste Tochter war in Meran durch Schneegebirge von ihm geschieden und hat ihren Vater nicht wieder gesehen. Er glaubte sich einmal

in Blumen wie begraben — es war eine Vision seines bevorstehenden Begräbnisses — und sagte: Es ist doch eigentlich ein Unsinn, so viel Blumen, fast darunter begraben!

Am 1. März, dem Aschermittwoch, da er sein 75. Jahr antrat, lag er still und starr oder griff unruhig um sich. Auch der noch hinzugerufene Dr. Tüngel redete ihn nicht mehr an. Endlich war's, als schliefe er recht sanft und tief einige Stunden lang. Unten spielte eine Orgel leise durch die Nacht die Melodie: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Die Nächsten alle saßen um sein Bett. Es rührte sich nur noch sein Hemd, sonst spürte man nicht, daß er noch athme. „Nach und nach ward's stiller und zuletzt ganz stille. Er war entschlafen und wir konnten aus Herzensgrunde, wenn auch unter vielen Thränen sagen: o wie selig, selig muß ihm sein! welch' ein gnadenreiches schmerzloses Ende! Ja all' diese Zeit hatte sich's gezeigt, welch' eine Liebe er doch in der Gemeinde habe. Die Hausthüre stand in allen den Tagen offen und stets war die ganze Diele angefüllt mit Menschen, die ihre Thränen zum Dankopfer brachten und es oft laut bezeugten, wie lieb sie ihn gehabt, was sie ihm zu verdanken hätten. Durch die ganze Gemeinde ging die Wehklage: Wir haben unsern Hirten verloren! Fremde redeten andre Fremde auf der Straße an: unser Vater ist uns genommen,

unser Hirte uns geraubt. Es war eine große Todtenklage.“ —

Am Montag 6. März waren viele Tausende von Menschen von früher Morgenstunde an gekommen, ihm die letzte Ehre und Liebe zu erweisen. Seit langer Zeit war eine solche Leichenfeier nicht vorgekommen. Die große Kirche war bald so angefüllt, daß Viele draußen bleiben mußten. Der große Platz, die benachbarten Straßen, Alles war voll Menschen. Das Haus faßte nur Wenige, dort hielt Pastor Dr. Baur am Sarge die Rede, die der „Nachbar“ gebracht hat. Sie gehört wenigstens stellenweise hierher. „So bist Du nun von uns geschieden, mein lieber Bruder in dem Herrn, und Dein Haus, aus welchem Du so oft hinausgegangen bist, um die Trauernden zu trösten, und über dessen Schwelle so manches traurige Herz gekommen ist, um bei Dir den kräftigen Trost aus Gottes Wort zu suchen, das ist nun selbst durch Deinen Tod zum Trauerhause geworden. Mir tritt in diesem Augenblicke der Tag so lebhaft vor die Seele, an dem ich vor vier Jahren zuerst dies Haus betrat, wie er mir da voll Freude erzählte, daß ihm kurz vorher ein neuer Priesterrock zu seinem Amte geschenkt worden und wie er als ein alter Samuel vor seiner Gemeinde dafür seinen herzlichen Dank ausgesprochen habe. Und nun ist ihm schon das hochzeitliche Kleid angezogen, in dem er erscheinen soll in der Herrlichkeit, da unser

Herr die Auserwählten versammeln will zu seinem großen Abendmahl. — Hier in diesem Hause laßt mich davon reden, was er für das Haus war, nicht nur für sein eigenes, sondern auch für das Haus der Glieder seiner Gemeinde. Denn grade in seiner seelsorgerlichen Thätigkeit lag ja seine eigenthümliche Kraft und ist er uns allen darin ein Muster geworden. Er hat als ein treuer Diener seines Herrn sich das Wort des Jacobus gesagt sein lassen (Jac. 1, 27.). — In diesen Tagen ist mir mehrere Male und auch von Leuten, welche nicht gerade seiner Ansicht waren, gesagt worden: Er wußte auf besondere Weise in schweren Stunden die Worte zu finden, die zum Herzen gehen, wußte immer durch seinen Zuspruch zu trösten und zu erheben. Es ist aber gerade diese seelsorgerliche Thätigkeit keine leichte Arbeit in unseren Gemeinden. Vor langen Jahren, als er sein Amt antrat, war seine Gemeinde noch klein. Sie ist unterdessen mit ihm gewachsen. Die Kinder, die er sich heranzog, hat er nachher als mündige Christen sich zu erhalten gewußt. Die Fäden, die einmal angeknüpft waren, hat er fortzuspinnen verstanden. O, in wie manchem Hause hat er den Bewohnern das Wort des Propheten in das Herz und auch auf die Lippen gelegt: Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkünden! Ja, meine lieben Amtsbrüder, keinem sei es zu Liebe gesagt und keinem zu Leide, in diesem

Stücke hat er mehr gearbeitet, denn wir Alle. — Und wie er auch frisch und muthig hinausging in den Kampf mit der Welt, so hat er sich doch unbefleckt von der Welt erhalten. Wenn er auch wohl einmal ein rasches Wort gebraucht hat, so hat die Liebe ihm auch das vergeben können, weil sie fühlte, daß es aus einem liebevollen Herzen hervorging und daß auch seine Schwächen zusammenhingen mit dem Eifer um das Haus des Herrn, der die wesentliche Triebkraft seines Lebens bildete. Und wenn er nun geschieden ist, so fühlen wir, daß ein Vater von uns geschieden ist. — Man hörte es aus den Worten, man las es in den Thränen Aller, daß die ganze Gemeinde einen Vater an ihm verloren. Dies sein Gedächtniß werden wir am besten ehren, wenn wir von diesem rechtschaffenen Streiter Christi das Gelübde Josua's uns recht tief in's Herz hinein rufen lassen: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. — Wir sagen Dir dies letzte Lebewohl, mein Bruder, in herzlichem Dank gegen den treuen Gott, der an Dir das Wort hat in Erfüllung gehen lassen: Ich will euch tragen bis in's Alter und bis ihr grau werdet, ich will's thun, ich will euch heben und tragen und erretten. Die Gnade Deines barmherzigen Gottes wird jetzt auch Dein unsterbliches Theil aufnehmen und es geleiten vor den Richterstuhl Christi, damit Du dort das gnädige Wort

vernehmest: „Ich bin hungrig gewesen und du hast mich gespeiset“ — (Matth. 25, 35 ff.).“ —

Im Sterbehause hatten sich der Patron der Kirche, Senator Goßler, fast sämmtliche lutherische Prediger der Stadt, der Vorstädte und des Landgebiets, die Kirchenvorstände und sehr viele Freunde eingefunden. Der Chor des Rauhen Hauses sang einige seiner schönsten Choräle. Der Sarg war bedeckt mit Palmenzweigen und Blumenkränzen, wie die Leiche ganz mit den duftigsten Blumen zugedeckt war, durch die Liebe aller derer, die ihn noch hatten sehen wollen. So trug man ihn zum letzten Mal in seine liebe Kirche und setzte den Sarg vor den Altar nieder. Das Lied erscholl: „Jerusalem, du heil'ge Gottesstadt“ und alsdann hielt Pastor Sengelmann, den der Entschlafene ausdrücklich dazu bezeichnet hatte, ihm seinen „Nachruf“, vielmehr er flocht ihm „den Ehrenkranz“, den die trauernde Gemeinde auf den Sarg ihres Hirten legt, 1. aus dem Zeugniß, das die Wahrheit ablegt, 2. aus dem Gelübde, das die Liebe thut, 3. aus dem Wunsche, mit dem die Hoffnung aufwärts blickt. Er vollzog so auf die würdigste Weise, was der heimgegangene Freund schon vor 34 Jahren am Schluß einer Predigt über sein Lieblings-Evangelium vom Jüngling zu Nain im Liede sich ersehnt hatte:

Gesegnet sei mit tausend Freuden,
Wer einst mich auf die Bahre legt,

Und sanft aus diesem Haus der Leiden
Zu dir, du Fürst des Lebens, trägt.
Ach decke meiner Seele Schaden
Dann ganz mit deiner Liebe zu
Und gönne mir, o Herr, aus Gnaden
An deinem Herzen ew'ge Ruh!

Wir setzen voraus, daß diese Rede fast Allen, die dies lesen, durch den Druck bekannt geworden ist. Das Klopstock'sche: Auferstehn, ja auferstehn — erscholl als Abschiedsgruß. Noch einmal trug man ihn um das Gotteshaus herum, das seines irdischen Lebens Mittelpunkt gewesen, und alsdann zur Kapelle des Friedhofs zur letzten Ruhe hinüber. „In die dicht gedrängten Tausende erschollen die heiligen Gesänge und wurde die Feier zu einem Triumphzuge, der einen Fürsten im Reiche Gottes an das Thor der seligen Ewigkeit geleitete." Mehrere Knabenchöre sangen abwechselnd, in der Kapelle wurde das „Heilig, heilig" angestimmt. An der Gruft sprach Pastor Dettmer die kurze Grabrede und den Segen. Frauen und Jungfrauen streueten die Fülle von Blumen in die Gruft hinab, und ein Sängerchor beschloß die Feier. Aber als die Trauerglocken, die Reden und Gesänge lange schon verhallt waren, wallfahrtete das Volk noch zu seinem Grabe. „Noch bis spät an den Abend, während der Mond hell vom Himmel herab auf das frische Grab schien, wandelten unablässig Gruppen zu der Stätte, wo der ruhte, über dem, wie über Allen, die

ihm gleichen, das Wort sich erfüllen wird: Sie werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Fast ein Vierteljahr nachher war es, als die Tochter mit einer Droschke nach dem Trauerhause fuhr und vor der Thüre dem Fuhrmann das Geld abzählte, daß dieser zu ihr sagte: „Hebben Se em nu all vergrabn? Hebben Se em nu all vergeeten?" — „Ne", erwiederte die Tochter, „den vergeet ick ook nie, dat ist mien Vatter." — „Ick wull dat ook nich geern! He hett mi döfft, he hett mi konfirmeert, he hett mi troot, mien Kinner döfft un insegent, ick wull dat ook nich geern, dat de vergeeten würd." Nein, Rautenberg wird nicht vergessen werden, so lange Hamburg steht.

Den Schluß mache aus dem „Nachruf am Grabe des seligen Pastor Rautenberg", von H. J. im „Nachbar" ihm dargebracht, Einiges, was durch seine schlichte und tiefe Herzlichkeit auch gerades Weges zum Herzen dringt.

„Zu den allerfrühsten Erinnerungen aus meiner Jugend gehört ein Spaziergang, den mein Vater mit mir machte und auf welchem Pastor Rautenberg uns begegnete, der mir, wie es seine Weise war, die Hand auf's Haupt legte mit den Worten: „Gott segne Dich, mein Kind!" So oft ich später den Namen des Entschlafenen hörte, trat mir beständig das liebliche Bild vor Augen, wie er die Kinder, die ihm rechts und

links begegneten, freundlich grüßte und segnete. — Als ich hörte, daß der Mann mit dem göttlichen Eliaseifer mein erster Vorgesetzter in der Arbeit für die Gemeinde werden sollte, wurde mir's bange und ich meinte, mit mir werde der Mann nie zufrieden sein. Aber seine Liebenswürdigkeit überwand rasch meine Furcht und vier Jahre hatte ich das Glück, seines vertrauten Umgangs zu genießen. Je genauer ich ihn kennen lernte, desto größer wurde er mir, doch man fühlte dieser Größe gegenüber keinen Druck. — Der Kindessinn des Greises machte es Einem so wohl in seiner Nähe, seine ächte Demuth und Herzensniedrigkeit öffnete Einem das Herz und man ließ ihn gern hineinblicken in die verborgensten Winkel und dann hatte sein beredter Mund immer einen Reichthum von Trost zu spenden, der unerschöpflich war und dabei sprach aus seinem Gesicht die lebhafteste Theilnahme und die zärtlichste Liebe. Was er that, das that er ganz und wo er war, da war er ganz. Wie oft habe ich mich gewundert, wenn ich ihn traf in den Hütten der Armen und sah, daß die kleinsten Umstände des Familienlebens sein lebhaftestes Interesse in Anspruch nahmen und wie er sich eine volle Stunde mit den Leuten unterhalten konnte und jedes seiner Worte einen Inhalt hatte, davon die geistlich Kranken genesen konnten. — Wie oft hat der liebe Alte auf meine Berichte von Kranken sofort die Reise nach Barmbeck zu Fuß unter-

nommen in Wind und Wetter. Noch kurz vor seinem Ende lief er, als ich ihm über einen Sterbenden auf dem Deich berichtet hatte, rasch wie ein Jüngling zu dem Sterbelager und der Kranke entschlief unter seinem Segen. — Ich dachte bei seinem Heimgang an das Wort Elisa's: Mein Vater! mein Vater! Wagen Israel's und seine Reiter! Wir haben einen Vater verloren, wir seine Beichtkinder, und die Kirche hat einen Helden verloren, der manche Schlacht gekämpft hat mit der Lüge und der es ritterlich verstand, die Waffen der Wahrheit zu führen. Er hat sich müde gekämpft für die Wahrheit und müde gewartet an seinen Kindern und oft bei'm Hinblick auf die ewige Ruhe gesagt: Ich bin müde. Sein Lieblingsgesang war in der letzten Zeit Phil. Nicolai's: Wachet auf, ruft uns die Stimme. Wir wollen nach Hebr. 13, 7 seinem Glauben durch Gottes Gnade nachfolgen, damit auch wir die Ruhe ererben, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes."

Ja, wir werden ihn wiedersehen und unser Herz wird sich freuen.

Inhaltsverzeichniß.